ORI
Ger
915.4
Gra/Rei
57691

00057691

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 02 April, 2016

Reise nach Ostindien

über Palästina und Egypten

von Juli 1849 bis April 1853.

Von

K. Graul, D. Th.,

Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig,
Mitglied der histor.-theologischen und der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

57691

Vierter Theil:

Der Süden Ostindiens und Ceylon.

Erste Abtheilung.

Mit einer Ansicht des Siva-Tempels in Tanjore.

Leipzig, 1855.
Dörffling und Franke.

00057691

Reise in Ostindien

von December 1849 bis October 1852.

Von

K. Graul, D. Th.,

Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig,
Mitglied der histor.-theologischen und der deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Zweiter Theil:

Der Süden Ostindiens und Ceylon.

Erste Abtheilung.

Mit einer Ansicht des Siva-Tempels in Tanjore.

Leipzig, 1855.
Dörffling und Franke.

Seiner Majestät,

dem

König Friedrich VII. von Dänemark

als

Ausdruck ehrfurchtsvollen Dankes

für die großen Verdienste des Hohen Dänischen Königshauses

um die Gründung, Festigung und Ausbreitung

der

Evangelisch-Lutherischen Kirche in Ostindien

allerunterthänigst gewidmet.

Vorwort.

Hiermit übergebe ich den vierten Band meiner Reisebeschreibung dem Publicum. Er enthält die erste Abtheilung meiner Reise in den Süden Ostindiens und nach Ceylon.

Da meine indischen Specialstudien diesem Gebiete gelten und mein Aufenthalt daselbst von verhältnißmäßig langer Dauer war, so lag mir bei Abfassung dieses Berichtes die Versuchung nahe, meine Leser mit gelehrten Specialitäten über das Maß hinaus zu behelligen. Ich hoffe, es ist mir gelungen, dieser Versuchung gehörig zu widerstehen. Was ich in den Anmerkungen am Ende des Buches Gelehrtes gegeben habe, kann, ohne Eintrag für das allgemeine Verständniß, von dem Leser, den kein besondres gelehrtes Interesse zu dieser Lectüre führt, allenfalls ungelesen bleiben.

Diejenigen dagegen, welche grade an der wissenschaftlichen Seite meiner Reise das Hauptinteresse nehmen, verweise ich besonders auf meine „Bibliotheca Tamulica“*, wovon bereits zwei Bände vorliegen, auf die „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“, wo ich Uebersetzungen aus den tamulischen Classikern zu geben angefangen, und auf das „Ausland“, in welchem ich auf einen allgemeinen Leserkreis berechnete Proben aus der tamulischen Literatur nach einander mitzutheilen gedenke.

Die Freunde der christlichen Mission werden in diesem Bande nur vereinzelte Nachrichten und Urtheile in Bezug auf die Plan-

* Siehe hinten S. 330, Anm. 86.

zung der christlichen Kirche im Tamulenlande finden. Ich vertröste sie auf den folgenden Band, worin eine zusammenhängende, vollständige Darstellung in dieser Beziehung geboten wird. Einstweilen dürfte die hier gegebne Detail-Schilderung von Land und Leuten nicht unwillkommen sein. Wer die christlichen Missionsbestrebungen in ihren Mitteln und Erfolgen verstehen und würdigen will, der muß vor allen Dingen das Missions-Terrain kennen.

Der fünfte und letzte Band, der die Reise in den Süden Ostindiens und nach Ceylon zu Ende bringt und mit der Rückkehr schließt, wird bald nachfolgen; er ist im Manuscript längst fertig und zum Theil auch schon gedruckt. Eine Karte von Südindien mit besonderer Berücksichtigung der dortigen Missionen wird ihn begleiten.

Noch Eines. Ich habe in die Beschreibung mehrere an Ort und Stelle geschriebne Briefe eingewebt und werde deren auch ferner einweben — freilich mit Zusatz und Weglaß. Es liegt mir nur daran, die ursprüngliche Frische der Darstellung zu bewahren. Den natürlichen Schmelz, den die unmittelbare Anschauung über Alles hinhaucht, kann die Erinnerung mit aller Kunst nicht nachmachen.

Mögen nur die Bilder des tamulischen Volkslebens, die ich in möglichster Anschaulichkeit dem Leser vorführe, nicht bloß durch den Reiz der fremden Farben die Einbildungskraft in ein angenehmes Spiel setzen, sondern vor allem durch den Ernst ihrer Züge die Erkenntniß „heimbringen", daß die wahre Verjüngungsquelle auch für dieses Volk nirgend anders als in dem lebendigen Brunnen des Evangeliums zu suchen ist. Das gebe Gott!

Inhalt.

—

I. Aufenthalt im Cavery-Delta.

Von den Nilagiris über Tritſchinopoli und Tanjore nach Trankebar . . . . . S. 3

Reiſe von Kaiti über Kunur nach Cotagherry, S. 3. Eine reizende Villa, S. 4. Von Cotagherry die Nilagiris hinab über Sonnamallay nach Matypoliam, S. 5. Eine Poſtreiſe in Indien, S. 6. Avenaſchi, Nulloor, Caroor, S. 7. Tritſchinopoli, Sriranga, S. 8. Die Vaiſchnavas und die Saivas, S. 9. Die heiligen Lieder der Vaiſchnavas, S. 10. Die ſchöne Pagode mit dem coloſſalen Stier in Tanjore, S. 11. Das vom König dem Miſſ. Schwarz zu Tanjore errichtete Denkmal, S. 11—12. Von Tanjore über Mayaveram nach Trankebar, S. 13.

Aufenthalt in Trankebar . . . . . S. 14

Die lutheriſche Kirche in Trankebar, S. 14. Die unbelebte und die belebte Natur in Trankebar, S. 15—16. Die europäiſche Geſellſchaft daſelbſt, S. 16—17. Das erſte Waſſer, S. 18. Sehnſucht der Eingebornen nach der alten däniſchen Herrſchaft, S. 19. Billiges Leben in Trankebar, S. 19—20. Eine liebliche Abſchiedsſcene, S. 20. Die Anhänger Rom's und Goa's, S. 20. Ein engliſcher Heiden-Freund, S. 20—21. Die Ziegenbalg'ſchen Plätze, S. 21. Heidniſcher Hocuspocus, S. 22. Das Seminar und die Gewerbſchule der lutheriſchen Miſſion, S. 22—23. Können europäiſche Handwerker oder Coloniſten in Indien der Miſſion dienen? S. 23—24. Die Brüder-Miſſion in Trankebar, S. 24—25.

Nähere und fernere Umgebungen von Trankebar . . S. 25

Allgemeines, S. 25. Luſtpartie nach Sandirapadi, S. 26. Eine Götzenweihe, S. 27. Porciar bei Trankebar, S. 27—28. Itſchiladi, S. 28—29. Kattutſcheri, Tilleijali, Todaripöttei, S. 29. Ein Feſtmahl bei einem tamuliſchen Gutsbeſitzer, S. 29—30. Perija-Manika-Pangu; heidniſcher Ahnendienſt neben dem Chriſtenthum, S. 30. Eine indiſche Ziegelei; Velipaleiam; Sattankudi, S. 31. Das Haus eines tamuliſchen Schiffsherrn, S. 31—32. Tirumejnanam, Tirukadeijur; die Brahminen in der Klemme, S. 32. Der heilige Kampf der Sivaiten; religiöſe Naivetät der Hindus, S. 33. Ein tamuliſcher Schwabenſtreich, S. 34. Kunſt und Götzendienſt im Bunde, S. 34—35. Puthenur. Die tamuliſche wilde Jagd, S. 35. Dienſt des Eyenar,

S. 35—36. Ausflug nach Caverypattanam, S. 36. Der mystische Dichter Pattana Pilley, S. 37. Die Fischer der Küste, S. 38. Ein interessanter Brahmine, S. 38—39.

Ausflug nach Chillambram . . . . . S. 39

Der Aether-Linga-Tempel in Sittambalam. Die Hymnen des sivaitischen Dichters Manikavasacher, S. 39. Sein „Hoheslied", S. 40. Rasthäuser auf Speculation. Veittisveren-Kovil. Der sprachgewandte Beschi, S. 41. Ein tyrannischer Tambiran. Schialli, S. 42. Unterredung mit Heiden. Heilige Wasserträger, S. 43. Der heidnische Gastfreund in Ranganathapuram, S. 43. Landesüblicher Empfang. Der Kolerun. Der muhamedanische Gastfreund in Sittambalam, S. 44. Ein von der „Universität" zurückgekehrter Hindu-Jüngling, S. 45. Der berühmte Tempel zu Sittambalam, S. 45—46. Sivaitisch-buddhistischer Kampf, S. 46. Die unwissenden Tempel-Brahminen, S. 47. Die Muhamedaner in Sittambalam, S. 47—48. Abermalige Einsprache bei dem heidnischen Gutsbesitzer in Ranganathapuram. Der verblüffte „Hauspfaff", S. 48. Die verschiednen Standpunkte der Vedas, S. 49—50.

Von Trankebar nach Nagapatnam . . . . . S. 51

Ein tamulisches Reisefuhrwerk, S. 51. Schöne Straße nach Kareikal, S. 51—52. Französischer Charakter von Kareikal. Ankunft in Nagapatnam, S. 52. Eine Ruine aus der Zeit der Buddhisten oder Djaina's. Gottesacker und Kirche der Holländer, S. 53. Das holländische Fort. Eine heidnische Procession, S. 54.

Von Nagapatnam nach Point Calimere . . . . . S. 54

Unannehmlichkeiten einer indischen Reise, S. 54—55. Ein nächtliches Strafexempel. Schwierigkeiten in Kallimödu, S. 56. Das lustige Obdach zu Vedaranyam, S. 56—57. Die Wüste und die Eingebornen. Ankunft in Point Calimere, S. 57.

Aufenthalt in Point Calimere . . . . . S. 58

Ungünstiger Wind für die Ueberfahrt nach Ceylon. Die Umgegend von Kodikarei, S. 58. Tamulisches „Wald-Lob", S. 59. Der Kural, S. 59—60. Ein einheimischer Barbier, S. 60. Aufbruch nach Trankebar, S. 61.

Rückkehr nach Trankebar . . . . . S. 62

Ein eingeborner Untercollector. Der Kallimödufluß. Ankunft in Nagapatnam, S. 62. Die Wesleyanische Mission daselbst, S. 63—64. Aufenthalt in Kareikal, S. 64—65. Tamulische Schauspieler, S. 65.

Von Trankebar nach Combaconum . . . . . S. 65

Hinduchristen in Tritschinopoli bitten um Wiederaufnahme in die lutherische Kirche, S. 65—66. Von Trankebar nach Mayaveram, S. 66—67. Die Straße nach Combaconum, S. 67. Schöne Lage von Combaconum. Miss. Nimmo, S. 68. Freie Grundsätze der Londoner Mission, S. 69. Die Gemeinde des Miss. Nimmo, S. 68—69. Erste tamulische Aufsprache, S. 70.

Von Combaconum bis Tritſchinopoli . . . . . S. 71

Kaviſtalam. Charakter des Wegs zwiſchen Mayaveram und Tritſchinopoli, S. 71. Das Cavery-Delta, S. 71—72. Triviaru. Das bunte Leben auf der Straße zwiſchen Combaconum und Tritſchinopoli, S. 72—73. Koviladi. Tamuliſche Unterrichtsmethode, S. 73. Grenzenloſe Beſtechlichkeit, S. 73—74. Der Steindamm, der den Cavery hindert, ſich mit dem Coleroon zu verbinden, S. 74—75. Ankunft in Tritſchinopoli, S. 75.

Aufenthalt in Tritſchinopoli. Rückkehr nach Mayaveram S. 76

Das unruhige Raſthaus zu Tritſchinopoli, S. 76. Die ſtolzen Muſelmänner daſelbſt, S. 76—77. Chriſtenbeſuch, S. 77. Miſſ. Heyne, S. 78. Die anglikaniſche und die lutheriſche Miſſion, S. 78—79. Drückendes Clima von Tritſchinopoli, S. 79. Das Bad des Gottes. Der berühmte Sivatempel auf dem Felſen von Tritſchinopoli, S. 80. Das Haus von „Vater Schwarz". Engliſche Anſprüche, S. 81. Lutheriſcher Gottesdienſt. Langſamkeit und Ausdauer der Tamulen, S. 82. Unerwartetes Zuſammentreffen mit franzöſiſchen Prieſtern im Raſthaus zu Koviladi, S. 82—83. Rechtſuchende Tamulen mit alten Documenten, S. 83—84. Geſpannte Lage, S. 84. Rückkunft nach Mayaveram, S. 85.

Aufenthalt in Mayaveram . . . . . S. 86

Mayaveram und ſeine Umgebung. Ein brahminiſcher Reiſebeſchreiber beſchämt die chriſtlichen Naturaliſten, S. 86. Das Miſſionsgehöft zu Mayaveram, S. 86—87. Was ſich mit Vortheil bauen läßt, S. 87. Ein Vorſchlag zur Anſiedlung armer eingeborner Chriſten, S. 87—88. Die indiſche Baumzucht, S. 88. Ein intereſſanter Termiten-Bau, S. 88—90. Das tamuliſche Haus, S. 90. Die tamuliſche Lebensweiſe, S. 91. Unſre Herberge, S. 91—92. Ein trefflicher Koch, Bäcker, Jäger, Oekonom und Portier in Einer Perſon, S. 92—93. Mein Hülfe ſuchender Barbier, S. 93. Die behäbigen Weber bei Mayaveram, S. 93—94. Tamuliſche Kinderpflege. Dumme Brahminen, S. 94. Eine gelehrte Tamulin, S. 94—95. Hoher Beſuch, S. 95. Ein intereſſanter Goldſchmied, S. 95—96. Der Ganeſa- und Linga-Dienſt, S. 96. Tamuliſche Handwerker, S. 96—97. Das große Badefeſt. Ajuta Puſei, S. 97—99. Prieſterlicher Hocuspocus, S. 99—100. Ein Engliſch lehrender Tamule. Der Bazar, S. 100. Der fanatiſche Pöbel, S. 100—101. Indiſches Junkerthum im Bunde mit der Hierarchie. Die Muſelmänner in Mayaveram. Die Katholiken daſelbſt, S. 101. Die engliſche Collector-Familie. Ein eigenthümliches Fuhrwerk. Der höfliche und kluge Tempelelephant, S. 102. Das ſivaitiſche Kloſter Dharmapuram, S. 102. Der Verfaſſer der „Sittenwegs-Leuchte"; der Grammatiker Veittia-Ratha-Pandaram. Ein andres Kloſter zu Tirunaduturei; der gelehrte Tambiran deſſelben, S. 103. Die faulen Kloſterbrüder. Das „Lehrerfeſt", S. 104. Der ſpäte Monſum, S. 104—105. Der politiſche Taſſildar, S. 105. Die Chamäleons-Natur Indiens, S. 105—106. Die neugeſammelten Gemeinden zu Tirumenjanam und Puthenur, S. 106. Zuſtand der alten Gemeinden, S. 106—107. Geſchminkte Miſſionsberichte, S. 107. Tagesordnung in Mayaveram, S. 107—109.

II. Die Tamulen.

Land und Volk im Allgemeinen . . . . . S. 113

Natur des Tamulenlandes im Allgemeinen, S. 113—114. Der Tanjore-Distrikt, S. 115—116. Der Tritschinopoli-Distrikt, S. 116—117. Der Madura-Distrikt, S. 117—118. Der Tinnevelly-Distrikt, S. 118—119. Der Coimbatur-Distrikt, S. 119—120. Der Salem-Distrikt, S. 120—121. Der Arcot-Distrikt, S. 121. Der Chingleput-Distrikt, S. 121—122. Das Gebiet von Madras, S. 122—123. Das Land des Tondaman von Pudukottah, S. 123. Die britische Regierung, S. 124—125.

Die Religion des Tamulen-Volkes . . . . . S. 125

Das Nichtbrahmanenthum, S. 125—129. Das Halbbrahmanenthum, S. 130—131. Das eigentliche Brahmanenthum, S. 131—134. Das Unbrahmanenthum, S. 134—135. Das Antibrahmanenthum, S. 135. Ein Eingeborner über das Brahmanenthum, S. 135—138. Drei Standpunkte desselben, S. 138. Lockerung des Büßer-Lebens, S. 138—139. Der rohe Götzendienst, S. 139. Die drei philosophischen Schulen, S. 139. Die Smarta's, S. 140. Wie sich die Hauptrichtungen des indischen Lebens zum Evangelio stellen, S. 140—144. Einfluß des Buddhaismus, S. 145. Freisinnige Dichter und Philosophen, S. 145—146. Abnahme des brahminischen Ansehens. Lockerung der Kaste, S. 146.

Das Tamulen-Volk in seinen verschiedenen Abtheilungen S. 147

Die arische Bevölkerung, S. 147—148. Die ethnologische Frage, S. 149. Die Urbevölkerung, S. 150—151. Die Brahminen, S. 151 fgg. Die Vaischnava-Brahminen, S. 152—153. Die Saiva-Brahminen, S. 153. Madhvatscharya-Brahminen, S. 154. Eine Unio conservativa, S. 154—156. Die Beschäftigung der Brahminen, S. 156—157. Die Tempel-Brahminen, S. 157—158. Die Brahminen und die Mission, S. 158. Brahminische Bräuche, S. 158—161. Unbrahminische Brahminen, S. 161—162. Brahminische Mißbräuche und brahminische Reformation, S. 162—167. Die Sudra's, S. 167 fgg. Die Banicher oder Kaufleute, S. 168—171. Die Velaler oder Ackerbauer, S. 171—175. Die Idciver oder Hirten, S. 175. Die Achampadier, S. 177. Die unter ihnen in Schwang gehende „Geheim-Ehe", S. 178. Die Kaller, S. 178. Das „Ochsen-Band-Fest", S. 180. Die Maraver, S. 181—183. Die Schanar's oder Palmbauer, S. 183—184. Die „Fünf-Gewerker", S. 184—185. Die Kujaver oder Töpfer; die Salier, eine Weberkaste, S. 185. Die Kuraver, S. 185—187. Die Uppukarer oder Salzmacher, S. 187. Die Kurumber, S. 187—188. Die Tomber; die Odder; die Banner oder Wäscher, S. 188. Die Ampadder oder Barbiere, S. 188—189. Die Saluppa Setti, S. 189. Die Pariahs, S. 189—191. Der Pallen, der Sakkili, der Totti, S. 191. Die der protestantischen Mission bisher zugänglichsten Klassen, S. 192.

Geistiger Zustand des Tamulen-Volkes . . . . . S. 192

Einfluß der arischen Ansiedler auf die tamulische Cultur, S. 192. Einfluß der Buddhisten auf die tamulische Literatur, S. 193—194.

Sivaismus und Buddhaismus in ihrem Verhältniß zu einander, S. 194. Einfluß der muselmännischen Regierung auf den Volkscharakter, S. 194—195. Einfluß der britischen Regierung auf den Volkscharakter, S. 195—196. Das Gesammtgepräge der Hindu's, S. 196. Die alte Betriebsamkeit und der alte kriegerische Muth, S. 197. Maßlose Phantasie, S. 198. Klassificirende Verständigkeit, S. 198—199. Große Gedächtnißkraft; geringe Gefühligkeit, S. 200. Religiöser Sinn, S. 200—201. Mangel an Gemeinsinn, S. 201. Große Familienliebe, S. 202. Heirathslust, S. 202—203. Pompsucht, S. 203—204. Lüge und Wollust, S. 204. Die tamulische „Blume", S. 205. Pfiffigkeit, S. 205—206. Der tamulische Volksgeist in den verschiednen Volksklassen, S. 206—207. Unverständiges Urtheil in Bezug auf anglisirende Pariahs, S. 207—208. Der tamulische Volksgeist im weiblichen Geschlecht, S. 209. Die Kaste und die Mission, S. 209—212.

III. Reise in den Süden.

Nach Combaconum . . . . . S. 215

Ein liebliches Missionsgehöft zu Combaconum, S. 215. Unterschiede zwischen Trankebar und Mayaveram, S. 215—216. Tamulische Predigt in Trankebar, S. 216. Ein Weihnachtsfest zu Mayaveram, S. 216. Ein heidnischer Guru, S. 216—217. Volkswitz in Bezug auf die Guru's, S. 217. Vorbereitungen zur Reise in den Süden; Fahrt nach Combaconum, S. 218.

Nach Vediarpuram . . . . . S. 219

Die Herberge in Vediarpuram, S. 219. Die Tempel in Combaconum, S. 219—220. Besteigung der Hauptpagode daselbst, S. 220. Ein reicher Christ aus alter Zeit ebendaselbst, S. 220—221. Eine Ansprache an die Heiden, S. 221. Pavanasam, zwischen Combaconum und Vediarpuram. Die sechs Jahreszeiten der Tamulen, S. 221. Ein Vinaspieler. Derselbe als Philosoph. Das alte Somaopfer, S. 222. Die tamulische Predigt des Miss. Bower, S. 223—224. Das Seminar in Vediarpuram, S. 224. Predigende Vaischnava's, S. 224. Avudeijar Kovil an der Mündung des Vellar-Flusses, S. 225.

Tanjore. Vellam . . . . . S. 225

Schöne Straße von Vediarpuram nach Tanjore, S. 225. Heiden-Advent, S. 225—226. Der Cavery bei Tanjore; die Stadt Tanjore; die Wittwe des Miss. Irion, S. 226. Miss. Gueft, S. 226—227. Der alte Dichter Vedanaichen, S. 227—229. Nach Vellam, S. 229—230. Die Collector-Wohnung in Vellam; die alte Missionsgemeinde daselbst, S. 230. Außerordentliche Beharrlichkeit der Hindus, S. 231. Die Kaller im Gebiete des Tondaman, S. 232. Vater Schwarz und die Kaller, S. 232—233. Der jetzige Tondaman, S. 233.

Puducottah. Tirupatur. Melur . . . . . S. 233

Wechsel im indischen Wanderleben, S. 233. Atanakottei, S. 235. Das Gebiet von Puducottah, S. 235—236. Die Herberge des Königs für seine europäischen Gäste; Besuch vom König, S. 236. Die

lutherische Mission in Puducottah, S. 237. Charakter des Königs, S. 238—239. Unser Besuch beim Könige, S. 239—240. Spazierfahrt und Unterhaltung mit dem Könige, S. 240—241. Nochmaliger Besuch vom König, S. 241—242. Ueber Tirumajam nach Tirupatur, S. 242. Ueber Sutturfingarcottah und Kilur nach Melur, S. 242—243.

Madura . . . . . S. 243

Das Rasthaus zu Chittampatty, S. 243—244. Die letzte Strecke der Straße nach Madura, S. 244. Das Haus des Richters von Madura, S. 244—245. Illumination des Teppakulam mit dem Monumente des Trimala-Naiken. Robert de Nobili, S. 245. Das Aussehn von Madura, S. 245—246. Ein eigenthümliches Denkmal. Natur und Ruinen. Der englische Collector, S. 246—247. Die alte Pagode; das prächtige Mandapam. Der „goldne Lotus-Teich", S. 247. Tiruvalluver und die Professoren von Madura, S. 248. Die amerikanische Mission in Madura, S. 248—249. Vorbereitungen zur Reise nach Rameſseram, S. 249—250.

Ramnad . . . . . S. 250

Ueber Paramagudi und Pugalur Sattiram nach Ramnad, S. 250—251. Besuch vom Bruder der Ranni, und vom Polizei-Präfecten. Unser Besuch am Hofe, S. 252. Ramnad, die Vorhalle zu Rameſseram. Das seltsame Grab, S. 253. Der kriegerische Muth der Maraver, S. 254. Bedrückung der Christen in Ramnad, S. 254—255. Die Mission in Ramnad, S. 255—256.

Rameſseram . . . . . S. 256

Eine beschwerdevolle Nachtreise, S. 256—257. Die „glühende Haide", S. 257—258. Von Dhonitural nach Pamben, S. 258. Eine deutsche Familie daselbst, S. 259. Ritt nach dem Tempel von Rameſseram, S. 260. Das Heiligthum daselbst. Die „brennende Frage" von Rameſseram, S. 261—262. Heimkehrende Pilger, S. 262.

IV. Reise in das Innere von Ceylon.

Erste Abtheilung.

Von Pamben nach Colombo . . . . . S. 265

Ceylon, ein Brennpunkt des Heidenthums, S. 265. Meerfahrt nach Colombo, S. 265—266. Gefährliche Landung, S. 266. Ein theures und doch schlechtes Wirthshaus. Der erste prosaische Morgen auf dem paradiesischen Ceylon, S. 267. Singhalesische Tracht, S. 267—268. „Old-England" auf Ceylon, S. 268. Der Gastfreund, S. 268—269. Uebergriffe der anglikanischen Kirche. Rascher Entschluß einer Ochsenwagen-Fahrt nach Kandy, S. 269.

Von Colombo nach Kandy . . . . . S. 270

Die vortreffliche Kunststraße nach Kandy. Die Kalani Ganga, S. 270. Die Kaffe-Karren, S. 271. Eine ambrosische Nachtwanderung, S. 271—272. Kosrupe. Die buddhistischen Wasserkrüge. Beangode, S. 272. Die ceylonesischen Rasthäuser. Volks- und Natur-

Scenen, S. 273. Ambapusse. Ein patriarchalisches Abendessen. Der römische Gastfreund in Ambanpittia, S. 274. Der unverschämte Wirth in Utuankande, S. 275. Der Hauptpaß; Kapitän Dawson's Denkmal bei Kaduganava, S. 275. Die bewunderte Brücke über die Mahavaliganga bei Paradinia. Nähe von Kandy, S. 276.

Die Singhalesen und die christlichen Bestrebungen der Gegenwart . . . . . S. 277

Die Urbewohner von Ceylon. Teufelsdienst und Teufelstänze, S. 277—279. Der Atheismus des ceylonesischen Buddhismus, S. 279—280. Lockerung der buddhistischen Gebote, S. 280. Die zwei Heerlager der buddhistischen Priesterschaft: die Siam- und die Amarapura-Secte, S. 280—281. Der Buddhismus und die Kaste, S. 281. Der Buddhismus und die englische Regierung, S. 282. Buddhistische Gleichgültigkeit, S. 282—283. Buddhismus und Brahmanenthum in ihrer Stellung zum Christenthum, S. 283—285. Statistik der Baptisten-, der Wesleyanischen und der anglikanischen Missionen, S. 285—286. Die römische Mission, S. 286. Ausfall des apostolischen Vicars von Jaffna auf die protestantischen Missionen, S. 287. Emmerson Tennent's Partheilichkeit für die Römer, S. 287—288. Die Regierungsschulen, S. 288—289. „Young Ceylon", S. 289. Die europäische Cultur in ihrer Wirkung auf die Singhalesen, S. 290—291.

Aufenthalt in Kandy . . . . . S. 291

Romantische Lage von Kandy, S. 291. Oertlichkeiten in Kandy, S. 292. Schottische und englische Bekanntschaften, S. 292—293. Die anglikanische Mission. Die europäische Cultur auf ihrem Gipfel, S. 293. Die reizende Tracht der singhalesischen Frauen, S. 293—294. Besuch des anglikanischen Kaplans auf „Fairyland". Die anglikanische Kirche in Kandy, S. 294. Der singhalesische Gehülfe des anglikanischen Missionars, S. 294—295. Der wunderlich gekleidete Hülfsmissionar der Baptisten, S. 295. Der „Palast des Zahnes", S. 295—297. Der ceylonesische Caligula. Der heilige Zahn, S. 296—297. Buddhistische Darstellungen, S. 297. Der frühere Palast, S. 297—297. Der Begräbnißplatz der alten Könige. Ein sehr besuchter Buddhatempel im Dumbera-Thale, S. 298. Der botanische Garten in Paradinia, S. 298—299. Lady Horton's walk. Frühstück beim Statthalter, S. 299. Verhältniß des Buddhismus zum Brahmanismus, S. 299—300. Lord Torrington und die Revolution, S. 300. Eine interessante Feierlichkeit, S. 300—302.

Reise nach Dambul . . . . . S. 302

Die Kaffeepflanzungen auf dem Honasgiri, S. 302. Die Natur auf der Straße nach Matele, S. 302—303. Die Höhe des Passes bei Ballakadave. Das belebte Thal von Matele. Die Wildniß zwischen Matele und Nalande, S. 303. Ein behülflicher Irländer, S. 304. Beschwerliche Fußtour nach Dambul. Ein verhängnißvoller Trunk. Ein kranker Kuli in der Waldwildniß, S. 305. Die Tamulen auf Ceylon, S. 306. Versuch sie anzusiedeln, S. 306. Wie sich die tamulischen Kulis auf Ceylon fühlen, S. 306—307. Mein feiger Begleiter, S. 307. Sonderbarer Einzug in das Rasthaus zu Dambul, S. 307—308. Der

Felſen von Dambul, S. 308. Die buddhiſtiſchen Felſentempel, S. 308 —310. Singhaleſiſche Trägheit, S. 310. Der gerührte Knecht, S. 310 —311. Einſprache bei dem irländiſchen Freunde, S. 311—312.

Ausflug nach Neura Ellia . . . . . S. 312

Der maleriſche Weg nach Neura Ellia, S. 312—313. Gampolla, S. 313. Puſilawa, S. 314. Naturpracht, S. 314—315. Nambodde, S. 315. Unglück hinter Ballegalle; gelegene Hülfe zu Kundegalle, S. 316 —317. Fußtour nach Neura Ellia, S. 317. Neura Ellia, S. 318. Beſteigung des Pedrotallegalle, S. 318—319. Ein ſchrecklicher Tag auf Kundegalle, S. 319—320. Abenteuerliche Rückreiſe, S. 320. Der mißtrauiſche Landsmann auf „Delta-Eſtate", S. 321—322. Rückkehr nach Kandy, S. 322.

Anmerkungen . . . . . S. 323—345

Zuſätze . . . . . S. 345

Erklärung der Anſicht.

Die Anſicht, welche die berühmte Siva-Pagode zu Tanjore vorſtellt, führt dich mitten in den weiten Hofraum, der die geſammten Heiligthümer umſchließt. Du ſiehſt da im Vordergrunde das Mandapam mit dem vielgefeierten coloſſalen Stiere des Siva. Siehe die Beſchreibung S. 11. Hier nur die Bemerkung, daß die thurmartige Pagode im Hintergrunde, auch hier wie überall, nicht das eigentliche Heiligthum iſt. Dieſe thurmartigen Pagoden liegen gewöhnlich in der äußern Umfaſſungsmauer des Tempelhofs mit ſeinen verſchiednen Heiligthümern, und eine derſelben bildet in der Regel den Eingang dazu.

I.

Aufenthalt im Cavery-Delta.

Von den Nilagiris über Tritschinopoli und Tanjore nach Trankebar.

Unsre Seele jauchzte mit den Vögeln um die Wette, als wir in den Morgenstunden des 26. April 1850 auf der schönen Bergstraße hinritten, die uns von Kaiti, in der Mitte der Blauen Berge, nach Cotagherry an dem Ostsaume derselben in sieben bis acht Stunden führen sollte. Wie die Badaga-Dörflein mit den frisch gepflügten Feldern und den weidenden Büffel- und Schaf-Heerden uns von den Hügeln her so traulich anschauten! Wie die Schoten, die wir in einem der europäischen Gärten zu Kunur blühen und reifen sahen, uns das Herz mit Heimathsgedanken durchsüßten!

Bald hinter Kunur frühstückten wir in einer grünen Schlucht bei einer frischen Bergquelle und setzten dann unsern Weg über luftige Höhen und durch heiße Gründe immer rascher fort. Unter den Wenigen, die uns begegneten, war auch ein langbärtiger Todava, dem „die Locke silberweiß glänzte, gebleicht von der Fülle der Jahre." In dem Hause des General Gibson zu Cotagherry, Cota-Hall, wurde uns der freundlichste Empfang. Der alte Herr war bereits so lange in Indien, daß, so oft ihn die Lust zur Rückkehr nach Alt-England anwandelte, er sich alsbald besann: „Doch fremd zu wallen in der Heimath .... Nein!" Er hatte sich daher auf den Blauen Bergen für immer eingerichtet.

Eine reizende Umgebung war's. In der nächsten Nähe sanfte Hügel, hie und da mit der sogenannten Stachelbeere der Nilagiris bewachsen, und allenthalben von schönen Wegen überschlängelt; weiterhin hohe Berge, tiefe Schluchten und weite Durchsichten hinab in die blau-duftige Ebne des Tamulenlandes. Hinter dem Hause schmiegte sich ein allerliebstes, ich möchte sagen süd-europäisches Gärtchen an in Terassenform: unsre niedlichen Wiesenblumen durchwirkten den englischen Rasenteppich, heimische Erdbeeren wucherten umher, Myrthenbäume und Myrthenhecken, strauchhohe Fuchsia's und Heliotropen prangten und dufteten, die Fontaine plätscherte; aber zwischen den Pflanzen und Blumen der Heimath, die hier eine nie gesehene Pracht und Fülle entfalteten, lauerte das indische Chamäleon regungslos auf seine Beute.

Wir fanden in dem tiefer abseits gelegnen Obst- und Gemüsegarten unter andern europäischen Fruchtbäumen auch Aepfel und Birnen. Davon gediehen die erstern am besten, die letztern ließen sich nur zum Einmachen verbrauchen. Den indischen Nachtigallen mundet die europäische Pfirsiche nur zu wohl, und die indischen Hasen sind eben so unverschämte Garten-Verwüster, wie die unsrigen. Den letztern besonders widmete der greise Kriegsmann einen gründlichen Haß; er betrachtete sie als Reichsfeinde.

Die größte Lust hatte General Gibson an seinen meist englischen Kühen und Schafen, darunter auch zwei Schafe aus Aden, vorn schwarz und hinten weiß. Ein ganzer Stall, sauber wie ein Putzstübchen, wimmelte von Kaninchen, die nach dem Alter in räumige Käfige geordnet waren. Auch die Trut- und Perlhühner, die Tauben, Gänse und Enten wohnten allerliebst, und überall floß silberklares Wasser durch die belebten Räume, und sammelte sich wo es nöthig war in kleinen ausgemauerten Behältern.

Wir fühlten uns wie Kinder bei Vater Gibson, der nur Einen

europäischen Nachbar hatte, Herrn Cockburn, früher Collector in Salem, damals aber eine liebenswürdige Tochter mit ihrem ebenso liebenswürdigen Manne, Capitän Briggs, unter seinem Dache zeitweilig beherbergte. Eine wahrhaft deutsche Traulichkeit erhöhete den Werth der englischen „Comforts", an denen das reizende Landhaus so reich war.

Leider waren die „schönen Tage von Aranjuez" schon am 29. zu Ende. Unser sorglicher Gastfreund ließ meine Reisegefährtin in seinem bequemen Tragsessel die Nilagiris hinunter schultern; ich selbst wanderte zu Fuß nebenher. Alle Augenblicke stürzte sich ein Bächlein über den meist steilen, hochumwaldeten Bergpfad in die grüne Tiefe; Kaffeepflanzungen fesselten von Zeit zu Zeit das Auge und durchheimelten die Oede des Urwaldes; anmuthige Schlingpflanzen mit rothen und blauen Glocken gaben den alten knorrigen Stämmen hie und da fast ein festliches Ansehn. Nach etwa zwei Stunden machten wir unter einem wilden Mangobaume Halt, der in zehn bis fünfzehn starken Aesten in die Höhe schoß.

Noch eine Stunde, und wir hatten den äußersten Vorsprung erreicht: der blühenden Mimosen mit halb gelben, halb rosafarbenen Schäfchen wurden immer mehr; der Urwald gestaltete sich lichter und lichter; schon unterschieden wir Baum-bekränzte Felder auf dem röthlich schimmernden Boden des Flachlandes; der Pfad wurde immer steiler und beschwerlicher; die Hitze doppelte sich bei steigender Sonne und stets sich senkendem Wege; ich griff, den trabenden Sesselträgern nacheilend, hastig nach einem wunderlich geformten Neste, und siehe da, ungeheure Ameisen überliefen im Nu meinen ganzen Leib und bereiteten mir feurige Schmerzen. Um halb elf Uhr endlich — wir waren schon vor fünf aufgebrochen — erreichten wir die Ebne. Wir passirten bei Sonnamallay die Bhavani, die mehr Sand als Wasser zeigte, und liefen erst gegen halb zwölf Uhr in den Hafen der

Ruhe ein, in das Rasthaus zu Matypolliam,[1] — ich keuchend, lechzend, triefend. O du Labe-Kühle der Blauen Berge, wo wareſt du geblieben?

Wir reiſten jetzt zum erſten Male mit Poſt in Indien. Ein Laufzettel war uns vorangeeilt, um die rechtzeitige Aufſtellung neuer Träger in gehörigen Zwiſchenräumen zu veranlaſſen. Die ganze Reiſe von Matypolliam bis Mayaveram, die uns beiläufig mehr als hundert Thaler aus dem Beutel zog, war auf fünf Nachttouren berechnet, jede etwa zu dreißig bis fünf und dreißig engliſchen Meilen. Am Tage konnten wir in dieſer Jahreszeit um ſo weniger reiſen, als wir, — den guten Brauch-ſeligen Tamulen zu ungeheuerſter Verwunderung — unſern, nur auf der Weſtküſte üblichen Mandjil gegen den Palankin nicht vertauſcht hatten, der Mandjil aber mit ſeinem dünnen Zeugſchirm gegen die Strahlen einer tamuliſchen Aprilſonne zu ſchützen nicht im Stande iſt. Es reiſte ſich auf dieſe Weiſe ganz ſänftiglich; der ſchaukelnde Mandjil wiegte, die Träger ſangen, und die Nachtluft fächerte. Allein wenn wir dann bei allmählig ſteigender Sonne in dem Ruhehauſe anlangten, ſo fanden wir faſt jedesmal, daß unſre Packträger hinten geblieben waren; ſie kamen gewöhnlich erſt ſpät Nachmittag, einmal gar erſt als die Sonne ſich abermals zur Rüſte neigte und wir ſchon im Begriff ſtanden wieder aufzubrechen. Sie legten ſich eben unterwegs ſchlafen oder verzechten die Hälfte des nächtlichen Verdienſtes vorweg, — und wir mußten uns fein gedulden, bis ſie mit unſern Reiſe-Vorräthen und -Bequemlichkeiten ankamen. Ich ſaß dann wohl mit Hülfe des Polizeiſoldaten zu Gerichte über ſie; allein was halfs, wenn ſie dann wehklagend zu Kreuze krochen.

Natürlich ſahen wir bei dieſer Art zu reiſen von Land und Volk nur wenig. Das aber fanden wir ſchon in Matypolliam heraus, daß der häufige Verkehr mit Europäern auf den betroffenen Theil des letzteren ganz und gar nicht vortheilhaft wirkt. Ich will nichts da-

von sagen, daß der Ostindier,[a] der sich als Wirth in dem dortigen Ruhehause niedergelassen, für zwei bis drei Täßchen schlechten Kaffe's einen halben Thaler verlangte; aber unter denen, die bei unsrer Abreise eines Trinkgelds halber noch lange nebenher liefen, war selbst der Cotwal, jene Magistratsperson, die unter anderm auch für die Aufstellung von Postträgern zu sorgen hat. In dem Ruhehause zu Avenaschi, wo wir unsrer Packträger wegen von Mitternacht bis Sonnenaufgang liegen blieben, konnten wir kaum ein Plätzchen finden; ein Regiment, das für die Nilagiris bestimmt war, hatte Alles mit Menschen, Zelten, Ochsen und Karren überschwemmt. So mußten wir denn in furchtbarer Hitze weiter reisen, und ehe wir Nulloor erreichten, wo wir den zweiten Tag verbringen sollten, zerbrachen wir unglücklicher Weise noch einen unsrer Mandjils.

Eine eingehegte grüne Wiese umgiebt das friedliche Rasthaus zu Nulloor, dessen Aufseher mit dem lahmen Fuße, aber beispiellos flinker Zunge uns viel Spaß machte. Auch die beiden Polizeisoldaten wären das Zwerchfell angenehm zu erschüttern wohl geeignet gewesen, wenn sie nur mit ihrer gewaltigen Amtsmiene und ihrem geschäftigen Umherlaufen, Anschreien und Herzuzerren etwas auszurichten vermocht hätten. Ich selbst mußte zuletzt doch die neuen Träger zusammenholen und in Bewegung setzen.

Der nächste Ort, wo wir übertagten, war Caroor mit ziemlich bedeutendem Bazar am Amrawatty-Flusse. Da sich in dem einen Flügel des Rasthauses eine englische Beamten-Familie einquartirt hatte, so wurde uns bald die Wohlthat einer guten Tasse Thee, die wir in der That zu schätzen wußten; wir konnten ja, da wir mit Post reisten, keinen Diener bei uns haben, und waren somit stets an die sehr einfache Küche der alten Invaliden gewiesen, mit denen die Regierung die öffentlichen Rasthäuser zu besetzen pflegt.

Von Matypolliam bis Caroor hatten wir den meist steinigen Bo-

den in der Regel nur spärlich bewachsen gesehen. Am folgenden Morgen die Augen öffnend, fanden wir uns bereits in der Spitze des Cavery-Delta's: das sagten uns die häufigen Kokosgruppen und die ungeheuren Bananengärten. Die Sonne vergoldete die ragenden Pagoden von Sriranga[3], als wir uns Tritschinopoly[4] näherten.

Für Tritschinopoly hatten wir uns bei der Post eine Rast von zwei Tagen ausgemacht. Wie gut, daß Vater Gibson bei seinem Sohn, dem anglikanischen Kaplan daselbst, uns ohne unser Wissen Quartier bestellt hatte: das öffentliche Rasthaus war ein rechter Backofen, in dem man nicht einmal ruhig rösten konnte; alle Minuten wurde man von einem Speculanten, von einem Hausirer, von einem Bartscheerer oder auch von einem Abenteurer einmal umgewendet.

In dem schönen, gastfreundlichen Hause des Caplans fanden wir alle englisch-indischen Vorrichtungen zur Abkühlung in vollem Gange: die Luftschwinge, den Fächer und die aus wohlriechenden Wurzeln gefertigte Matte, die, in der luftigsten Thüröffnung aufgehängt, von Zeit zu Zeit mit Wasser übergossen wird. Dennoch war's, als wenn man Gluth athmete. Da lernt man jene Winde hochschätzen, die, um mit dem Sama-Veda zu reden, „Heil und Freude spendende Arznei in's Herz bringen."

Mein gütiger Gastfreund ließ mich des andern Morgens in seinem Palankin nach Sriranga tragen. Unterwegs that ich gleich einen Blick in die von Schwarz erbaute Kirche. Hier also war es, wo ich den Spuren eines unsrer Missions-Patriarchen zuerst begegnete. Wie eine köstliche Salbe liegt sein Name noch immer ausgeschüttet über unsre gesammte Missionsthätigkeit in Ostindien. Die Engländer möchten ihn gar zu gern ganz als den Ihrigen betrachten; er arbeitete bekanntlich unter dem Patronat einer englischen Missionsgesellschaft.

Auf meinem Wege nach Sriranga passirte ich auch die in der That prachtvolle Brücke über den Cavery.[5] Welch ein großartiger Eingang

zu der Tempelstadt mit ihren einundzwanzig Pagoden, allenthalben von heiligen Affen beklettert, die es nicht verschmähen, von Zeit zu Zeit aus ihrer heiligen Höhe in die gemeine Weltlichkeit herabzusteigen und sich von den benachbarten Bazaren einen irdischen Leckerbissen zu holen.

Man hielt eben einen feierlichen Umzug, voran Ranga Swami (Vischnu), eine kleine Figur in langem Purpurgewande. Der von lärmenden Trommlern berittne Tempelelephant schlug, mit anmuthiger Verbeugung, sich mit dem Rüssel demüthigst an die Stirn; bettelnde Brahminen aber schlugen sich wehmüthigst an den Bauch und riefen: Essen, Essen! Ich eilte durch das Säulenlabyrinth, in welchem der Gott auf seinen Umzügen zu rasten pflegt, der Aussicht halber auf ein plattes Dach. Ringsumher lagen die einundzwanzig Pagoden, darunter die des Ranga Swami mit vergoldeter Kuppel. Ein imposanter Anblick!

Sriranga ist das Paradies der Vischnu-Verehrer. Hier spielen sie die Hauptrolle. Sie sind überhaupt die Stolzeren. Wenn ein Vaischnava mit einem Saiva, d. i. ein Vischnu- mit einem Siva-Diener, über Religion streitet und der Eine fragt den Andern: „Was wirst du werden, wenn du verlierst?" so antwortet vielleicht der Saiva: „Ich werde deinem Bekenntnisse folgen", der Vaischnava aber: „Ich werde mir's Leben nehmen." Zwar der neuere Hauptverfechter des Vischnu-Sectenthums sagt im Eingange seiner polemischen Apologie gar demüthig: „Der gefleckte Löwe bückt sich, um einen Kraftsprung zu thun. Das Schäflein weiß nur sanft hinhüpfend zu springen. Die in gewaltigem Liede Starken schreiben eine Beugung vor dem Publicum°; ich Vereinzelter, der ich nur ein geringes Lied sinne, hab' es unterlassen." Es ist aber mit dieser Captatio benevolentiae-Demuth auch hier nicht weit her.

Im Uebrigen sind die Vaischnava's ziemlich gemüthlich, — in

den heiligen Liedern wenigſtens, die ſich als von ihren zwölf Apoſteln[7] — wenn ich ſo ſagen darf — verfaßt darſtellen. Dieſe laden eben Alle zur geiſtlichen Mitfreude ein:

„Ehe noch euer Todesblatt zur Erde fällt — o ihr, die ihr ein Gemüth beſitzt, das zu unſerm Zirkel paßt — kommt ohne Schranke und ſchließet euch flugs an! Gläubige werdend — die ſtets von Herzen ein „Lob und Preis, Narayana!“ ſingen ſo laut, daß Stadt und Land es wohl verſtehen — kommt und ſingt das: „Herrſch' auf viele Jahre!“[8]

Sie gehen auch mit dem jungen Gotte in der Geſtalt des Kriſchna ganz zuthulich um:

„Während viele Trommeln wirbelten, wurde das ganze Schäferdorf zu Laufenden, zu Niederfallenden, zu Jauchzenden, zu Suchenden, zu „Wo iſt unſer Herr?“ Sprechenden, und zu Tanzenden.“

„Am zweiten Tage aber, nachdem acht Tage um waren, pflanzte man allerorten einen Freudenbaum, und die Schäferinnen nahmen das Kind, das den großen Mandragiri trägt, auf den Schooß und jubelten.“[9]

Zuweilen klingt es ſo ſpielig, daß es faſt an die Art einer gewiſſen chriſtlichen Gemeinſchaft erinnern könnte, wenn es nicht zugleich ſo gar derb wäre:

„Wenn man es (das Kriſchna-Kind) hinlegt, ſtößt es alſo daß die Wiege kracht; nimmt man's auf, ſo zerknackt es die Hüfte; preßt man's an ſich, ſo ſagt es gleichſam: Ich vergehe, dieweil da am Leibe kein Raum zum Hüpfen iſt.“[10]

Doch wir müſſen weiter. Mit der ſinkenden Sonne brachen wir von Tritſchinopoly auf, und am andern Morgen noch vor aufgehender Sonne waren wir in Tanjore.[11] Einige Offiziere, die von dem Raſthauſe bereits Beſitz genommen, räumten uns ſogleich ein Zimmer und ſtellten uns ihre Diener zu Gebote.

Bei dem anglikaniſchen Miſſionar Gueſt ſpeiſten wir ſeit Cota-Hall zum erſten Male wieder ordentlich zu Mittag. In dem Zimmer, in welchem der große Schwarz ſeine Seele „zu treuen Hürden“ befohlen

hatte, wurden wir empfangen; in einem benachbarten Zimmer, wo die Uhr von Schwarz noch immer traulich tickte, setzten wir uns zu Tische.

Nachher führte uns Miss. Guest zu dem weitberühmten Heiligthum, das auch eine kleine Stadt für sich bildet. Der in der That schön gearbeitete Stier, inmitten des weiten Hofraums, sagt deutlich genug, daß es hauptsächlich der Verherrlichung des Gottes Siva bestimmt wurde. Dieser h. Stier ist ein colossales Gebilde, 16 Fuß lang und mehr denn 12 Fuß hoch, aus einem einzigen Block schwarzen Granits, der, wie uns Geologen versichern, aus einer Entfernung von mindestens 400 englischen Meilen herbeigeschafft wurde. Die ungeheure Steinkugel (?) auf der Spitze der Hauptpagode hat noch stets dem Beschauer die neugierige Frage entlockt: Was für eine mechanische Kraft mag diese Riesen-Masse dahinauf gehoben haben? Die Ueberlieferung der Eingebornen antwortet: Man hat sie auf einer geneigten Bahn von nahezu zwei Stunden Länge an den Ort ihrer Bestimmung hinaufgeschafft. Wenn Göthe die schönen Steinbildnereien, namentlich an einem kleinen Tempel weiterhin am Ende des Hofs, gesehen hätte, vielleicht daß er dann sein wegwerfendes Wort: „In Indien möcht ich selber leben, hätt' es nur keine Steinhauer gegeben" ein wenig gemodelt hätte.

Während wir so die „Löwen" von Tanjore musterten, hatte der Radjah uns selbst gemustert. Er ließ sich angelegentlich erkundigen: Ihr Fremdlinge, wer und woher? Ich ließ ihm, nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, zurücksagen: „Landsleute von Vater Schwarz, o König!"

Wir sahen auch die von unserm Schwarz erbaute Missionskirche in dem sogenannten heiligen Fort.[12] An der Mauer nicht weit vom Eingange steht das Marmordenkmal mit schönen Basreliefs, das der Vorgänger und Vater des jetzigen Radjahs Sivadji, Serfodji, von dem Künstler Flaxman in England zu Ehren seines Erziehers, des

Missionars Schwarz, ausführen ließ. Der apostolische Mann liegt auf dem Todtenbette; die Hoffnung des ewigen Lebens blitzt aus seinem brechenden Auge, und webt wie ein Heiligenschein über sein edles Angesicht. Missionar Gerike steht in Amtstracht, die Bibel in der Hand, hinter ihm; vor ihm aber neigt sich der Radjah, von zweien seiner Staatsminister begleitet, liebend hernieder. Nicht weit vom Fußende des Bettes sieht man einige Waisenknaben um den scheidenden Vater trauern. Die Inschrift meldet, daß Schwarz am 26. October 1726 zu Sonnenberg geboren wurde und am 13. Febr. 1798 starb.

Ich kann mich nicht enthalten, hier in ziemlich wörtlicher Uebersetzung den englischen Vers mitzutheilen, den der dankbare Schüler selbst verfaßte und auf dem Leichensteine seines Lehrers in der mit dem Missionsgehöfte verbundenen Kirche eingraben ließ:

Fest warst Du, weise, demüthig;
Redlich, rein, unverstellt gütig;
Vater der Waisen, der Wittwen Stütze;
Tröster in jeglicher Trübsals-Hitze;
Denen in Finsterniß Helfer zur Klarheit,
Wandelnd und weisend die Wege der Wahrheit;
Segen den Fürsten, den Völkern — und mir.
Daß ich, mein Vater, nachwandele Dir,
Wünschet und bittet Dein Serfodji hier.

Das ist denn also das merkwürdige Zeugniß, das ein heidnischer König — taufen ließ sich Serfodji nie — einem der ersten unserer Missionare in Ostindien öffentlich ausstellte. Der Radjah verdankte übrigens nicht bloß seine Erziehung, sondern größtentheils auch seine Krone dem Vater Schwarz. Im Jahre 1798 nämlich wurde der tief verschuldete Rajah Ameer Singh von der britischen Regierung seines Thrones entsetzt, und daß man an dessen Stelle Serfodji, den Pflegesohn des Bruders, wählte, geschah hauptsächlich durch den politischen Einfluß des deutschen Missionars „in dem abgetragnen, altmodischen

Rock", der beiläufig ein Vermächtniß von ziemlich zwei Lac Rupi's — alles Geschenke von Heiden und Christen —.der Mission in Tanjore hinterließ.

In dem geräumigen Hofe des königlichen Palastes, wo wir zwanzig bis dreißig, mit buntem Sattel geschmückte Elephanten vorfanden, hatten wir uns schon vorher umgesehen. Es war für diesmal unsres Bleibens nicht länger in dem schönen Tanjore.[13] Wir brachen um 8 Uhr von neuem auf, und um dieselbe Stunde des andern Morgens liefen wir auf tiefschattiger Straße unter Vögelgezwitscher in dem grünen Mayaveram ein und fanden in dem freundlichen Hause unsres Miss. Ochs eine freundliche Aufnahme. Kurz vor Mayaveram hatten wir noch einen derben Verdruß mit unsern Trägern, die nur der aufgehobne Stock zu ihrer Pflicht zurückführte. Nun war Hitze, Aerger und Beschwerde auf der langen Reise vergessen. Wir ruhten vom fünften bis zum achten in dem schönen Missionsgehöfte, als auf eignem Grund und Boden, und siedelten dann nach dem eine kleine Tagereise entfernten Trankebar hinüber, dessen weiße Häuser mit Säulenhallen und platten Dächern einen fast classischen Eindruck machten.

Wir zogen mit einigen unsrer Missionare alsbald in die schöne Jerusalemskirche, die, umgrünt und umblüht von üppigen Bäumen und Sträuchen, unsrer Herberge bei Miss. Cordes grade gegenüberlag, und ergossen unsre überströmenden Empfindungen in ein: „Nun danket Alle Gott." So andächtig hatten wir das schöne Lied nie zuvor gesungen; selten hatte der Orgelton so gewaltig an unsren Herzen gerissen.

Die Kirche mit ihrem gutlutherischen Gepräge rief: Kinder, ihr seid hier wieder zu Hause bei der Mutter; laßt es euch heimisch werden, so lange ihr hier seid. Der umgebende Friedhof aber flüsterte: Pilger, sollte Einer von euch gar hier bleiben, sehet dort unter der säuselnden Palme ist ein stilles Plätzchen; da schlummert es sich so süß, wie unter einer deutschen Trauerweide.

Aufenthalt in Trankebar.

Ziemlich zehn Monate waren seit unsrem Aufbruch von Leipzig in's Land gegangen; nun hatten wir den Haupt-Zielpunkt unsrer langen Reise erreicht. Ich freute mich der eingetretnen Ruhe um so inniger, als das indische Klima von Anfang an auf meiner Gesundheit schwer gewuchtet hatte. Schade nur, daß meine ersten Berufsgeschäfte mit ungewöhnlichen Gemüthserschütterungen verbunden waren.

Gleich am folgenden Tage war das Himmelfahrtsfest. Die eingebornen Christen hatten die Kirche mit Blumengewinden, Palmzweigen und Kokosnüssen schön geschmückt. Das war denn nach langer Dürre wieder einmal ein voller lutherischer Gottesdienst; hatten wir doch des liturgischen Elements, in dem rechten Maaße, so lange entbehren müssen. Die Dissenter-Capellen bieten bekanntlich dessen zu wenig, die anglikanischen Kirchen zu viel. Nur unsre Kirche, die, in religiöser Beziehung, Geist, Leib und Gewand in ihrem Verhältniß zu einander recht würdigt, hält auch hierin die wahre Mitte.

Wie sich das Herz hob, wenn des Sonntags die Orgel aus unsrer schönen Missionskirche herüberscholl, und die alten heimathlichen Melodien aus dem „Duft und Nebel" der indischen Fremde emporstiegen. Und welche Lust, die meist so wacker übersetzten [14] Lieder unsrer sanglustigen Kirche, die selbst ein Heide „Herzschmelzer" nannte, unter „dem Haufen derer die da feiern" mitzusingen und so sich thatsächlich bewußt zu werden, daß der „heilige Geist durch Mannichfaltigkeit der Zungen die Völker der ganzen Welt versammelt hat in Einigkeit des Glaubens." Schade daß die Jerusalemskirche damals noch keine

Glocke hatte. Dafür eigneten wir uns das trauliche Geläut der benachbarten Zionskirche mit an, in welcher damals die Engländer ihren Gottesdienst hielten. Gehörte doch, vor dem Verkauf des dänischen Gebiets an die Engländer, die ganze Kirche der dänisch-lutherischen Gemeinde.

Fast ununterbrochen sang uns der Ocean sein Lied von der göttlichen Majestät vor. Die Wellen desselben brachen sich, nicht fern von unsrer Wohnung, an dem benachbarten Ufer mit großer Gewalt, so daß ein Donner dem andern folgte. Wir waren ja in Trankebar, d. i. „Wellen-Ort.“ [15] Durch die hintere Thür unsres Zimmers, das in eine freie, aber ringsummauerte Platform auslief, schaute das blaue Meer herein, betanzt von flinken Fischerbarken mit weißen Segeln. Die Honoratioren von Trankebar hatten dicht bei der Brandung ein paar Bänke errichtet. Dort saßen wir fast jeden Abend und tranken den von der Fluth gekühlten Wind. Die Brandung ist übrigens so stark, daß sie während der dänischen Zeit an 70 Fuß vom Lande hinweg gespült hat: so wenigstens wurde mir in Trankebar versichert. Eben ging die britische Regierung damit um, dem verderblichen Elemente Einhalt zu thun; sie wollte, — so hörte ich, — 200,000 Rupi's daran wenden.

Wir lebten auch mit der Thierwelt in den innigsten Verhältnissen. Fast jeden Morgen weckte uns ein Eichhörnchen, das sich von unsrem Kaffeetisch einige Brocken Appam [16] holte. Zwei gewaltige Krähen hielten dann schon Wache zu beiden Seiten der Thür, um lautschreiend dem armen Eichhörnchen die Beute abzujagen. Das aber, flinker als die schwarzen Bettelvögte, entschlüpfte meist in die sichre Behausung zwischen den Bambusstäben des Daches.

Uebrigens stehen die Krähen in Ostindien im Rufe eines großen esprit de corps; in Deutschland hackt zwar auch „eine der andern die Augen nicht aus“; dort aber halten sie um den Leichnam ihrer Ge-

nossen förmliche Todtenklage, und so oft die eine etwas findet, ruft sie die übrigen zu Gaste. Die letztere Thatsache wird daher von dem sivaitischen Lyriker „Tayumanasvami“[17] als Sinnbild geistlicher Gemeinschaft gebraucht:

„Selbst das Walddickicht schmilzt sympathetisch hin. Wenn der Affe „Gemüth“ die Füße streckend läuft, was frommt's ihm nachzulaufen? Seht, jetzt ist die gelegne Zeit, nachzujagen dem Liebesstandpunkt, um so die Huld des gnadevollen All-Glanzes zu erlangen, der als Eines und als Vieles, ja als des Lebens Leben spielt und webt. Kommet her und tretet ein, Erdebewohner!“

„Schaut die Sippschaft der Krähen an; in Gemeinschaft speisen sie. Wohlan, das Wonne-Meer ungetheilter Seligkeit rauscht daher, wogt auf, schwillt an, — eingestaltet. Noch ehe der angenommene Leib dahinstürzt, zu stetem Wonnegenusse kommt her und tretet ein, Erdebewohner!“

Die Zeit von sechs Uhr Morgens bis gegen ein Uhr Nachmittags weihete ich meist dem Tamulischen. Mein Lehrer war der Katechet Nallatambi, jetzt wohlgeprüfter Candidat der Theologie, der jeden Vormittag zu mir kam. Ein aus Ehrerbietung zusammengesetzter Mann von etwas schwachem, aber redlichem Charakter. Er steht unter der Zahl derjenigen tamulischen Christen, deren ich mit Liebe und Achtung stets gedenken werde, mit obenan.

Nallatambi war früher in Tanjore. Von dort her, wo der tamulische Hans Sachs, ein Zögling des alten Schwarz,[18] stets einen Jüngerkreis um sich gesammelt, besuchte uns auch ein fahrender Poetenschüler, der ebenfalls eine Anstellung in unsrer Mission wünschte. Auf dem Boden hingekauert, trug er uns mehrere Lieder seines Meisters in der eigenthümlichen tamulischen Gesangsweise vor.

Die europäische Gesellschaft in Trankebar war fast durchgängig dänisch-deutsch: die drei Missions-Familien mitgerechnet, etwa zwölf bis dreizehn Gruppen und Einzelne — meist Ueberreste der däni-

ſchen Beamtenwelt — faſt alle des Deutſchen mächtig, ſo daß eben die deutſche Zunge als allgemeine Unterhaltungsſprache diente. Das war ein europäiſches Weltlein für ſich. Der rauſchende Flug der Weltgeſchichte war nie bis an das Palmen-umſäuſelte Geſtade von Trankebar gedrungen; auf das dortige Publicum paßte das Wort von Platens nicht: „Wie iſt bei euch der Kotzebue in Discredit gekommen?"; der war zu unſrer Zeit in Trankebar als „Leib- und -Herz-Poet" meiſt noch ganz wohl gelitten. Ein alter däniſcher Kriegsmann frug mich (damals ſieben und dreißig Jahre alt) einmal allen Ernſtes, ob ich zur Zeit des größen Brandes, — im letzten Jahrzehent des verwichnen Jahrhunderts, — in Copenhagen geweſen ſei. „Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen; es iſt die Zeit für uns vorbei."

Es iſt etwas Wehmüthiges um untergehende Größen. Alles ſonnte ſich ſo gern in der Erinnerung an die däniſche Glanzperiode; von dem bunten und heitern Leben damals wußte man viel zu erzählen. Eine neue Sonne war indeß über Trankebar aufgegangen — die engliſche — repräſentirt durch den Arzt, den Caplan und ein paar Oſtindier. Kam nun gar von Zeit zu Zeit ein engliſcher Collector oder ein engliſcher Officier auf dem Wege des Berufs nach Trankebar, ſo gerieth vollends Alles in Gährung. Schon hatte die däniſch-deutſche Sitte mit der engliſchen einen Streit auf Leben und Tod begonnen. „Wer ſoll den erſten Beſuch machen, der Ankömmling oder der Anſäſſige?" Das war damals die große Frage, an welche ſich der nationale Kampf knüpfte.

Die bedeutendſten Tagesereigniſſe während unſres fünfmonatlichen Aufenthalts in Trankebar waren etwa folgende: Es kamen einmal ein paar Franzoſen von Kareikal oder von Pondiſchery herüber; ein franzöſiſches Fahrzeug landete, um eingeborne Arbeiter für die Pflanzer auf Mauritius anzuwerben; ein engliſches Regierungsſchiff holte öffentliche Gelder ab; ein Schiffscapitän kam von Batavia zurück;[19]

der amerikaniſche Miſſionar Webb aus Dindigul ſuchte die heilſame Seeluft von Trankebar. Daß jedes dieſer Ereigniſſe die europäiſche Welt von Trankebar zu ſeiner Zeit tief berührte, brauch' ich meinen geneigten Leſern wohl kaum zu ſagen.

Wir verlebten übrigens recht trauliche Stunden mit dem europäiſchen Völkchen in Trankebar; durften wir doch, obſchon nebenher Däniſch und Engliſch, Franzöſiſch und Portugieſiſch in dem kleinen Kreiſe gangbar waren, in unſrer lieben Mutterſprache mit ihnen verkehren und über deutſche Verhältniſſe plaudern. Faſt alle hatten ja Europa nimmer geſehen, und wußten alſo nicht wie deutſche Aepfel, Pflaumen und Birnen ſchmecken. Da gab es Stoff zu angelegentlichen Fragen und zu „ſüßer Gegenrede" die Fülle. Früher, o Wunder! war einmal eine Kiſte mit Aepfeln — freilich amerikaniſchen — zum Verkauf nach Trankebar gekommen. Wem ein deutſches Herz im Buſen ſchlug, hatte ſich die acht guten Groſchen, die Ein Apfel koſtete, nicht reuen laſſen, freilich ſehr zum Nachtheile ſeiner patriotiſch-poetiſchen Stimmung, denn die nordiſche Frucht war auf der langen Reiſe dem Holz und Leder allzuähnlich geworden.

Die lieblichſten Tage verbrachten wir in den luftigen Wohnungen der Wittwe des Miſſionars Kämmerer und der Fräulein Kuhfut, die außerhalb der Stadt in anmuthigen Gärten lagen. Meiſt unter Tulpenbaum-blüthigen Bäumen zwiſchen hellgrünen Reisfeldern führte der Weg dorthin. Ein erfriſchender Anblick unter den ſengenden Tropen! Schon vor Ende Mai nämlich kamen die erſten vorübergehenden Regenſchauer,[20] und gegen Ende Juni füllte ſich, von den Fluthen des Weſtmonſums in den Kurggebirgen, der tamuliſche „Nil". Da ſtand denn bald das ganze Delta unter Waſſer, und der Landwind aus Weſten, dem der ſchlaffe Küſtenwind aus Süden bereits am 27. Mai die Herrſchaft abgetreten, ſtrich nun luſtig und immer luſtiger über die beflutheten Felder. Er brachte abwechſelnd mit dem Seewinde,

der ſeit dem 2. Juli ſich alle Tage regelmäßig einſtellte, „Heil und Freude ſpendende Arzenei.“ Meine Seele freuet ſich noch jetzt der erquickenden Tropfen, die damals auf meine hingewelkten Kräfte fielen.

Auch die Eingebornen konnten die däniſche Herrſchaft noch immer nicht verſchmerzen. Zwar forderten zu ihrer Zeit ſelbſt die Dänen 30, ja 40 bis 50 Procent von dem Ertrag des Landes, aber ſie nahmen es in Natura, und die Eingebornen konnten, wo ſie ſich bedrückt glaubten, ſtets gleich an den Gouverneur gehen; dazu hielt der König Teiche und Dämme in Stand. Leider kam die Regierung in Trankebar, die unglücklicher Weiſe faſt bei Einer Familie war, wohl ſelten, wenn je, auf ihre Rechnung; ſie machte in manchem Jahre ſogar 20 bis 30,000 Rupi's Schaden. Den Engländern hat die Uebernahme des rings von ihren eignen Provinzen umſchloßnen Gebietes natürlich nur einen geringen Mehr-Aufwand verurſacht; ſie ſollen auch ſchon, trotz der 3 bis 4000 Rupi's, die ſie an den König von Tanjore für die urſprüngliche Abtretung fortzuzahlen ſich verpflichtet, in Einem Jahre an 73,000 Rupi's herausgeſchlagen haben. Was man mir berichtet hat, das bericht' ich wieder.

Es hat einmal Jemand, der lange daſelbſt gelebt, Trankebar den billigſten Platz in der Welt genannt. Das iſt wohl übertrieben; ſehr billig aber läßt ſich, wenn man auf gewiſſe europäiſche Artikel verzichten will und kann, faſt allenthalben in Oſtindien leben, beſonders in Trankebar. Für ein Huhn zahlte man zu unſrer Zeit an dem letztern Orte einen guten Groſchen; das Reis aber, — das tägliche Gericht — koſtete uns in dem benachbarten Manaveram, wo wir einen eignen Haushalt hatten, monatlich gegen ſechs gute Groſchen, und dabei aß unſer Diener und ein Heer von Geflügel mit. Dagegen kommen Brot, Wohnung, Wäſche und Bedienung theurer zu ſtehen, als in Europa.

Die Arbeitslöhne für Eingeborne ſind natürlich ſehr niedrig. Wir zahlten unſrem muhamedaniſchen Schneider in Trankebar, der ſich

ſelbſt zu beköſtigen hatte, täglich 3 Gr. 4 Pf.; und in zwei und einem halben Tag brachte er ein Damenkleid zu Stande. Das Maaß zu nehmen verſtehen die Herren nicht; man giebt ihnen eben ein altes Kleidungsſtück der betreffenden Gattung als Muſter hin; darnach arbeiten ſie ein neues — ganz genau, und doch ſo „discret", daß ſie etwaige Löcher und Unebenheiten in dem abgetragnen Muſterſtück nicht, wie jener chineſiſche Schneider, mit nachbilden. Für gewiſſe Kleidungsſtücke freilich, die von den üblichen bedeutend abweichen, wie ein Frack, können ſie trotz einem Pariſer Schneider fordern. Wo ihnen die feſte Handhabe des „Vazhakkam"[21] fehlt, da überfällt die guten Leutchen ſogleich der Schwindel.

Das Vazhakkam hat übrigens auch ganz hübſche Seiten. Hier eine Scene in dieſem Genre, die wir von unſrem Fenſter aus auf der Straße beobachteten. Eine Frau, die ſich eben nach Combaconum verheirathet hatte, nahm von ihren Aeltern Abſchied, die ihr bis hieher das Geleit gegeben. Der junge Mann faltete die Hände, führte ſie zur Stirn, legte ſie dann auf die Bruſt und verneigte ſich gegen ſeine Schwiegeraltern. Sodann fiel die junge Frau, die Hände an der Stirn, auf die Erde, zuerſt vor dem Vater, zuletzt vor der Mutter; die Aeltern aber hielten, wie ſegnend, die Hände über die Tochter. Eine überaus anmuthige und zarte Scene, die ſich, auch nachdem man bereits geſchieden war, in den gegenſeitigen Bewegungen fortſetzte.

Beinah hätte ich die Katholiken[22] in Trankebar, in deſſen nächſter Nähe ein katholiſches Dörflein liegt, ganz und gar vergeſſen. Auch hier ſtanden ſich damals Rom und Goa feindlich gegenüber. Der römiſche Prieſter, ein Franzoſe, ſpielte den Vornehmen und Liberalen; der Goa-Prieſter war blutarm, ſo arm daß er ſelbſt Almoſen von proteſtantiſcher Hand nicht verſchmähte. Als ein gewiſſer engliſcher Heiden-Freund, früher Collector in Tanjore, damals, wenn ich nicht irre, Regierungs-Secretär in Madras, von einer ſchweren Krankheit

genas, ließ ein Brahmine, — merke wohl, lieber Leſer, ein Brahmine, — von dem Goa-Prieſter in der katholiſchen Kirche eine Dankſagung halten. Eine merkwürdige Verſchmelzung von Proteſtantismus, Brahmanismus und Katholicismus; ſo weit haben es unſre Miſchmänner noch nicht gebracht.

Derſelbe „Heidenfreund" war beiläufig gewohnt, daß ſchmeichleriſche Brahminen ſich vor ihm auf den Boden warfen; ſoll er doch ſelbſt ein Raſthaus, wo Alle vom Orden der Zweigebornen unentgeldlich geſpeiſt werden, geſtiftet haben. Wenn dann ſo „ein Lump" von eingebornem Chriſten ihm in den Weg lief und bloß den landesüblichen Salam machte, ſo war ihm das ſtets ein Stich in's ſtolze Herz; er frug gleich: Who is that fellow? (Wer iſt der Kerl?)

Doch zu angenehmern Scenen! In dem eigentlichen Hindu-Viertel, ſo recht in der Mitte von Trankebar, das von Süden nach Norden nur eine, von Weſten nach Oſten mehrere Straßen zeigt,[23] liegen in einem ſchönen Garten voll hochſtämmiger Palmen und dicht-verſchlungner Bananen die „Ziegenbalg'ſchen Plätze," ein Durch- und Ineinander von mehren Gebäuden, in deren einem zu ſeiner Zeit der Mann gewohnt hat, den der großherzige Friedrich IV. von Dänemark im Jahre 1704 als evangeliſchen Boten an ſeine heidniſchen Unterthanen entſandte, und den die däniſchen Kaufleute und Beamten bei ſeiner Ankunft in Trankebar auf dem Markte ſtehen ließen, — der ſpäter von dem chriſtlichen Statthalter in Haft genommen wurde, und der unter deſſen heidniſchen Unterthanen den Grund zur evangeliſchen Kirche im Tamulenlande legte, — Ziegenbalg. Dort in dem Wohnzimmer jenes apoſtoliſchen Mannes verbrachten wir bei Herrn Apelt den zweiten Pfingſtfeiertag im Kreiſe faſt aller unſrer Miſſionare. Haſt du alte knorrige Palme dort auch ihm geraunſcht und geflüſtert?

In einem der genannten Gebäude befindet ſich jetzt das Seminar, eine Art höherer Bürger- und zugleich Pflanzſchule für künftige

Lehrer, Katecheten und Prediger. Unter die Schüler desſelben hatte ſich eben ein junger Menſch — ich glaube, er war noch Heide — aus Salem eingeſchlichen, der allerlei heidniſchen Hocuspocus zu treiben ſich nicht entblödete, wobei Haare und Aſche von einem Todten, [24] eine gewiſſe Zauber-Wurzel und ein mit den Namen der Zöglinge beſchriebner Zettel figurirten.

Das Seminar ſtand und ſteht noch unter der Leitung des Herrn Miſſ. Cordes. Man ſuchte und ſucht noch einen tüchtigen europäiſchen Arbeiter, der ſich ausſchließlich dieſer wichtigen Anſtalt widmen könnte, auf welcher, als auf der Pflanzſchule für ein einheimiſches Paſtorat, die Zukunft der evangeliſch-lutheriſchen Kirche im Tamulenlande, die bereits nahe an 4000 Seelen zählt, hauptſächlich ruht. Hängt doch ſelbſt das Gedeihen der 34 Volksſchulen mit über 1000 Schülern größtentheils von dem Seminare ab, das dieſelben mit tüchtigen eingebornen Lehrkräften zu verſorgen hat. Europäiſche Schullehrer — dieß nur beiläufig, um einem heimathlichen Mißverſtändniß zu begegnen, — laſſen ſich in Oſtindien nicht mit Vortheil brauchen. Ein Europäer findet ſich nur mit Mühe in das indiſche Rechenſyſtem; ſo ſchön mit dem Griffel auf Palmblättern ſchreiben, wie der Hindu, wird er wohl nie lernen, und mit ſeinem immerhin fremden Accente auch den Leſeunterricht nie ſo gut geben. Dazu kommt, daß man ihm, die Wohnung eingerechnet, doch mindeſtens das Zehnfache an Gehalt bieten müßte; die eingebornen Schullehrer in unſrer Miſſion müſſen ſich nämlich an drei bis fünf Gulden monatlich — Alles in Allem — genügen laſſen. Sie können es auch, indem Wohnung, Kleidung und Lebensmittel für den Eingebornen beiſpiellos billig ſind.

Herr Apelt, unter deſſen Aufſicht die äußern Angelegenheiten des Seminars ſtehen, hat auf eigne Hand eine kleine Gewerbsſchule errichtet, um darin eingeborne Jünglinge in gewiſſen Hindu-Handwerken (namentlich im Schreinern und Tiſchlern) zu unterrichten. Ich

nehme hierbei Gelegenheit, einen andern heimathlichen Irrthum in Bezug auf Aussendung von Handwerkern zu berichtigen. Mancherlei Versuche haben bereits zur Genüge dargethan, daß europäische Handwerker in Ostindien nicht fortkommen, ausgenommen etwa ein paar — namentlich Uhrmacher — in Bombay, Madras, Calcutta und einigen andern großen Städten, wo auf eine hinlängliche europäische Kundschaft zu rechnen ist. Das Klima würde der Ausübung von Handwerken, die sich im Schatten verrichten lassen, seitens der Europäer nicht unbedingt entgegenstehen, obschon es sich daheim sicherlich leichter hämmert, schmiedet und sägt, als in Ostindien, wo, auch ohne daß man einen Finger regt, den größten Theil des Jahres hindurch der Schweiß nur so herabrinnt. Die Haupt-Schwierigkeit ist aber die: wer soll an Orten, wo keine oder wenig Europäer sind, die europäische Arbeit abnehmen, die bei der sehr theuren Lebensweise des Arbeiters nothwendig sehr theuer werden muß? Man wende nicht ein, daß die bessern Werkzeuge des europäischen Arbeiters den Nachtheil der theuren Lebensweise aufwiegen, — mit den Maschinen in England, die den indischen Markt mit Allem versorgen, worin sie mit der indischen Hand concurriren können, vermag es der europäische Handwerker doch nicht aufzunehmen, besonders wenn er neben seiner Arbeit auch des Evangeliums warten soll. Wollte man aber eine Art Gewerbsschule gründen, um darin eingeborne Jünglinge in den Hindu-Handwerken durch europäische Werkzeuge und Handgriffe zu vervollkommnen, so würden eben ein paar Handwerker genügen.

Wie steht es denn aber mit europäischen Colonisten? Antwort: Unsre Missionen liegen im Süden Ostindiens auf einem Flachlande unter den Tropen. Daraus folgt zuerst, daß wir europäische Colonisten schwerlich brauchen können, — denn auf einem Flachlande unter den Tropen hat die Sonne eine solche Macht, daß der Europäer, welcher den Acker selbst bebauen wollte, ihr alsbald zum Opfer

fallen würde. Selbſt wenn das Tamulenland ein ſechs bis ſieben tauſend Fuß hohes Tafelland wäre (wie etwa die Blauen Berge), — eigenhändiger Ackerbau ſollte dem Europäer ſchwerlich gelingen, denn auch in ſolcher Höhe hat die Sonne eine furchtbare Gewalt. Dazu kommt, daß der an kräftige Nahrung und an mancherlei andere, dort ſehr koſtſpielige Bedürfniſſe gewöhnte Europäer mit dem eingebornen Arbeiter, der recht wohl mit einem Groſchen auskommt, wo der Europäer einen Gulden braucht, durchaus nicht concurrirn kann. Nimmt man noch dazu, daß die Abgaben vom Grundbeſitz ſo ungeheuer ſind (30 bis 50 Procent), daß ſelbſt der Hindu meiſt nur indem er die Regierung betrügt zu leben im Stande iſt, ſo wird es wohl einleuchtend genug ſein, daß wir für das Tamulenland europäiſche Miſſions-Colonien ſchwerlich brauchen können.

Mit Coloniſations-Gedanken, namentlich für die Nicobaren, kamen im Jahre 1760 die erſten herrnhutiſchen Miſſionare nach Trankebar; allein 1803 heißt es: „Die hier zurückgebliebnen Brüder, Weber und Ramſch, haben ihr Etabliſſement aufgegeben, Garten und Felder verkauft, und gedenken nun mit der erſten Gelegenheit nach Europa zurückzugehen.“[25]

Noch immer erinnert der „Brüdergarten“ ganz dicht bei Trankebar an dieſe vergeblichen Verſuche. Das dazugehörige Haus, jetzt im Beſitze des Oſtindiers Birch, einzigen Kaufmanns und Bankiers von Trankebar, mag zu ſeiner Zeit an 20,000 Rupi's gekoſtet haben; auf dem platten Dache, das aus mächtigen Steinen wohl gefügt iſt, ſollen die Brüder oft beieinander geſeſſen haben. Das Hauptgebäude war ſonſt von Werkſtätten umgeben; zu dem Garten gehören noch immer, ich glaube nicht unbeträchtliche Reisfelder.

Das gar zu überſchwengliche Lied, das ein in Schleswig herausgekommnes Miſſions-Geſangbuch in Bezug auf den Brüdergarten enthält, las ſich an Ort und Stelle — ich weiß nicht wie.

Außer dem „Brüdergarten" erinnert auch der ſogenannte „Brüderkuchen," — ein ganz artiges Gebäck, deſſen Recept der eingeborne Bäcker in Trankebar für den europäiſchen Gaumen treulich bewahrt hat, — an den Aufenthalt der Brüder-Miſſionare daſelbſt. Im Uebrigen hat ihre dreiundvierzigjährige Wirkſamkeit auch nicht eine Spur zurückgelaſſen; es iſt als wären ſie nimmer dageweſen.

Nähere und fernere Umgebungen von Trankebar.

Seit einem und einem halben Jahrhundert iſt das Gebiet von Trankebar, deſſen größte Ausdehnung von Weſten nach Oſten etwa anderthalb Stunde, und von Norden nach Süden zwei Stunden zur däniſchen Zeit betragen mochte, von der lutheriſchen Kirche mit „unvergänglichem Samen" beſäet worden. Es iſt daher ganz natürlich, daß auf keinem andern unſrer Miſſionsfelder an der Coromandel-Küſte die Chriſtengemeinden und -Gemeindlein ſo dicht geſproſſen und gewachſen ſind, wie auf dem ſonſt däniſchen Beſitzthum zu Trankebar und auf den angrenzenden Strichen. Mein Beruf brachte es mit ſich, die nahezu ſechzig Ortſchaften in nähern Augenſchein zu nehmen, über die ſich unſre dortigen Chriſten ausgebreitet. Mit den wichtigſten dieſer Ortſchaften will ich meine Leſer bekannt machen.

Ich führe ſie zuerſt auf die Südſeite des Upparu[26], der das Trankebarſche Gebiet in ſüdöſtlicher Richtung theilt, und etwas ſüdlich von Trankebar mündet, nachdem er kurz zuvor ein andres Flüßchen aufgenommen, den Nandel-Aru,[27] der noch tiefer im Süden das franzöſiſche Gebiet abgrenzt.

An einem südlichen Ausläufer des letztgenannten Flüßchens, etwa drei Viertelstunden von Trankebar, liegt Sandirapadi[28] („Mond-Dorf") ein Ort, der fast ganz einer halbzerfallenen, aber sehr reichen Pagode in Trankebar zugehört. Die grünen Baummassen bei Sandirapadi, die von unsrem Dache aus den Blick nach Süden begrenzten, erinnerten uns, von ferne gesehen, stets an unsre Anhaltischen Eichenwälder. Wir beschlossen daher eines Tages, an dem schattigen Saume derselben eine Art Piknik zu veranstalten, — die einzige Lustpartie der Art, die wir je im Tamulenlande gemacht haben. Wir konnten es aber mit dem besten Willen nicht zur deutschen „Waldlust" bringen; dazu braucht es durchaus deutsches Walddunkel, deutsche Waldfrische und deutsche Waldvögel.

Von unsrem Lagerungsplatze im Norden Sandirapadi's führte uns eine Allee von Oelbäumen, davon uns vier Arten gezeigt wurden, und von Tamarinden mit dichtem Gebüsch zu beiden Seiten, an den Begräbnißplätzen unsrer Christen vorbei, in's Dorf. Wir begaben uns in die nette Kapelle noch aus dänischer Zeit. Ein zweiundsiebzigjähriger Christ, mit weißem Bart und blauem Ueberwurf, der uns bereits Stühle dorthin geschickt hatte, machte uns alsbald seinen Besuch. Eine ehrwürdige Erscheinung. Er hatte in seiner Jugend etwas Deutsch gelernt, es aber längst wieder vergessen. Nicht so die deutschen Väter in Christo, die ihm noch lebhaft vor der Seele standen, obschon er mindestens „drei Menschenalter gesehen" hatte. Wir traten nachher auch in das Haus eines christlichen Webers, der sich des neugierigen Blickes, mit welchem wir die indischen Webe-Vorrichtungen musterten, weidlich freute.

Sandirapadi hat drei heidnische Tempel. Der eine, der Pidari, einer niedrigen Form der Kali, gewidmet, liegt am Saume des Dorfes; in der Mitte stehen noch zwei ansehnlichere Heiligthümer, das eine zu Ehren der Draupadi,[29] das andere für den im Tamulenlande

ſo häufigen Dienſt des Eiyenar.[30] In Bezug auf einen vierten (?) wollte man eben das Kudamabiſchecham[31], eine Art Weihe, vornehmen. Mehrere Brahminen waren ſchon damit beſchäftigt, aus dem Kuſagraſe[32] Guirlanden zu winden; vor ihnen ſtand ein meſſingenes Gefäß, wohl für das Waſſer, das, mit Gebetsformeln geweihet, über das Götzenbild gegoſſen wird, um ſo die Inwohnung der betreffenden Gottheit zu bewirken. Ein großer Banianenbaum beſchattete den Eingang der Halle, in welcher die Zweigeborenen, — zum Theil mit recht rundlichen Bäuchlein — ſaßen, und zu der man auch uns den Zutritt ohne Weiteres geſtattete.

Näher bei Trankebar, als Sandirapadi, liegt Poreiar[33], und zwar in weſtlicher Richtung. Dorthin wanderten wir zu wiederholten Malen, auch mit um die Kühle des „friſchen Waſſers", das dort bis dicht an das Miſſionshaus heran die Reisfelder überfluthete, aus erſter Hand zu genießen.

Auf einer von blühenden Puvaraſu-Bäumen[34] beſchatteten Landſtraße führe ich nun meine Leſer ein halbes Stündchen weſtlich hin bis ganz in die Nähe unſres bedeutendſten Grundbeſitzes, des ſogenannten „Miſſionsgartens" zwiſchen Kottupaleiam[35] und Ozhugumangalam[36], der, halb Reisfeld halb Gartenland, die ſchönſten Kokos- und Palmyra-Palmen zeugt.

Hier nun überſchreiten wir den Upparu. Da dicht am Wege ſtehen etwa einige erbärmliche Hütten, zeitweilig bewohnt von Kuravern, die, unſern Zigeunern ähnlich, das Land durchſtreichen, und während du ihnen liebevoll das Evangelium an's Herz legſt, wie andächtig ſinnend auf die Leerung deiner Taſchen zu ſpeculiren im Stande ſind.[37] Allenthalben aber ſiehſt du zu dieſer Zeit des „friſchen Waſſers", wie Männer die jungen Reispflanzen auf dem einen Felde ausziehen und Weiber ſie auf ein andres Feld verpflanzen, das wie jenes unter Waſſer ſteht.

Wir ſind gleich nach dem Uebergange der Upparu-Brücke in Poreiar, dem zweitgrößten Orte in dem ehemals däniſchen Gebiete, der ſich, eine halbe Stunde lang, in ſüdlicher Richtung nach Itſchiladi [38] zu erſtreckt. Die räumige und ſchmucke Bethlehems-Kirche, deren hundertjähriges Jubiläum im Jahre 1846 begangen wurde, ſagt dir ſogleich, daß ſchon unſre Väter in Poreiar mit Erfolg gearbeitet. Dicht dabei liegt ein großer, der Miſſion zugehöriger Garten, auf deſſen ſandigem Boden Palmyra's, Mango's, Oelbäume [39] und Kaſch-Nüſſe [40] wohl gedeihen. Die Miſſion beſitzt in der Nähe noch andere Grundſtücke von geringerem Umfang, theils mit Tamarinden [41] bepflanzt, theils mit Reis beſäet. Auf einigen derſelben ſind aus alter Zeit Chriſten angeſiedelt.

Ein beſcheidnes Gebäude der Neuzeit, mit einem nicht unbedeutenden Garten dahinter, dient dem Miſſionar von Poreiar zur Wohnung. Dieß war zu meiner Zeit Herr Schwarz. In ſeinem Hauſe, das eine offne Ausſicht nach Trankebar und dem Meere hat, konnteſt du damals ein Kiripilley, [42] bei deſſen Anblick die Schlange zu erſtarren pflegt, etwa ſo groß und auch faſt ſo zahm wie ein Kätzlein, umherſpazieren ſehen. Dieſer „Schlangentödter" ließ ſich ſogar auf den Schooß nehmen und ſtreicheln.

Poreiar iſt ein Sudradorf, hat jedoch auch ein Brahminen-Viertel. Unſre hauptſächlichſten Sudrachriſten leben eben dort. Die Straße, in welcher die meiſten beiſammen wohnen, hat manches gar nicht unanſehnliche Haus.

Wir begeben uns nun nach dem bereits erwähnten Itſchiladi, im Süden von Poreiar, und zwar, ein wenig weſtlich abbiegend, über Mettupaleiam. [43] An der neuen Straße nach Kareikal ſehen wir einige nicht üble Hütten der Paller, die auf der Leiter des bürgerlichen Ranges noch niedriger ſtehen als die Pariah's. [44] Sie ſind ja eine Miſchlings-Kaſte. Nirgends in der ehemals däniſchen Colonie wohnen

mehr Muſelmänner als in Itſchiladi; auch die Katholiken haben hier eine Capelle. Das mit dem Orte verbundne, durchweg chriſtliche Pariah-Dörflein, — eine Kokos-Allee mit Häuſern zu beiden Seiten, und mit einem Schulhauſe am Ende — gehört der Miſſion.

Von Itſchiladi führen nur Feldwege nach dem benachbarten Kattutſheri,[45] und von da zieht ſich, durch eine ziemlich öde Gegend, eine Landſtraße nach dem nordweſtlich etwa eine halbe Stunde davon gelegnen Tilleijali, dem drittgrößten Orte in dem ſonſt däniſchen Gebiete. Da dort der bedeutendſte Tempel ſteht, ſo iſt's wohl kein Wunder, daß in früherer Zeit die Miſſionsſchule von den erbitterten Heiden zu wiederholten Malen zerſtört wurde. Bei einem unſrer Beſuche daſelbſt beſahen wir auch die Pagode, die dem Siva gewidmet iſt. Der Tambiran[46] ließ uns bereitwilligſt in den Hof treten; allein ein junger Viſchnuit, deſſen Bruder ſo eben Chriſt geworden, verſuchte uns hinauszuweiſen. „Europäiſche Leute haben hier nichts zu ſchaffen; dieß iſt eine tamuliſche Kirche. Geht hinaus, geht hinaus!" — Auf unſer Bedeuten, daß er als Viſchnuit in dieſem Siva-Heiligthume gar nichts zu ſagen habe, gab er zur Antwort: „Ei was, Siva und Viſchnu ſind Eins."

Tilleijali etwa gegenüber, auf der Nordſeite des Upparu, zu welcher wir jetzt übergehen, liegt Todaripöttei. Bei dem dortigen Gutsbeſitzer, dem Sohne eines unſrer Chriſten ſchon aus alter Zeit, war ich mit Herrn Miſſ. Schwarz einmal zu Gaſte. Der Mann beſitzt 50 Veli[47] Acker, und jedes Veli Reisland zahlt etwa 70 Rup. an die Regierung. Daraus läßt ſich zur Genüge abnehmen, daß unſer Wirth ein Mann bei der Stadt war.

Nachdem die meiſt von Heidenkindern beſuchte Schule in ſeinem Hauſe geprüft war, ging es ans Traktiren. Erſt durchſüßte man uns die Kehle mit zerſchnittnem Zuckerrohr, dann kam gebratnes Hühner- und Hammelfleiſch mit ganz eigenthümlicher Kruſte; weiter brachte

man wohl zwanzigerlei Fleiſch- und Gemüſe-Kari; Pompelmuſen und Kaffee beſchloſſen das üppige Mahl. Wir hatten ſelbſt einige europäiſche Eß-Werkzeuge mitgebracht, namentlich Teller; doch wurde uns alles einigermaßen Feſte auf friſchen Bananenblättern vorgeſetzt. Die alte Mutter brachte die Gerichte ſchmunzelnd herbei, der Gutsbeſitzer und ein mit uns gekommner Pariah-Häuptling ſetzten ſie mit ernſter Miene vor; zwei dienende Knaben ſchwangen über uns den kühlenden Fächer. Die letzteren mochten von der europäiſchen Eßweiſe noch keine ſehr deutlichen Begriffe haben; einer derſelben machte in der That Miene, uns den Kari in bloßer Hand zu ſerviren.

Ein Stündchen in nördlicher Richtung über Trankebar hinaus, doch etwas weiter vom Meere entfernt, liegt Perija-Manika-Pangu.[48] Dort war ich mehrere Male. Das Chriſtengemeindlein daſelbſt beſteht aus lauter Padeiatſchi's[49]; jeder bebaut ein Stücklein Feld und bringt Stroh, Eier und Butter auf den Bazar nach Trankebar. Der Stammvater dieſer Chriſten — ſie gehören nämlich alle Einer Familie an — mag etwa 1760 die heilige Taufe empfangen haben. Da die Gemeinde lange ſchmählich vernachläſſigt wurde, ſo wucherte der heidniſche Aberglaube ganz in der Stille neben dem Chriſtenglauben fort. Weihete man doch noch zur Zeit unſrer Miſſionare, die dem Unfug ein Ende machten, dem gemeinſchaftlichen Stammvater Butter, Lichter u. ſ. w. und ſtellte an ihn, unter dem Schauer der Nacht, Orakel-Fragen. Frauen waren dabei die Mittelsperſonen. Dieſe traurigen Vorgänge laſſen einen ziemlich deutlichen Blick thun in die Entſtehungsweiſe des Heroen- und Dämonen-Dienſtes.

Wir beſuchten dort unter andern auch eine ſteinalte Frau mit langherabwallendem, ſchneeweißem Haar. Sie betete unaufgefordert ihren Catechismus her. „Drei Kriegeszeiten" hat ſie geſehn. Als wir ſie nämlich nach ihrem Alter frugen, ſo antwortete ſie: „Ich bin drei Kriege alt." Wie ſie dieſe zählte, weiß ich jetzt nicht mehr zu ſagen.

In Perija-Manikapangu sah ich neben einer Lehmgrube die erste Ziegelei der Eingebornen: zwei Oefen, eigentlich nur Erdhaufen mit Stroh, darunter die zu brennenden Steine gelegt werden. Der Wind fährt in die angezündeten Massen, und in einigen Tagen ist Alles zusammen gebrannt. Wir hatten eben 50,000 Ziegel für die Errichtung einer neuen Kapelle daselbst bestellt.[50]

Diese neue Kapelle kam in die Nähe eines Kali-Tempels zu stehen. Darüber murrten die Heiden, besonders des Friedhofs wegen, den wir mit der Kapelle verbinden wollten. Ihr Götze, den sie da vorbeitragen müßten, würde das nicht dulden, meinten sie. Er sollte uns dann nur verklagen, erwiederte Herr Cordes. Da rottete man sich zusammen, um ihm den Weg zu sperren.

Sobald man zu dem Westthore von Trankebar hinaustritt, kommt man nach Velipaleiam („Außen-Vorwerk"), einem sehr bevölkerten Dorfe mit vielen Christen, Sudra's sowohl als Pariah's. Dort besuchten wir unter andern auch einen jungen Christen, der sich, als Compagnon eines europäischen Kaufmanns in Mauritius[51], ein hübsches Vermögen erworben hatte. Auf seinem Tische prunkte eine Spieluhr.

Dicht bei Velipaleiam liegt Sattankudi, wo die eingebornen Christen von Trankebar und Velipaleiam ihre letzte Ruhestätte finden. Dort steht dicht neben dem „Brüdergarten" (S. 24) eine dem heil. Xaver geweihete Kirche. Auch in Sattankudi hat unsre Mission, außer dem Gottesacker, einen kleinen Grundbesitz mit einigen hundert Palmyrapalmen.

Ich war dort in dem Hause eines sehr reichen Heiden, der fort und fort drei Schiffe zwischen Pondichery[52], Marseille und Bordeaux gehen hat. Den mit bunten Göttergemälden ausgeschmückten Zimmern fehlte es selbst nicht an europäischen Sopha's und Stühlen; sonst freilich war alles hübsch indisch, d. h. eng, düster und winklig. Der Mann konnte es mit all seinem Reichthum nicht zu allgemeinem

Ansehn bringen, denn er entstammte einer Sudra-Mischkaste. Sein Erblasser hatte, auf seinen Geldsack pochend, sich den „Schirm" angemaßt und dadurch einen Sturm unter den reinblütigen Sudras heraufbeschworen. Die Regierung legte sich in's Mittel; er durfte den Schirm nur innerhalb seiner Kastengasse tragen. Das war zur Zeit der Dänen; seitdem ist es anders geworden.

Etwas östlich von Todaripöttey (s. S. 29) führt die Straße über Tirukadeijur nach Mayaveram. Schon Tirukadeijur liegt fast eine Stunde nördlich über das ehemals dänische Gebiet hinaus, und ein halb Stündchen östlich davon Tirumejnanam („Heilige Wahrheits-Weisheit"). Hier ist seit 1846, wo wir auf inständiges Bitten der Einwohner eine Schule anfingen, die erste neue Gemeinde von unsern Missionaren gesammelt worden. Sie steht jetzt unter der Leitung des Herrn Apelt. Ein nettes Kirchlein erhebt sich dort auf sandigem Boden, und da ein Zimmer für den gelegentlichen Aufenthalt des europäischen Seelsorgers damit verbunden ist, so besuchte ich, stets in Begleitung eines unsrer Missionare, das von Bäumen ganz anmuthig umgebne Dörflein mehrere Male.

Ich besah auch einige der umliegenden Dörfer, und darunter das eben erwähnte Tirukadeijur („Heilige Marktstadt"), dessen Hauptstraßen ein Viereck um die Pagode bilden. Dieser Ort, dessen ehemaliger Radjah zuweilen als Raubritter in Trankebar einfiel, zeichnete sich stets als ein streng heidnischer aus; dennoch war vor einigen Jahren, aus Mangel an ziehenden Händen, der große Götzenkarren bei der jährlichen Procession stecken geblieben. Schon dachten die Brahminen daran, ein kleines Gefährt für ihren geliebten Siwa machen zu lassen; da aber bot der eifrige Gutsherr alles auf; was Füße hatte, mußte herbei, und was Hände hatte, mußte ziehen.

Die Siwa-Brahminen, die wir dort trafen, hatten ganz und gar nicht das Ansehen, als ob sie sich den salbungsvollen Ruf ihres Vor-

kämpfers, des Manika-Vasacher,[53] zum heiligen Kampfe je zu Herzen genommen.

„Schlagt die Trommel des Worts, ihr Lehrväter, die ihr der Weisheit Schwert tragt! Fasset der Klugheit weißen Schirm, ihr Lehrväter, die ihr das Roß der Stärke reitet! Kommt herein, um der Waschung und der Asche heiliges Rüstzeug anzulegen! Wir wollen stürmen die Himmelsstadt, auf daß nicht komme das Heer der Maya (Täuschung)."

„Schreitet voran, Sivaknechte! Deckt die Flanken, Gläubige! Ihr Andächtigen (Jogi's) mit der leuchtenden Stärke treibt das Centrum! Deckt den Rücken, „Vollendete" (Siddha's) von gewaltiger Macht! Wir wollen stürmen der Himmlischen Land, auf daß nicht komme das Heer des Unheils."

Herr Wolff, der bei mir war, trug ihnen das Eine an was noth ist. Alles dumpf und stumpf. Als ich aber, auf ihre Bäuche zeigend, bemerkte: Eure Seligkeit sitzt da, nicht wahr? so brachen sie in helles Lachen aus. Einen gutmüthigen Spott weiß auch der Brahmine zu nehmen; ja er lacht über seinen eignen Hokuspokus mit, wenn man nur nicht bitter wird.

Es scheint überhaupt, als liege eine gewisse religiöse Naivetät allen Indogermanen im Blut. Wir sehen sogar die „heil. Vedas" ganz naiv mit den Göttern umgehen.

„O Wolkengott, um großen Preis wirst du mir weggegeben nicht,
Um Tausend nicht, Zehntausend nicht, um Hundert, Hundertreicher! nicht."[54]

So spricht einer der Vedasänger. Ein andrer aber stellt sich mit seinem Gotte gleichsam auf den Markt hin und ruft laut und vernehmlich:

„Wer kauft mir meinen Indra hier für zweimal fünf Stück Kühe ab?
Wenn er die Feind' erschlagen ihm, so geb' er ihn zurück an mich!"[55]

So freie Sprache wird sich der Teufelsanbeter, der sicherlich der nicht indogermanischen Urbevölkerung angehört, schwerlich erlauben; er steht zu dem Gegenstande seiner Verehrung im Verhältniß des Scla-

ven zum Herrn. Sonſt aber macht ſich die indogermaniſche Naivetät, ſo weit der brahmaniſche Gottesdienſt in das Volk gedrungen iſt, bei den Tamulen geltend genug.

Auch die Tamulen haben eine Art „Schwabenſtreiche.“[56] Gleich der erſte ſcheint auf die Verſpottung des groben Götzendienſtes abzuzielen. Er lautet ſo:

Es gingen einmal zwei Dummköpfe in einen Tempel, um den Gott Siva zu ſehen. „Schwägerchen“, ſagte der Eine: „Dort ſprechen ſie: Swami, Swami (Gott); ſollte er das wohl ſein? Ei, dieſer Swami iſt ja Stein.“ Ein Tempeldiener, der das hörte, ſtürzte auf ihn zu: „Schmäheſt du ſo den Gott?“ Er gab ihm zugleich eine tüchtige Tracht Schläge und jagte ihn zum Dinge hinaus. Als darauf die Beiden in einem Privathauſe mit einander aßen, ſagte der Andere: „Schwägerchen, in dem Reis iſt Stein.“ „Sag nicht Stein“ fiel ihm der Andere zornig in's Wort „du hirnverbrannter Narr, haſt du nicht geſehen, daß ich eben Prügel darum gekriegt habe? Sag nicht Stein, ſondern Swami!“ Damit gab er ihm zwei Ohrfeigen, jede eine gute Hand lang. Da ſprach der Andere: „Schwägerchen, die beiden Ohrfeigen haben mir gut gethan; ich will hinfüro nicht wieder ſo ſagen.“

Der Buddhaismus, welcher „die Milch“ der Naivetät in das „gährende Drachengift“ der Zweifelſucht verwandelte, hat zu der offenbaren Spottluſt der Tamulen ſicherlich beigetragen; vielleicht rührt ſogar der eben erzählte Narrenſtreich geradezu aus jener Quelle.

Doch zurück nach Tirumenjanam. Als unter dem furchtbaren Orkan, der das Oſterfeſt von 1853 wie mit einer Poſaune vom Himmel her einleitete, unſer Kirchlein daſelbſt der verſammelten Gemeinde über den Kopf zuſammenſtürzte, da frug ein heidniſches Mütterchen, auf eine benachbarte Pagode, — ich glaube eben die zu Tirukadeijur — hindeutend, gar ſpöttiſch: „Warum hat denn euer Gott eure Kirche nicht geſchützt? Siehe unſre Pagode da ſteht noch feſt.“ Ja wohl ſeit vielen, vielen Jahrhunderten ſtehen ſie feſt, dieſe Hindutempel, und

unſre Kirchen und Kirchlein ſchwinden vor dieſen ſteinernen Rieſen in nichts zuſammen. Wenn da der Hindu, einigermaßen geweckten Geiſtes, vor ſeiner himmelanſtrebenden und in der Erde feſtgewurzelten Pagode ſteht mit ihren weiten, ſtillen, geheimnißvollen Räumen, — da ſchwillt ihm das Herz hoch auf, und ich ſelbſt habe, wenn ich einen ſolchen Tempel angeſtaunt, oft im Stillen mit ſagen müſſen: „So trieb auch der Künſtler Ehrgeiz die Unverſtändigen, zu ſtärken ſolchen Gottesdienſt" (Weisheit 14, 18). Die Anglikaner kennen dieſen Zauber wohl; ſie möchten daher dieſen großartigen Pagoden, wenn nicht impoſante, ſo doch würdige Kirchen entgegenſtellen.

Der zweite neue Schößling unſrer Miſſion in Trankebar iſt die Gemeinde zu Puthenur, etwa 2 Stunden weſtlich von Poreiar. Sie iſt wie die zu Tirumenjanam aus den Aermſten der Armen geſammelt. Die Cholera hat in der letzten Zeit gewaltig unter ihnen gemähet. Das dortige Kirchlein liegt zwiſchen Puthenur und Sittambarakovil hart an der Straße auf offnem Felde.

Es war trotz des Septembermonates, der ſonſt wie Blei zu drükken pflegt, ein angenehmer, ich möchte ſagen elaſtiſcher Tag, als ich Herrn Schwarz zum Gottesdienſt dorthin begleitete; die weißen Ochslein trabten auf der ſchönen Straße wie muthige Pferde.

Kaum waren wir zu Poreiar hinaus, ſo ſtießen wir ſchon auf eine ſogenannte „Sabei": eine Schaar von thönernen Pferden und ritterlichen Menſchengeſtalten, zum Theil mit Streitaxt, die dem Parijeri, „dem Roßbeſteiger", d. i. dem Eiyenar[57], im Sinne frommen Gelübdes gewidmet und ſtets unter einer ſchattigen Baumgruppe aufgeſtellt werden. Unſer Knecht nannte ſie gradezu die „Vorläufer" des Eiyenar, der wie der weiland „wilde Jäger" als nächtlicher Unhold jagt. Vor den thönernen Bildſäulen da am Wege nach Puthenur, unter denen ſich übrigens auch weibliche Figuren befinden, wird jeden Dienstag und Freitag Abend geopfert. Nicht weit davon iſt ein Tempel des

„roßbeſteigenden" Gottes. Davor ſteht ein Elephant, dem Tempel zugekehrt, und vor dem Elephanten ein Lingam. Hier pflegt man feierlich zu ſchwören. Man badet ſich zu dem Ende in dem kleinen benachbarten Teiche, und ſtellt ſich dann zwiſchen das Lingam und den Elephanten, ſo zwar daß man dem letzteren das Geſicht zuwendet.[58]

Den Eiyenar verehrt man auch häufig in einem bloßen Steine unter einem Veppu[59]-Maram, indem man Butter über den Stein gießt, und den Baum, wo möglich einundzwanzig Male, feierlich umwandelt. Dieß geſchieht beſonders an den Landſtraßen.

Wir machten auch einen zweitägigen Ausflug nach Caverypattnam an einem der Ausflüſſe des Cavery, im Norden Trankebar's. Der Weg führte uns, zum Theil durch wüſtes Geſtrüpp, zum Theil über Wieſengrund, ziemlich dicht am Meere entlang; wir kamen dabei durch mehrere Fiſcherdörfchen. „Stinkender Fiſch" wird in der tamuliſchen Grammatik als eines der charakteriſtiſchen Beſitzthümer der Strandbewohner angegeben; davon ſollten ſich hier auch unſre Naſen praktiſch überzeugen. Wir freueten uns, als wir den Arm des Cavery glücklich paſſirt hatten, in deſſen Nähe das engliſche Raſthaus liegt, das uns für ein paar Tage beherbergen wollte. Es war nämlich gerade Fluth; ſo mußten denn die Ochſen zuweilen ſchwimmen, und wir bekamen den ganzen Wagen voll Waſſer.

Hier lag einſt, ſo berichtet uns die einheimiſche Sage, eine blühende Stadt, Pumpattanam.[60] Ihre tauſend und aber tauſend Schiffe holten Waaren aus Cotſchin und Sumatra, aus Colombo und Calicut und verführten ſie auf dem Cavery bis Tanjore; ihre Kaufmannshäuſer glichen Königsſchlöſſern; von Gold und Silber glänzte es allenthalben. Allein die üppigen Einwohner wurden je länger je hartherziger; kein Armer empfing aus ihren Händen eine Gabe der Liebe. Da machte ſich Siva in der Geſtalt eines Bettlers auf, um den reichſten und edelſten ihrer Bürger, den Pattana-Pilley, zu prüfen. Die-

ſer war eben am Strande, um mehrere ſeiner reichbeladenen Schiffe zu beſichtigen, die, längſt verloren gegeben, endlich doch wohlbehalten eingelaufen waren. Der verkleidete Gott hinterließ im Hauſe des reichen Kaufmanns, wo man nicht einmal „kalten Reis auf ihn niedergeſchauert" hatte, ein Hand-Billet mit einem kurzen geiſtlichen Zuſpruch. Pattana-Pilley empfing es, als er am Abend, vom Strande heimgekehrt, ſich in's Bad begeben hatte. Das Wort der Weisheit zündete augenblicklich; mit Einem Male wie umgewandelt, verließ er Alles was er hatte, brannte ſein Haus nieder und durchzog, ſeinem Gotte ein Loblied nach dem andern ſingend, das Land als freiwilliger Bettler. Die übrigen Einwohner wurden gegen ihren Willen zu Bettlern; denn der Gott, dem ihr unbarmherziger Sinn ein Gräuel war, erhöhete den Meeresboden an der Mündung des Cavery, und verſtopfte ſo die Quelle ihres bisherigen Wohlſtandes, den Seehandel.

Pattana-Pilley von Pumpattanam iſt übrigens einer jener tamuliſchen Dichter, die gegen alles äußere Werk- und Formel-Weſen aneifern und den Ton auf innere Beſchauung und Erfahrung legen.

„Warum ſich mit Aſche ſchmücken, warum mit Waſſer handthieren? Du verſteheſt nicht das Ende heil. Schrift, wie man veränderten Gemüthes ſoll geboren werden. Was helfen ſieben Millionen hochgeprieſener Gebetsformeln? Das heißt am Strome ohne Kenntniß der Furt umher irren!"

„Den Urglanz, der, die acht Himmelsgegenden und die ſechszehn Zwiſchen-Winkel durchdringend, herſtürzt, anſchwillt, aufſprießt, möchten die Thoren binden, einwickeln und unter den Arm faſſen; in's Herz faſſen ſie ihn nicht. Den offenbaren Tag nennen ſie Nacht — die Höllenkinder."

Dieſe myſtiſchen Strophen, die in einigen ihrer Ausdrücke faſt an die Bibel anklingen, ſcheinen bei den jetzigen Bewohnern von Caverypattnam nicht verfangen zu wollen; wir ſahen eben, ihrem hochgefeierten Dichter wie zum Trotze, eine ganze Menge Heiden von dort, zur Abwaſchung ihrer Sünden, in dem heil. Fluſſe „mit Waſſer hand-

thieren." Es war Neumond. Im Auguſt aber feiern die Bewohner von Caverypattnam ein förmliches Badefeſt.

In unſrem einfachen, aber angenehmen, weil kühlen Raſthauſe hatten wir rechte Gelegenheit die Handthierung der Fiſcher auf der Welle und am Strande zu beobachten. Früh ſegeln ſie in dieſer Jahreszeit mit dem erſten Landwinde auf ihren leichten Kattamaram's[61] in die offne Fluth hinaus; von dem Seewind, der Mittags einſetzt, laſſen ſie ſich wieder heim ſpielen. Sie verſorgen ſich für alle Fälle auf vier bis fünf Tage mit Lebensmitteln; denn wie wenn einmal der Seewind ausbliebe? Es kommt vor, daß Manche nimmer wiederkehren.

Am andern Morgen beſuchten wir das benachbarte Fiſcherdorf, wo Frauen mit Ausweiden, Waſchen, Trocknen und Einpacken der Fiſche beſchäftigt waren, während Kinder die fleiſchgierigen Vögel verſcheuchten. Hie und da lag auch ein Ballen bereits getrockneter Fiſche, die unter dem Namen Karuvadu von hier aus durch ganz Indien gehen. Kurz ich ſah da wieder meine Tamulgrammatik vollkommen verwirklicht; denn alſo läßt ſie ſich über die Beſchäftigungen der Strandbewohner vernehmen: „Fiſche ſalzen, Fiſche trocknen, getrocknete Fiſche verkaufen, Vögel verſcheuchen, auf dem weiten Meere handthieren."[62]

Eine intereſſante Bekanntſchaft machten wir in Caverypattnam. Der junge Brahmine, dem faſt aller Grund und Boden daſelbſt eigenthümlich gehört, machte uns ſeinen Beſuch. Ein wahrhaft ſchöner Mann mit großen ſchwarzen Augen, feinen Zügen und anmuthigen Manieren. Eintretend überreichte er uns in üblicher Weiſe ein paar Pomeranzen und dazu einen mächtigen Blumenſtrauß. Obſchon er ſich faſt bis zur Erde verneigte, ſo ſah das doch in keiner Weiſe „ſervil" aus. Er verhüllte ſich mit beiden Händen das Angeſicht und lachte gar eigenthümlich „in's Fäuſtchen", während er uns mit einigem Widerſtreben bekannte, daß auch er ſich an dieſem Morgen

im Cavery gebadet habe. Ich fand ihn nicht unbewandert in den indischen Philosophemen; es schien übrigens als ob nur die Rücksicht auf seine Verwandten ihn vom offnen Uebertritt zum Christenthume zurückhielte. Er sandte uns einen Korb voll duftender Ananas und dergleichen.

Als wir schieden, war er zum zweiten Male bei uns. Wie segnend erhob er seine Hände und wünschte uns „Gottes Gnade" zum Geleit. Ich werde die edle Gestalt dieses Nicodemus nie vergessen.

Ausflug nach Chillambram.

Schon am 2. Juni machte ich mich wieder einmal reisefertig. Es galt einem mehrtägigen Ausflug nach der berühmten Pagode von Chillambram oder richtiger Sittambalam.[63]

Um kein Heiligthum im Tamulenlande rankt das Immergrün religiöser Erinnerung und classischer Dichtung so üppig, als um den Aether-Linga-Tempel[64] in Sittambalam. Viele von den Legenden und Poesien der „dreiundsechzig Herrn" oder „Sivaknechte"[65] sind damit irgendwie verknüpft; ganz besonders aber umglänzt ihn der gefeierte Name Manikavasachers, jenes sivaitischen Vorkämpfers gegen die Buddhisten, dessen Dichterherz — um im tamulischen Dichter-Geschmacke zu reden — wie der hohle Baumstamm mit seiner Honigfülle unter dem Andrang des reißenden Bergstroms, so im Ueberschwang himmlischer Liebe berstend, seine süßesten Empfindungen vor der gegenwärtigen Gottheit ausschüttet.

„In mir ist keine rechte Liebe zu Deinen h. Füßen, o Du Gemahl der Frau mit dem schönen duftigen Kauze! Durch Dein Wissen, das selbst den

Stein in weiche Frucht wandelt, haſt Du mich zu einem Liebhaber Deines Fußes gemacht. Grenzenlos mein Gott, iſt Deine Huld. Aber was und wie ich auch immer thue, — Du kommſt ja nicht zu mir. O Herr des fleckenloſen Aethers, noch einmal ſetze Deinen Fuß auf mich!"

„Mein Vater! mein Nectar! Seliger! der Du einem Honig gleichſt, der herabträufelt und mein Innerſtes ſpaltet. Du biſt eine unvergleichliche Speiſe, die aufgetiſcht daſteht, damit ich, als ein Zugehöriger der Dir zugehörigen Liebhaber, Dich genieße. Mein König, der Du in jeder Trübſal Deine Verehrer zurechtſetzeſt! willſt Du mich denn — o ſprich — verſtoßen, daß ich in dieſer Welt vergehen muß, mein König?"[66]

Es hat aber Manikavaſacher nicht bloß einen großen Theil ſeiner Hymnen in dem Tempel zu Sittambalam gedichtet, er hat auch Sittambalam ſelbſt in 400 Strophen verherrlicht, die als eben ſo viele Perlen in dem Kranze der tamuliſchen Literatur glänzen.[67] Dieſe 400 Strophen, — dem Wortverſtande nach — Muſterverſe zu eben ſo vielen Motto's der Liebesdichtung, — bilden eine Art „Hoheslied"; denn unter den mannichfachen Bildern ſinnlicher Liebe wird hier die innige Gemeinſchaft der gläubigen Seele mit der Gottheit abgeſpiegelt. In jede Strophe aber iſt ein Lob des „Gottes von Sittambalam" eingewoben.

(Die Vereinigung preiſen.)

„Daß ich den Wohlſchmack dieſer Frau, deren Rede ambroſiaartig iſt, preiſen ſollte, hat ein gutes Geſchick entſchieden und gefügt. O wer kennt das liebliche Verhältniß zwiſchen mir und ihr — hier in dem duftigen Garten auf dem ſteinigen Gebirge, der dem Haine und dem Hügel des Gottes von Sittambalam gleicht."

Doch es wird Zeit, daß ich den tamuliſchen Pegaſus abzäume, und den tamuliſchen Ochſenwagen vorfahren laſſe, der uns eben nach jenem gefeierten Orte bringen ſoll.

Nachdem ich noch am Abend des 2. Juni in Mayaveram eingetroffen, reiſte ich am folgenden Abend gegen 5 Uhr mit Herrn Ochs

auf der Straße nach Sittambalam (23 bis 25 engl. M. von Mayaveram) weiter. Wir kamen zuerſt durch Tulukken Savadi[68] („Türken-Raſthaus"). Ein Muſelmann nämlich hat hier ein Raſthaus für eingeborne Reiſende, und daneben auch gleich einen kleinen Bazar zum Ausmiethen errichtet. Auf ähnliche Weiſe entſtehen nach und nach viele neue Ortſchaften an den Landſtraßen. Man weiß hiebei nie recht, wo die wohlthätige Liebe aufhört, und die ſpeculirende Selbſtſucht anhebt; oft genug mag die letztere Anfang, Mittel und Ende ſein.

Später paſſirten wir Veittisveken-Kovil, einen berühmten Wallfahrtsort[69] für Sieche aller Art. An dem dortigen Siva-Heiligthume ſind Barbiere angeſtellt, die, gegen eine gewiſſe Abgabe an den Tempel, den Wiedergeneſenen das Haar verſchneiden, das dieſe dem „wunderthätigen" Gotte zur Zeit der Noth gelobt hatten.

Hier war es, wo Beſchi,[70] jener ſprachgewandte und geiſtreiche Miſſionar der römiſchen Kirche zur Zeit unſrer erſten Miſſionare, einen wohlgerundeten Vers voll lachenden Witzes aus dem Stegreif unter die lauſchenden Heiden geſchleudert haben ſoll. Er frug: Wem iſt dieſer Tempel gewidmet? Das Volk antwortete: Dem Vineitirttan (dem „Beſeitiger des Jammers"), der ſchon viele Lahme, Blinde u. ſ. w. geſund gemacht. Da trug Beſchi auf der Stelle folgenden Vers vor:

„Er ſelbſt hat die Fuß-Schwulſt; ſein Schwiegerſohn den Harn-Fluß[71], ſein Sohn (Ganeſa) die Bauch-Wulſt. Er weiß ſeinen eignen Jammer nicht zu beſeitigen; welchen Jammer je beſeitigte denn Dieſer?"

Möglich freilich, daß er den Vers ſchon in der Taſche hatte; er iſt für einen Stegreif-Vers in der That faſt zu fein und rund. Im Tamuliſchen aus dem Stegreif dichten iſt doppelt ſchwer, da die tamuliſche Versbildung, an Strenge des Maaßes, der claſſiſchen Dichtung nahe kommt, an Reichthum des Zuſammenklangs aber die abendländiſche Poeſie gar hinter ſich läßt.[72]

Der jetzige Tambiran von Veittisverenkovil, der die Güter der reichen Pagode nach eignem Gutdünken verwaltet, soll ein sehr harter und gewaltthätiger Herr sein. Er läßt seinen Unterthanen, dafern sie ihm nicht zu Willen sind, allenfalls das Haus über dem Kopf einreißen; eingebrachte Bananen, Kokosnüsse und dergleichen müssen zuerst der Pagode feil geboten werden; er selbst macht dann den Preis und verkauft das Billiggekaufte möglichst theuer. Kann er, verklagt, seine Richter nicht bestechen, so sucht er die Kläger einzuschüchtern. Unser Christengemeindlein daselbst, das erst 1852 entstand, und schon im folgenden Jahre sechzig Seelen zählte, hatte mit „seiner Herrlichkeit" einen sehr ernsten Strauß. Er vergriff sich geradezu an ihrer Habe, und die Mauern der Kapelle, die wir im Angesicht der großen Pagode für sie zu bauen anfingen, ließ er der Erde gleich machen. Erst die Gerichte konnten seinem „Dräuen und Wüthen" eine Schranke setzen.

Je mehr wir uns Schialli[73] (15 engl. M. nördl. v. Mayaveram) näherten, um so angenehmer wurde die Reise: ein unerwarteter Regenschauer hatte vor uns her den Weg gesprengt, die Luft gekühlt, und die Düfte der Pflanzenwelt entbunden. Gegen neun Uhr erreichten wir „kühl bis ans Herz hinan" das öffentliche Rasthaus.

Schialli mit vielleicht 6000 Einwohnern, in einer sehr fruchtbaren, von Dörfern wie übersäeten Gegend, macht den Eindruck großen Wohlstandes: man sieht eine Menge Frauen von goldenen Ohren-, Nasen-, Arm- und Fußringen strotzen. Es ist aber auch ein sehr heiliger Ort, der in den Legenden der „Siva-Knechte" neben Sittambalam keine unbedeutende Rolle spielt.[74]

Am andern Morgen früh begaben wir uns in die Stadt hinein, die, mit ihren langgestreckten Straßen und mit dem umgebenden Grün, mich fast an Mudabiddri erinnerte (S. Th. III, S. 194). In der Verandah eines Hauses, das dem Könige von Tanjore gehört[75], ließ sich

Herr Ochs in eine religiöse Unterredung ein, nachdem ein eingeborner Christ aus unsrer Begleitung durch die öffentliche Lesung eines christlichen Schriftchens einen Kranz von Zuhörern gesammelt. Daß religiöse Ceremonien die Sünden nicht wegnehmen, gestanden sie alle zu; daß alle Menschen von Einem Paare abstammen, wollten sie damit widerlegen, daß wir ja ganz anders aussähen, lebten und sprächen als sie; daß Gott Untergötter brauche, dafür führten sie das Beispiel des englischen Gouverneurs an. Einer meinte, alle Religionen seien im tiefsten Grunde wahr und falsch zugleich, jede habe eben nur ein Bruchstück der Wahrheit. Er erzählte dabei die bekannte Geschichte von den vier Blinden, die an einem Elephanten umhertasteten, — der eine am Rüssel, der andre am Ohr, der dritte am Schweif, der vierte am Bein — und die ihn demgemäß als Pisang-Stamm, als Fächer, als Schlange, und als Pfeiler beschrieben. Ich weiß nicht, ob er ein Anhänger des Vedanta-Systems war, das ganz offen mit dem Anspruch auftritt, die oberflächliche und theilweise Erkenntniß der verschiedenen religiösen Standpunkte zu vertiefen und zu vollenden.[76]

Gegen drei Uhr des Nachmittags brachen wir nach Ranganathapuram auf. Leute, die von Benares her das Wasser der heiligen Ganga nach Rameſseram im Süden des Tamulenlandes schaffen, begegneten uns hin und wieder; wir reisten ja auf der Hauptstraße des Südens. Sie balanciren die Gefäße an einer langen Bambus-Stange auf der Schulter. In dem „kostbaren" Inhalt derselben wird der Gott zu Rameſseram alltäglich gebadet.

Mit Sonnenuntergang langten wir in Ranganathapuram an, in dessen Nähe der Oberhäuptling über sämmtliche Pariah's in der Nachbarschaft seinen Sitz hat. Ein heidnischer Gutsbesitzer, der mir schon nach Trankebar hin die schönsten Pompelmusen zum Geschenk geschickt hatte, empfing uns in einem Häuslein, das er ausdrücklich für europäische Gäste erbauet und eingerichtet hatte. Mit Citronen in den

Händen kam man uns, wie üblich, entgegen; Blumensträuße erwarteten uns am Eingange des Hauses, und bald erschienen auch, der Landessitte gemäß, drei bis vier Tänzerinnen. Daß ich dieselben mit einem Geschenke ohne Weiteres abfand, nahm der heidnische Wirth, der seinen Gast eben nur nach Landesbrauch ehren zu müssen glaubte, durchaus nicht übel. Rama Pilley, so hieß unser Gastfreund, ist der Enkel eines Ministers am Hofe von Tanjore, der zugleich Generalpächter war. Er hat einen so bedeutenden Grundbesitz, daß er jährlich an 3000 Rupi's Abgaben an die Regierung entrichtet.

Noch ehe sich am andern Morgen die Sonne erhob, erhoben wir uns von unsrem Lager in dem engen, dunklen und dumpfen Häuslein des Rama Pilley. Wir kamen bald an den Kolerun, damals eine breite, breite Sandwüste mit nur einem Streiflein Wassers. Unsre Ochslein blieben nach je zehn bis funfzehn Schritten stecken. Eine Art Flußinsel, — zu hoch für gutes Reisland, — nahm uns am andern Ufer auf, wir passirten nach einander zwei Brücken über ganz schmale, aber sehr tiefe Flußarme. Gegen acht Uhr waren wir in Sittambalam, dessen Pagoden uns schon lange königlich stolz gegrüßt hatten.

Die Stadt durchziehend, sprachen wir gleich bei einem Muhamedaner vor, der auch mit Herrn Ochs in gastfreundlichen Verhältnissen steht. Wir fanden aber nur den Sohn, einen jungen Mann mit einem äußerst angenehmen und ausdrucksvollen Gesichte zu Hause. Die auffallend weiße und reine Farbe deutete sicherlich auf unvermischtes Blut. Kaum waren wir eingetreten, so kam ein feister Brahmine, der in Madras englisch gelernt hatte und nun zu Sittambalam im Gerichtshof saß, — wie es schien, bloß um mit Europäern den Europäer zu spielen. Die Rose europäischer Freiheit hatte auf seinem Beete nur Stacheln der Frechheit gezeugt. Wir bezogen alsbald ein öffentliches Rasthaus, das, wenn ich nicht irre, von unsrem Muslim für europäische Reisende erbaut worden.

Nachmittags machte uns der junge Sohn eines Hindu-Beamten seine Aufwartung. Er war eben von der „Universität" in Madras zurückgekehrt. Dort hatte er sich „an der Weisheit Brüsten" so voll gesogen, daß er hätte bersten mögen. Er verstand außer Tamul auch Telugu, Mahratta und Englisch, die Sprache der Erdengötter, und hatte den liebeswürdigen Stolz, sich für einen Dichter seines Volks zu erklären, — immerhin Bescheidenheit genug, denn die meisten Zöglinge jener Anstalt, die man so gern „Universität" schilt, lernen dort ihre eigne Sprache gründlich verachten. Er holte alle seine Zeugnisse hervor — und daneben auch eine Masse „honorable cards." Ein halb dummes, halb gleichgültiges Lächeln spielte um seinen Mund, als wir nach dem Besten frugen. „Christenthum? ... ja so ...; ei nun ich bin kein Heide."

Nachmittags besuchten wir die berühmten Tempel, die, umgeben von einer Mauer aus blauem Stein, eine Fläche von „1332 Fuß in einer und von 936 Fuß in der andern Richtung" einnehmen. Von den vier Pagoden gilt die eine als ein rechtes Meisterstück der Baukunst. „Jedes der drei Thorwege wird überragt von einer 120 Fuß hohen Pyramide aus 40 Fuß langen und über 5 Fuß breiten Steinen, die von Kupferplatten mit Figuren bedeckt sind." Eine sehr schöne von Säulen getragne Gallerie säumt auf drei Seiten den heiligen Tempel-Teich, an der vierten liegt das Mandapam — eine etwas erhabne steinerne Platform mit Säulen-getragnem Dache, wo der Götze bei Festzeiten zur Schau gestellt wird und die Priester über die Angelegenheiten des Tempels Rath zu halten pflegen. Die Säulen, die das Dach dieser prachtvollen Halle stützen, angeblich 999 oder 1000 an Zahl, bestehen aus blauem Granit, der aus der Umgegend von Salem stammen soll. Man spricht viel von der gegenwärtigen Armuth der dasigen Tempel-Brahminen, die den Namen „Viertausend-Brahminen" führen"; an Oel scheint es aber dem Tempel noch

nicht zu fehlen; wir ſahen an einer einzigen Pforte nicht weniger als 1800 Lämpchen befeſtigt.

Der eigentliche Gott[78] von Sittambalam iſt Siva unter der Geſtalt des Aether-Lingam, Savanaichen „der unſterbliche Herr." Das Allerheiligſte, Sitſabei,[79] „die Geiſt-Halle" iſt daher ohne Götzenbild. Als wir uns derſelben näherten, wurden die Prieſter uneins; die Einen zerrten uns faſt hinweg, die Andern ſchritten ermuthigend voran und riefen: Kommt nur, kommt! Dort angelangt, wurden wir mit Glockengeläut empfangen; ein Prieſter war unverſchämt genug, uns durch Entgegenhaltung eines Tellers um Almoſen anzugehen.

Ich müßte mich ſehr irren, wenn ich unter gewiſſen Verzierungen im Tempelhofe nicht auch Buddha's geſehen hätte. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß der ſivaitiſch-buddhiſtiſche Kampf ganz beſonders heiß um den Tempel von Sittambalam gelodert hat. Das ſechste Kapitel des Tiruvathavur-Puranam[80] ſchildert ihn mit lebendigen Farben und zwar in einer Weiſe, die den geſchichtlichen Grund klar genug durchblicken läßt.

Da ſaß „in der Edelſtein-beſetzten Säulenhalle," umgeben von einem gewaltigen Kranze Veda-kundiger Brahminen, der ſivaitiſche Tſcholakönig, und neben ihm der buddhiſtiſche Herrſcher von Ceylon als Kampfesrichter. Die Kämpfer waren der Oberprieſter des Letztgenannten, und Manikavaſacher. Der Tſcholakönig erhob ſich, und, die Füße Manikavaſachers verehrend, ſprach er: „Deine Pflicht iſt's, die Wahrheit der Sivalehre zu erhärten, meine Pflicht iſt's, die Buddhiſten hinwegzuräumen." Glücklicherweiſe brauchte der weltliche Arm gar nicht einzugreifen; Sarasvati, die Göttin der Sprache, entſetzt über die ſtrafende Anrede des Siva-Heiligen, verließ zuletzt die Zunge „der Thoren, welche die Huld des dreiäugigen Gottes läugnen" und die ſtumme Tochter des buddhiſtiſchen Herrſchers begann mit gelöſter und gelehrter Zunge die buddhiſtiſchen Irrlehren zu wider-

legen. Was Wunder daher, daß ſämmtliche Ketzer Reue-zerknirſcht ſprachen: „Wir haben in einem frühern Daſein geſündigt; gieb uns nun die heil. Aſche, die Rudrakſcha[81]-Kette und das Okergewand!“

Nahe an 50 Brahminen gaben uns das Geleit durch die Stadt nach unſrer Wohnung, um dort ihren Führerlohn in Empfang zu nehmen. Vor der Thür hielt ich ein kleines Sanscrit-Examen mit ihnen, um ſo den wiſſenſchaftlich Tüchtigſten herauszufinden und dieſem dann die verſprochne Summe zur beliebigen Vertheilung einzuhändigen. Allein ich merkte bald „Graeca non leguntur“, hätt' es auch an dem allzu mönchiſchen Ausſehn der Leutchen von vornherein abnehmen können. „Es ſtand ihnen an der Stirn geſchrieben“ daß ſie nicht mögen Sanscrit üben. Um ſo mehr befremdete es mich, als ich ſpäter einmal einen amerikaniſchen Miſſionar äußern hörte, er habe ſich bei einem neulichen Beſuche in Sittambalam ſehr gefreuet, die dortigen Brahminen zur Annahme chriſtlicher Schriftchen ſo bereitwillig zu finden. Es frägt ſich hiebei vor allen Dingen, ob ſie auf ein ſchließliches gutes Trinkgeld für ihre Führerdienſte rechnen zu können meinten oder nicht, und dann — den Hindus erſetzt zwar die Pflanzenwelt mit ihren zum Theil ſehr großen Blättern gewiſſe praktiſche Nachtheile einer nur geringen Beſchäftigung der Preſſe; dennoch wiſſen ſie unſre Maculatur, die denn doch ſolidere Dienſte leiſtet, ſehr wohl zu ſchätzen. Wie oft hat mir der Bazar in Madras einen Theil ſeines Inhalts, — ach leider! — in einzelnen Bibelblättern zugeſchickt. Nein nein, ſo lange die Brahminen in Sittambalam ihre eignen heil. Schriften nicht beſſer ſtudiren, werden ſie die unſrigen zu einem beſondern Gegenſtande ihrer Forſchung zu machen ſchwerlich geneigt ſein.

Noch ſpät am Abend ſtattete uns unſer junger Muhamedaner einen Beſuch ab. Von ihm erfuhr ich unter Anderm, daß in Sittambalam etwa fünfzig muhamedaniſche Häuſer und zwei Moſcheen ſind. Er hatte uns zur Hauptmahlzeit trefflichen Pilaw geſchickt; es wollte mir

aber der alte Bekannte von Palästina her in dem indischen Klima nicht recht zusagen. Er war mir zu fett und schwer. Unsre Rückkehr traten wir schon am folgenden Morgen an. Um acht Uhr waren wir wieder bei Rama Pilley, wo wir während der Hitze des Tages bleiben wollten. Unser Wirth, der als strenger Saiva weder Fleisch noch Fisch aß,[82] versorgte uns europäische „Puleijer“[83] mit beiden. Er hatte sich heute auf's allerschönste geschoren und geschmückt und sah mit sichtlichem Wohlgefallen, daß wir sein Reis mit dem achtfachen Kari nicht verachteten.

Das Haus unsres heidnischen Freundes schien übrigens nicht bloß ein ächtes Gasthaus, sondern auch ein rechter Sammelplatz für das Volk der Brahminen zu sein: denn „ein Reisender ist als Gast zu betrachten, so auch der Offenbarungskundige, der bis an's Ende der Vedas gelangt ist.“[84] Einer jener priesterlichen Vögel, die dort ab und zuflogen, ließ sich auf ein Stündchen bei uns nieder: es war ein Carnataca-Brahmine mit ziemlich verschlagnem Gesicht; bis ans Ende der Vedas aber war er sicherlich nicht vorgedrungen.

In Rama Pilley fand ich, wie gesagt, einen sehr frommen Saivá und dazu die Gutmüthigkeit selber; dennoch wollte es mir scheinen, als ob er seinen Hauspfaffen, der ihn denn doch um manches Körnlein Reis und um manches Bißlein Butter ärmer machte, ganz gern einmal in der Klemme sähe. Kaum hatte derselbe Platz genommen, so warf er zwei kitzliche Fragen auf, die er sich aus einer vorgängigen Unterhaltung mit mir gebildet hatte: Woher stammen die Brahminen? Und was ist die Grundlage der Veda's? Ich hatte ihm nämlich zu verstehen gegeben, daß die mit uns stammverwandten Brahminen nach Indien erst eingewandert seien, und daß die Götterlehre der Veda's ursprünglich auf reiner Naturanschauung beruhe. Er lachte nun aus voller Kehle, als der verblüffte Hauspfaff diesen verwegnen Behauptungen des ketzerischen „Schastri“ nichts entgegenzustellen wußte.

Da ich gerade die Bhagavadgita bei mir hatte, ſo legte ich dem Carnataka-Brahminen, der für einen Gelehrten galt und gelten wollte, die berühmte Stelle[85] vor, die ein eignes Licht, — ja faſt einen Schatten — auf den Charakter der Veda's zu werfen ſcheint:

„Die Veda's befaſſen ſich mit den Gegenſtänden der drei Ureigenſchaften, aus denen die Geſammtweltlichkeit zuſammengeſetzt iſt; bleibe du mit jenen drei Eigenſchaften unverworren, (indem du dich dem eigenſchaftsloſen Urgeiſt myſtiſch einigſt). Wie vielerlei Brauch der waſſergefüllte Teich geſtattet (in welchem man wäſcht, badet, trinkt, u. ſ. w.) ſo vielerlei Brauch geſtatten die geſammten Veda's dem weiſen Brahminen."

Mein „vedakundiger" Gegner brach die Sache von vornherein über's Knie, indem er friſchweg behauptete, die Worte „Bleibe du mit jenen drei Eigenſchaften unverworren!" hätten den Sinn: Bekämpfe ſie ja nicht! Damit ließ er den philoſophiſchen Standpunkt „als das Ende der Veda's" gar fallen.

Da weiß der Verfaſſer des tamuliſchen Werkes, das ich gleich zu Anfang des erſten Bandes meiner Tamuliſchen Bibliothek[86] überſetzt und erläutert habe, die Fäden viel feiner zu drehen. Er ſetzt verſchiedne Standpunkte, — einen Weg des Werkes, einen zweiten des Glaubens, einen dritten des Wiſſens, — und läßt demgemäß die Veda's mit Rückſicht auf die verſchiedne Faſſungskraft und die Reife des Einzelnen, bald in exoteriſcher, bald in eſoteriſcher Weiſe reden. Die heilige Schrift iſt ihm „eine barmherzige Mutter, die, über das Elend ihres tagtäglich Erde eſſenden Kindes ſich erbarmend, es zu ſich ruft, indem ſie ihm Süßigkeiten entgegen, die herbe Arzenei aber verborgen hält!"

„Den genußvollen Lebendigen[87] iſt es natürlich genug, das, was ihnen in die Augen kommt, zu genießen und zu umfaſſen. Sollten denn die heil. Schriften natürliche Dinge erſt anordnen? So groß wäre die Un-

wiſſenheit? Muß denn irgend Jemand anordnen: du Krähe, mach dich ſchwarz! du Feuer, brenne! du Bembufrucht ſei bitter! du flüchtiger Sturm, rege dich!"

„Wenn es heißt: „Begehrſt du berauſchendes Getränk und Fleiſch, ſo verrichte Opfer! Steht dir der Sinn nach Luſt, ſo nimm ein Weib und umarme es!" ſo fertigen damit die Vedas — in dem Gedanken, daß ein Solcher doch einmal Alles, was nicht von der Art iſt, nicht anrühren werde — ihn ab; allein ihre Zulaſſung hat den poſitiven Sinn, daß man ſich von Allem loszumachen habe. Ein ſolches Gebot iſt eigentlich kein Gebot, ſondern vielmehr eine Zurechtweiſung."

„Erſt ſpricht die Offenbarung: Genieße immerhin berauſchendes Getränk und Fleiſch, dann aber: Laß dir am Geruch genügen. Schau! — Sie verordnet auch: Um der Kindererzeugung willen ergieb dich der Luſt am Weibe. Schau! — Der Büßer, der auch dieſem (d. i. dem Hausleben) entſagt und Derjenige, der als Schüler lebt (d. i. nie in den Stand des Hausvaters tritt), ſind nichts Uebles. Schau! — Du aber wirſt (den letzten Sinn der Vedas verſtehend) der Luſt an den Werken entſagen und zu ſeliger Wonne (in Brahma) gelangen."

Meine Leſer müſſen mir dieſe wiſſenſchaftliche Abſchweifung für dieſes Mal zu gute halten. Ich bin nachher nie wieder mit einem gelehrten Brahminen zuſammengetroffen. Sie ſind im Tamulenlande gar dünn geſäet.

Ich glaube, es war dem Hauspfaffen ganz recht, daß wir mit ſinkender Sonne weiter zogen. Rama Kriſchna begleitete uns bis an's Weichbild des Dorfes: „denn einen vedakundigen Gaſt, der geſättigt iſt, ſoll man bis zur Grenze begleiten." [88]

Von dem ferneren Verlauf der Rückreiſe weiß ich nichts Beſonderes zu melden.

Von Trankebar nach Nagapatnam.

Am 8. Auguſt Nachmittags um drei und ein halb Uhr ſtand der Wagen vor der Thür, der uns die erſte Strecke geleiten ſollte auf dem Wege zu der wunderbaren Inſel, die ihrer Fülle und Schönheit wegen unter den hieſigen Moslim's für das irdiſche Paradies gehalten wird, nach Ceylon. Das Fuhrwerk freilich ſelbſt ſah nicht danach aus, als ob es uns nach irgend einem Paradieſe hinſchaffen ſollte: ein auf zwei Räder geſtellter enger Kaſten und, davor ein paar weiße Ochſen, allerdings von edler Raſſe, machte höchſtens einen erzväterlichen Eindruck. Wir krochen mit Mühe in den ſchmalen, von Reiſegepäck überfüllten Raum, der für Hindu's, welche die gelenken Beine beim Sitzen unter ſich zu ſchlagen gewohnt ſind, immerhin bequem genug, für Leute mit europäiſchen Beinen aber, beſonders mit langen, äußerſt unbequem war.

Wir verloren das reizende Trankebar mit ſeinen ſchneeweißen, aber ſeit der Abtretung des däniſchen Gebietes an die Engländer meiſt todtenſtillen europäiſchen Häuſern und mit ſeiner himmelblauen, aber faſt ununterbrochen laut donnernden See ſehr bald aus dem Geſichte. Ein kühler Seewind, der in dieſer Jahreszeit ſelten iſt, minderte die tropiſche Gluth, und ſo war es eine rechte Luſt, auf der ſchmucken, breiten, glatten Heerſtraße dahinzugleiten, die, erſt in neueſter Zeit von den Engländern angelegt, ſchnurſtracks von hier nach der benachbarten franzöſiſchen Beſitzung Kareikal führt. Schöne Bäume, unter denen die faſt wie eine Eiche geſtaltete Tamarinde mit ſehr feinem, an die Akazie erinnernden Blätterwerk ſich fürſtlich hervorthut, beſchatten den Weg zu beiden Seiten, und wo immer ein freundliches, gewöhnlich langhingeſtrecktes Dorf die vielbereiſte Straße

säumt, da fehlt es auch nicht an grünen Hainen. Flüsse und Canäle durchschneiden das Land allenthalben, und da sie schon seit mehrern Wochen von den Regengüssen des West-Monsum's gefüllt waren, so standen jetzt gerade die Reisfelder links und rechts unter Wasser, und fleißige Landleute bearbeiteten mit der Karste diejenigen Felder, von denen das Wasser schon wieder abgelassen war. Hie und da prangte auch bereits ein üppiges Reisfeld im hellsten Grün und erinnerte uns an die schönen Wiesen und Auen der Heimath.

In nicht ganz zwei Stunden erreichten wir Kareikal, das sich auf eine lange Strecke am Wege hinzieht. Französische Nettigkeit, die uns allenthalben entgegentrat, so wie französische Uniformen, in denen sich die braunen tamulischen Gesichter höchst eigenthümlich ausnahmen, sagten uns deutlich genug, daß wir auf französischem Grund und Boden waren. Leider nahm nun die schöne Landstraße bald ein Ende, und eben war die Sonne am Untergehen, als unsre Ochsen an einem brückenlosen Flusse Halt machten. Sie waren mit keiner Gewalt in die bereit stehende Fähre zu bringen und mußten abgespannt und an einer seichten Stelle durch den Fluß getrieben werden, den soeben auch eine große, fast nur mit den Köpfen sichtbare Büffelheerde mit vielem Wohlgefallen durchschwamm.

In Folge des dadurch verursachten Aufenthaltes langten wir erst gegen 9 Uhr in Nagapatnam (Schlangenstadt) an, nachdem wir zuvor das große, von Muhamedanern stark bevölkerte Nagur (Schlangendorf) der Länge nach durchzogen hatten. Wie froh waren wir, den engen Wagen mit dem geräumigen Zimmer zu vertauschen, das uns der englische Collector, Herr Minchin, in seinem gastfreundlichen und eben so bequemen, als schön gelegenen Hause zur Verfügung stellte. Die nahezu funfzehn Diener, die hier einer europäischen Herrschaft von drei Personen das Leben versüßten — und gelegentlich verbitterten, standen auch uns zu Gebote.

Des andern Morgens in aller Frühe ließ unſer freundlicher Wirth anfragen, ob ich mit ihm einen Ritt zur Beſichtigung des Ortes zu machen bereit ſei. Ich beſtieg nicht ohne Zagen den bereitſtehenden Araber, und bald hielten wir vor einer mächtigen Ruine, deren thurmartige Geſtalt ſchwer errathen läßt, welchem Zwecke das Prachtgebäu mag gedient haben. Der unverwüſtliche Bau erinnert faſt an altrömiſche Art. Wahrſcheinlich ein vereinſamtes Denkmal jener Erzfeinde der Brahminen, der Buddhiſten, die aus dem Feſtlande Indiens ſo gut wie ſpurlos vertrieben wurden, oder der lehrverwandten Djaina's, die ſich noch bis auf heute in geringer Anzahl auch in hieſiger Gegend erhalten haben. Die Volksſage ſpricht für „Djaina's"; allein die gewöhnlichen tamuliſchen Benennungen für Djaina's und Buddhiſten fallen meiſt in eins zuſammen. Es ſcheint, als ob brahmaniſcher Fanatismus auch dieſe Spur ketzeriſcher Herrlichkeit hinwegzutilgen verſucht, aber nicht vermocht hätte; eines der Stockwerke iſt erſt während der Zeit des Herrn Minchin abgetragen worden. Dicht hinter dieſem offenbar von Menſchenhand beſchädigten Denkmal buddhiſtiſcher Größe und brahmaniſcher Eiferſucht erhob ſich eben wieder aus der Aſche das vor einigen Jahren abgebrannte Jeſuitencollegium.

Gegen Abend fuhren wir Beide mit der Familie des Collectors durch die eigentliche Stadt, die ſich ziemlich weit ausdehnt, und in Folge des bedeutenden Handelsverkehrs mit Ceylon voll Leben und Geſchäftigkeit iſt. Wir ſahen bei dieſer Gelegenheit auch den alten holländiſchen Gottesacker, der, mit ſteinernen Monumenten, zum Theil von beträchtlichem Umfang, überſäet, ſich ſo recht wie eine Stadt der Todten ausnimmt. Dagegen ſtach die aus der Ferne herſchauende, von den Holländern erbaute Kirche, die von außen wie ein gewöhnliches Gebäude ausſieht, eigenthümlich genug ab. Gegenwärtig halten die Engländer, die Erben der Holländer in Herrſchaft und Handel, ihren Gottesdienſt darin. Dicht neben dem Gottesacker zeigen noch

einige Ueberbleibſel des alten holländiſchen Forts von der ehemaligen Macht der Holländer. Die Engländer haben das ganze Fort ſo ziemlich dem Boden gleich gemacht, indem ſie die Steine für den Hafendamm verwandten.

Auf dem Nachhauſewege ſchien uns eine heidniſche Proceſſion mit lärmender Muſik den Weg ſperren zu wollen. Als man aber ſah, daß es „der große Herr", d. i. der Collector war, ſo machte die feſtrunkene Menge unterthänigſt Platz, und wir durften ungehindert vor dem ungeheuren Götzenwagen vorbeifahren, der in eine haushohe, mit Brahminen ausgeſtopfte Pyramide endete.

Von Nagapatnam nach Point Calimere.

Das Umherreiſen in Indien iſt mit nicht geringen Unannehmlichkeiten, zum Theil auch mit Beſchwerden verbunden, von denen man ſich in Europa nicht träumen läßt. Zu den größten Unannehmlichkeiten gehört die Abhängigkeit von einer Unzahl von Leuten aus den verdorbenſten Volksclaſſen, ohne deren vereinte Dienſtleiſtung man keinen Schritt weiter kommt. Die eigentliche Beſchwerde geht aber da an, wo man die gebahnte Straße verlaſſen und in weniger beſuchte Gebiete ablenken muß. Denn da hören dann die auf Europäer berechneten Raſthäuſer auf, und man muß oft bis tief in die Hitze des Tages hinein reiſen, ehe man einen nur irgend erträglichen Aufenthaltsort findet, wo man ſeine Matte ausbreiten, ſich etwas Warmes zubereiten, und den Reſt der heißen Tageszeit verbringen kann; denn die Sattirams oder Ruhehäuſer der Eingebornen ſind

nicht selten von der Art, daß der bloße Anblick Einem alle Lust benimmt, auch nur den Fuß da hineinzusetzen, und daß man trotz der gehabten nächtlichen Strapatze, trotz Hunger und Durst die Weiterreise in der furchtbarsten Hitze vorzieht. Leider nur ist dazu nicht immer die Wahl gelassen. Wenn die Ochsen nicht weiter können oder die Träger nicht weiter wollen, so muß man sich das ungastliche Obdach wol gefallen lassen und zufrieden sein, daß man nicht die versengende Mittagssonne zur Herberge zu nehmen braucht.

Die Entfernung zwischen Nagapatnam und Point Calimere beläuft sich zwar nur auf 15 bis 16 Stunden. Dennoch gehörte gerade diese Reise zu den unannehmlichsten, die wir je unternommen. Es kostete uns unsägliche Mühe, selbst mit Hilfe des Collectors, der als der Fürst des ganzen Bezirks angesehen wird, seiner zahlreichen Dienerschaft und seiner vielen Polizeisoldaten, die nöthigen Vorbereitungen zu Stande zu bringen, um am Abend unsre Weiterreise antreten zu können. Unser Knecht, der zugleich den Koch machte, hatte in seiner Beschränktheit ein Mißverständniß über das andere angerichtet, und als wir nun endlich so weit waren, uns in unsre Manjils zu legen, so erklärten die Träger, sie würden uns nur bis Vedaranyam, einige Stunden von Point Calimere, bringen. Da dort eine hinlängliche Anzahl von Trägern nicht zu haben ist, so drohte ihnen der Collector strenge Bestrafung an, wenn sie uns im Stiche ließen; ich aber wußte nur zu wohl, daß die Furcht vor künftiger Strafe bei den um alles Künftige so sorglosen Hindu's wenig wirkt, und sagte daher dem Collector gleich von vorn herein, daß nöthigenfalls ich selbst das Richteramt auf der Stelle zu übernehmen bereit sei. So brachen wir denn mit ziemlich bangem Herzen des Abends um 9 Uhr von Nagapatnam auf, wir in unsern von der Westküste mitgebrachten Manjil's, Herr Cordes aber, der so eben von Trankebar her uns nachgekommen war, in seinem Ochsenwagen.

Es war ein wunderschöner Abend, wie ihn nur Indien zu geben im Stande ist. Ein allerliebster Seewind fächelte uns vom nahen Meere her an, und der frische Hauch desselben, die schaukelnde Bewegung des Mandjils und der eintönige Gesang der Träger wiegte mich bald in so tiefen Schlaf, daß ich zuletzt auch nichts mehr von dem Geräusche vernahm, wenn unsre sechszehn Träger die Kanäle und Flüsse durchplätscherten, die das Land allenthalben, oft breit genug, furchen und es so zu einem gesegneten Reisboden machen. Aber wie erschrak ich, als mich die Träger gegen 2 Uhr weckten und unser Knecht mit ziemlich verlegenem Gesicht im Fackelscheine vor mir stand. Ich hatte ihn sammt den Trägern unsres Gepäcks und Küchenkorbes schon frühzeitig vorweggeschickt, um geraden Wegs nach Point Calimere zu gehen, und uns dort in dem Hause des Hauptcollectors von Tanjore die Herberge zuzurichten. Er hatte es aber sammt jenen vorgezogen, in einem Ruhehause der Eingebornen auf weniger als halbem Wege liegen zu bleiben. Da ich fürchten mußte daß, wenn es in dieser Weise weiter ginge, wir den folgenden Tag in der brennenden Sonne zu logiren und zu hungern haben dürften, so hielt ich es für das Räthlichste, von meinem patriarchalischen Rechte als Oberhaupt der Caravane Gebrauch zu machen und ein für allemal ein heilsames Strafexempel zu geben.

Trotzdem wollten uns unsre Träger schon mit dem Grauen des Tages in Kallimödu [89], etwa auf der Hälfte des Weges, niedersetzen. Das Sattiram daselbst war aber so eng und schmutzig, und dabei von einer so bunten Menge von Eingebornen und wer weiß von was Allem bevölkert, daß wir unmöglich den Tag daselbst verbringen konnten. Eine entschiedene Geberde — und der Zug setzte sich von Neuem in Bewegung, und nach 1½ Stunde etwa langten wir durch eine ziemlich wüste Gegend nach Vedaranyam. [90] Dort hat der Hauptcollector von Tanjore, Herr Bischop, der jährlich einmal der Steuererhebung

wegen dahin muß, ein luftiges Obdach errichtet, 12 bis 16 Palmyraſtämme und darüber ein Geflecht von Kokosblättern. Wir breiteten unſre Matratzen auf den tenneartigen Boden, und als nun gar noch ein europäiſcher Stuhl herbeigeſchafft wurde, ſo hatten wir mehr als die glühendſte Einbildungskraft in dieſer Oede erwarten konnte. Luſtig flatterten auf den ſchönen Bäumen rings umher die grünen Papageien. Unterdeß kam auch Miſſionar Cordes in ſeinem Ochſenwagen an, und ſobald die Haupthitze vorüber war, eilten wir dem vorläufigen Ziele unſerer Reiſe, Point Calimere, entgegen. Die Gegend umher wurde immer öder und öder, und ich begriff nun, warum unſre Träger uns nicht bis nach Point Calimere zu tragen gedroht hatten. Die Eingebornen nämlich, von Natur höchſt feige, fürchten die „von Eulen und Teufeln erfüllte Wildniß" wie das Feuer. Die wüſten Salzlagunen zu beiden Seiten des Weges ſpiegelten uns das heimathliche Bild gefrorner und mit Schnee leicht bedeckter Seen vor, aber die Sonne über unſerm Haupte ſtrafte ſie Lügen. Unſre Träger, der nahen Ruhe gewiß, trabten wie feurige Roſſe und legten den Weg von ziemlich zwei geographiſchen Meilen in etwa zwei Stunden zurück.

Wie wohl war uns, als wir in den geräumigen, lichten und luftigen Bungalow des Herrn Biſchop, der hier zuweilen der Erholung halber ſich aufhält, damals aber abweſend war, einzogen!

Aufenthalt in Point Calimere.

Nachdem wir uns von den Strapazen der Reiſe einigermaßen erholt, war es unſer erſtes Geſchäft, ein Boot für die Ueberfahrt nach Ceylon zu miethen. Der dortige Cotwal[91], ein feiner, gelenker Hindu, an den ich officiell empfohlen war, verſicherte uns, daß wir in den erſten vier Tagen des ungünſtigen Windes wegen ſchwerlich fortkommen würden. Wir ſchickten uns in die traurige Nothwendigkeit, obſchon ich mich des Argwohns nicht erwehren konnte, daß irgend eine abergläubiſche Tagewählerei oder wenigſtens die Luſt, ein heidniſches Volksfeſt, das gerade gefeiert wurde, noch mitzumachen, dabei im Spiele wäre. Durchſetzen mochten wirs nicht gern; denn da der Wind offenbar nicht ganz entſchieden günſtig war, ſo liefen wir Gefahr, ſtatt eines Tags fünf bis ſechs Tage umherzukreuzen. Dazu waren wir nicht hinlänglich mit Brod verſehen.

Es wurde uns auch bald die traurige Nothwendigkeit zu einer angenehmen Gewohnheit. Die Wohnung des Herrn Biſchop liegt abgeſondert von Kodikarei[92], dem letzten Dorfe, dem man in der Wildniß dieſes Küſtenvorſprungs begegnet, dicht am Saume des unwirthlichen Djangel. An dieſen ſchließt ſich eine noch ödere Sandebene; denn während der Djangel vom beſtändigen Gezwitſcher der Vögel fort und fort belebt wird, gewinnt die Sandebene nur dann und wann einen Schein des Lebens, ſo oft nämlich die ſtattliche Antilope allein oder auch truppweiſe darüber hinſtreicht. Der erwähnte Sandgürtel ſetzt ſich bis an die Küſte fort, die nur fünf Minuten vom Hauſe entfernt iſt, ſich aber in nordöſtlicher Richtung, bis zu dem eine gute Stunde fernen Point Calimere, ſtets weiter in's Meer hineinbiegt. Auf dieſem äußerſten Küſtenvorſprung hat man in neuerer Zeit eine

weiße Säule von bedeutender Höhe errichtet, dem vorüberſteuernden Schiffer zum willkommenen Zeichen.

Auch die tamuliſche Poeſie weiß von einem „Wald-Lob" und definirt ein ſolches Gedicht folgendermaßen[93]: „Der Dichter preiſt die rauſchende Waldwildniß an der großen brauſenden Meeresküſte, die ſich Vieler erbarmt (indem ſie in die Wehklagen der Einſamen ſympathetiſch einſtimmt)." Der Muſtervers aber lautet ſo: „Niemand iſt in dieſer Welt, der die Welt, die man vor ſich liegen ſieht, hinter ſich liegen ſähe (d. i. Niemand iſt, ſo lange er in dieſer Welt lebt, über die Leiden dieſer Welt erhaben). Wie die aus Liebe Weinenden ihre Zähren dahinfließen laſſen, ſo ſympathetiſch ſich bewegend erſeufzt die Eulen- und Teufel-gefüllte Waldwildniß."..

Was für ein merkwürdiger Contraſt, wenn wir gegen ſolche tamuliſche Waldlieder voll „Seufzer, Eulen und Teufel" unſre Waldlieder voll „grüner Bäume und Blüthen-Träume, voll Weben und Klingen, voll Hörnerſchall und Jagdluſt" halten! Ueber mich übrigens „erbarmte ſich" die „rauſchende Waldwildniß an der großen brauſenden Meeresküſte" in der That. Die außerordentliche Kühle der Luft auf dieſem Küſten-Vorſprung ſtärkte meine erſchlafften Nerven von Stunde zu Stunde, und auch die Hunderte von juckenden Hitzbläschen, an denen ich vier Monate hindurch unausgeſetzt gelitten, wichen zuſehends. Das Beſte aber, was das Warten brachte, war die ſchöne Muße, die wir uns trefflichſt zu Nutze machten. Ich ſtudirte mit Herrn Cordes vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend den Kural, das allerbedeutendſte Erzeugniß der tamuliſchen Literatur. Darin iſt die Summe indiſcher Weisheit in kurzen, kernigen, oft hochpoetiſchen Sprüchen, und zwar in gebundner Rede von ſehr alterthümlicher Färbung, niedergelegt. Ein Miſſionar für das Tamulenvolk ſollte ſich von den Schwierigkeiten, womit die Leſung deſſelben verknüpft iſt, nicht zurückſchrecken laſſen, ſondern vielmehr die wich-

tigſten Sprüche, deren manche eine willkommne Handhabe zur Anknüpfung der Wahrheit bieten, geradezu dem Gedächtniß anvertrauen.

Die vier Tage waren bald zu Ende; der Wind aber wehete fort und fort aus Süden. Die Schiffer vertröſteten uns auf den Vollmond, und wir entſchloſſen uns noch acht Tage zu warten. Da aber das mitgebrachte Brod auf eine ſo lange Wartezeit nicht berechnet war, ſo mußten wir Jemanden nach dem 14 Stunden entfernten Nagapatnam zurückſchicken, um uns von dort mit neuen Brodvorräthen zu verſehen. Glücklicherweiſe verſtand unſer Knecht neben dem Kochen auch das Schlachten; und da uns die nächſte Umgebung außer Reis und Geflügel auch eine Art Schafe oder Ziegen bot,[24] ſo litten wir in dieſer Wildniß keinen Mangel. Selbſt ein Barbier war in unſrer Wildniß zu haben. Da mein Bart während ſieben voller Tage und Nächte ſich eines ungeſtörten Wachsthums erfreuet hatte, ſo war er ſelbſt faſt zu einer Wildniß geworden. Ehe der Mann an ſein Werk ging, hielt er mir ſein Spiegelchen vor, als wollte er mir zu verſtehen geben: „Schauen nur Ew. Herrlichkeit, 's iſt kein ſchlecht Stück Arbeit.“ Sodann legte er ſich mit ſtumpfem Meſſer und kaltem Waſſer — ohne Seife — dawider; die Arbeit dauerte an drei Viertel Stunde; nur die Scham hielt mich von lautem Schreien zurück. Bei jedem neuen Stadium hielt er mir wieder ſein Spiegelchen vor: „Schauen Ew. Herrlichkeit, ſo und ſo viel Bäume habe ich bereits gefällt; ich muß nur noch die Stümpfe herausholen.“ Des Abends aber nach gethaner Arbeit gingen wir am Strande des Meeres luſtwandeln, und während ich mit Herrn Cordes Dieſes und Jenes durchſprach, vergnügte ſich meine Frau am Aufleſen von Muſcheln, die hier das Meer in großer Menge und Mannichfaltigkeit an den Strand wirft.

Die acht Tage gingen abermals zu Ende und mit ihnen unſre neuen Brodvorräthe. Da nun der Wind, ſtatt ſich nach Weſten zu drehen, zuweilen gar nach Oſten umſetzte, wir aber einen neuen Mond-

wechſel ſchon deshalb nicht abwarten konnten, weil die Regenzeit zu nahe vor der Thür war, um noch vor derſelben unſern Beſuch in Ceylon abzumachen und nach Trankebar zurückzukommen, ſo ſahen wir uns genöthigt, uns zur Rückreiſe zu ſchicken, — ſchleunigſt, da unſer Brod nur noch für den nächſten Tag nothdürftig zureichte.

Nahe an 200 Eingeborne aus der Umgegend, die alle nach Ceylon wollten, hatten mit uns vergeblich auf günſtigen Wind gewartet. Sie ſahen uns ungern ſcheiden, da ſie an uns, als an Europäern, eine Stütze gegen die eben ſo trägen als eigenſinnigen Schifferleute zu finden hofften, die, wenn der Wind minder günſtig wird, die Mühe des Ruderns ſcheuend, zuweilen plötzlich Anker werfen und liegen bleiben. Ein Theil derſelben jedoch war trotz ſchlechten Windes am Tage vor unſrer Abreiſe in die See geſtoßen, während des ganzen Tages aber trotz aller Bemühungen nicht über die Geſichtsweite hinausgekommen.

Das Bewußtſein, daß Wind und Wetter in des Herrn Hand ſtehen, ließ uns bald das Fehlſchlagen unſres Plans verſchmerzen. In der Frühe des andern Morgens nahmen wir von unſrem Hauſe, das wir mit einem Heere von Ratten und Fledermäuſen getheilt hatten, mit leichtem Herzen Abſchied, zu großem Leidweſen der erſtern, die ſich auf den Balken und Sparren zu unſren Häupten allabendlich zu einem Streifzuge gegen unſre Vorräthe verſammelten, und zu großer Beruhigung der letztern, die wir mit unſrer Lampe allnächtlich in große Angſt und Verwirrung ſetzten.

Rückkehr nach Trankebar.

Da in der ganzen Nachbarſchaft von Kodikarei keine Träger zu haben waren, glücklicherweiſe aber ein Ochſenwagen zur Verfügung ſtand, ſo hatten auch wir für unſre Rückreiſe dieſe dem flachen Tamulenlande eigenthümliche Weiſe der Beförderung gewählt und wählen müſſen. Die heiße Tageszeit verbrachten wir abermals in dem herrſchaftlichen Schuppen zu Vedaranyam. Ein eingeborner Untercollector, ein katholiſcher Chriſt, ſchickte uns Stühle, Tiſche und ſelbſt ein Sofa. Er ſelbſt, in einem feinen weißen Ueberwurf, in gelbſeidener Jacke, auf dem Haupte einen braunen Turban und die Finger voll Ringe, folgte hinterdrein. Der Mann war auf der Stelle bereit, uns die nöthigen Ochſen zur Weiterreiſe zu verſchaffen. Dafür verlangte er weiter nichts, als daß ich ſeiner treuen Dienſte vor dem „großen Herrn" zu Nagapatnam gebührend gedenken möchte. Er war ſehr entzückt, daß wir ihm einen ſeiner eignen Stühle boten. Denn nur einen im Gerichtshofe angeſtellten Eingebornen darf der engliſche Beamte neben ſich auf einem Stuhle ſitzen laſſen.

Kaum war die größte Hitze vorüber, ſo brachen wir auf, und als nun erſt der Vollmond die Sonne ganz ablöſte und einen wahrhaft goldnen Streifen über die blaue Fläche des von weißen Segelſchiffen belebten Kallimöduſluſſes warf, der zu unſrer Rechten, ſich zu einem See weitend, dem Meere zueilte, ſo fühlten wir uns leiblich und geiſtig durch und durch erquickt. Schon um 6 Uhr des nächſten Morgens erreichten wir trotz ſchlechter Wege und eben ſo ſchlechter Ochſen Nagapatnam. Dort blieben wir ein paar Tage, weil ich die Wesleyaniſche Miſſion daſelbſt in nähern Augenſchein zu nehmen wünſchte.

Die Wesleyaniſche Miſſion in Nagapatnam war damals bereits

29 Jahre alt. Zwei europäiſche Miſſionare, ein eingeborner Hilfsmiſſionar, ein Leſer und ſieben Schullehrer arbeiteten gerade darin. Ein ziemlicher Aufwand von Kräften im Verhältniß zu den geringen Erfolgen! Denn nur 30 bis 40 Getaufte gehörten den Wesleyanern zu, — und davon war ein gut Theil die Frucht unſrer alten Miſſionare, die ihre Thätigkeit auch auf Nagapatnam erſtreckten. Indien, ſo ſcheint es, iſt kein Miſſionsfeld für Wesleyaner. Die Hindu's ſind im Ganzen zu nüchtern für methodiſtiſche Aufregung.

Die Wesleyaner theilen ihre Leute in Hörer und Glieder. Dieſe Unterſcheidung hat aber nicht die heilige Taufe zum Theilungsgrunde. Zu den Hörern gehören alle, die zur Kirche kommen, Getaufte und Ungetaufte; zu den Gliedern aber alle, die ſich den Wesleyaniſchen Ordnungen unterworfen haben, ebenfalls Getaufte und Ungetaufte. Getaufte, die ſich nach beſtandener Prüfung ihren Ordnungen unterworfen haben, nennen ſie dann „wirkliche Chriſten", die Uebrigen ſchlechthin „Namenchriſten". Daraus leuchtet zur Genüge hervor, daß die Wesleyaner ihre Geſellſchaft über die Kirche, und ihre Verfaſſung über die Sacramente ſetzen.

Die Glieder ſind diſtrictsweiſe in Klaſſen, je zu zwölf Perſonen, abgetheilt. Der Gefördertſte derſelben leitet die regelmäßigen Gebetsverſammlungen, darin man ſich auch gegenſeitig ſeinen Seelenzuſtand mittheilt, ſammelt die kirchlichen Beiträge ein, und berichtet über Alles dem betreffenden Seelſorger, hier Miſſionar. Der Miſſionar aber führt ein ſogenanntes Klaſſenbuch. Darin ſtehen alle Glieder verzeichnet und zwar mit ausdrücklicher Angabe des Seelenzuſtandes nach beſtimmten Rubriken. Die eine Rubrik heißt: Stöhnen nach Gnade! (Groaning for salvation). Eine andre: Gerechtfertigt (Justified). Eine dritte: Geheiligt oder vollkommne Liebe (Sanctified or perfect love). Es giebt aber auch eine Rubrik für Rückfälle (Backsliding).

Die grundungeſunde Richtung, die ſich in dieſem Allen abſpiegelt, mag wohl mit die Schuld tragen, daß die Wesleyaniſche Miſſion in Nagapatnam bis daher ſo wenig Früchte aufzuweiſen hatte. Dazu kommt aber jedenfalls die an Radicalismus ſtreifende Art und Weiſe, womit die Wesleyaner, wie die meiſten engliſch redenden Miſſionare, die Kaſtenſache behandeln. Ich hatte ein langes Geſpräch darüber mit dem einen der beiden europäiſchen Miſſionare, der mir am Ende bekannte, daß er in Folge unſerer Unterredung die Sache in einem andern Lichte zu ſehen anfange. Der Collector ſelbſt, der die indiſchen Verhältniſſe aus langer Erfahrung kennt, ſtimmte im Ganzen mit uns und äußerte geradezu, daß das Verfahren der engliſchen Miſſionare in dieſer Beziehung nur geeignet ſei, dem Miſſionar allen Zugang zu den Hindu's, wenn nicht von vorn herein abzuſchneiden, ſo doch wenigſtens äußerſt zu erſchweren.

Sonſt habe ich von den Wesleyaniſchen Miſſionaren zu Nagapatnam ungemein viel Freundlichkeit genoſſen. Den Miſſionar der anglikaniſchen Gospel-Propagation-Society; einen Oſtindier deſſen Katechet ſich allerlei in unſern trankebarſchen Gemeinden zu thun macht, habe ich nicht geſehn. Er iſt auch mehr Paſtor als Miſſionar.

Nach drei Tagen wohlthätiger Ruhe voll poetiſcher Geſpräche in dem gaſtfreundlichen Hauſe des Herrn Minchin kehrten wir über Kareikal nach Trankebar zurück. In Kareikal verbrachten wir den heißen Theil des Tages, und benutzten die paar Stunden, um die Stadt ſelbſt ein wenig näher anzuſehen. Sie dehnt ſich ziemlich weit hin, und die geräumigen, reinlichen Straßen zeichnen ſie vortheilhaft vor Trankebar aus. Das ſehr nette franzöſiſche Gouvernementsgebäude blinkt dem von Nagapatnam Kommenden ſchon von fern her freundlich entgegen. Damals hielten ſich etwa zwanzig Franzoſen in Kareikal auf, darunter zwei Kaufleute.[95] Es ſind dort auch mehrere Ein-

geborene, die sehr rein und nett französisch sprechen. Einer derselben, mit dem ich eine längere Unterredung hatte, war in seiner Sprache wirklich sehr schwer von einem französischen Schweizer zu unterscheiden. Die Tamulen sind überhaupt nicht ohne Gabe für fremde Sprachen.

In der Nähe von Kareikal hatte ein wandernder Trupp tamulischer Schauspieler sein „Schaugerüste" aufgeschlagen. So viel ich mich noch erinnern kann, waren allenthalben Menschen- und Thiergestalten angemalt; ganz oben in einer Galerie saßen mehrere große Puppen auf Stühlen und unten paradirte Krischna als Kind. Zuweilen macht ein einziger Honoratior den „Leiturgos." Die thränenreichsten Stücke sind auch bei den Tamulen die beliebtesten.[96] Ich muß gestehen, ich hätte einen jener Starken, die „über das weiche, milde Tamul Scepter und Dreizack schwingen," gern einmal auftreten sehen. Es wollte sich aber nicht schicken.

Noch am Abend desselben Tages gelangten wir gesund und wohlbehalten in Trankebar an, auch nicht im mindesten verdrossen über den fehlgeschlagenen Versuch einer Reise nach Ceylon.

Von Trankebar nach Cambaconum.

Mehrere Hinduchristen zu Tritschinopoli hatten sich an unsere Missionare in Trankebar um Wiederaufnahme in die lutherische Kirche gewandt, zu der entweder sie selbst oder doch ihre Väter gehört. Meine Leser wissen schon, daß unser alter Schwarz auch in Tritschinopoli das Panier des Kreuzes aufrichtete. Das aber ist ihnen

vielleicht nicht bekannt, daß die Früchte seiner Arbeit auch dort zum größten Theil in den Schooß der anglikanischen Kirche gefallen sind, die auch damals einen Missionar in Tritschinopoli unterhielt. Unsre Missionare glaubten auf die Bitte jener Christen eingehen zu müssen, besonders da ihr bisheriger Seelsorger nichts Wesentliches gegen den Charakter der Bittsteller mit Grund einzuwenden wußte. Sie beauftragten daher Einen aus ihrer Mitte, Miss. Cordes, dorthin zu reisen, sich von der Sachlage persönlich zu unterrichten, und die Leute, vorausgesetzt daß keine gegründeten Bedenken im Wege ständen, in den Verband der lutherischen Kirche zu Trankebar aufzunehmen. Da ich nach Indien gekommen war, um die Verhältnisse unsrer Mission im Tamulenlande nach allen Seiten hin möglichst genau kennen zu lernen, so hielt ich es für Pflicht mich als Reisegefährten dem Herrn Cordes anzuschließen.

Freitag am 20. Septbr. Nachmittags gegen 4 Uhr machten wir uns demnach auf den Weg nach Mayaveram (18 Meilen von Trankebar). Eine schöne, breite, schnurgerade Straße führt zuerst eine halbe Stunde weit in westlicher Richtung hin. Schattige Bu-Arasu-Bäume, die einen mit gelben, die andern mit rothen, noch andere mit rothen und gelben Tulpen zugleich, schmücken dieselbe, und dazwischen herein zu beiden Seiten blinkte in damaliger Jahreszeit das junge Grün üppiger Reisfelder. Wir ließen Poreiar zur Linken liegen, und rechts nach Kottupaleiam, wo wir aus alter dänischer Zeit eine Schule haben, hinüberlenkend, erreichten wir bald die Grenze des ehemaligen dänischen Gebietes. Die Engländer, die, wie Ritter in seinem Werke über Indien sagt, allenthalben Straßen bauen, während die Portugiesen Kirchen hinterließen, haben seit Abtretung des dänischen Gebietes an die ostindische Compagnie diese ihre eigenthümliche Art auch hier bewährt. Sie haben mitten durch eine vorher fast unwegsame Sandfläche eine neue Straße gelegt und so zur leichtern

Verbindung zwiſchen unſern Miſſionspoſten Trankebar und Mayaveram nicht unbedeutend beigetragen. Leider hatten die Regengüſſe, die als Vorboten des nahen Monſum um dieſe Zeit ſich einzuſtellen pflegen, und in jenem Jahre beſonders ſtark und häufig fielen, ſo tiefe Löcher hineingewaſchen, daß wir in unſrem zweirädrigen Ochſenwagen gewaltig gerüttelt und geſchüttelt wurden. Glücklicherweiſe kamen wir bald auf die alte gute Straße, die von nun an ununterbrochen unter ſchattigen Bäumen neben grünen Feldern an freundlichen Dörfern vorbei nach Mayaveram führt. Wir erreichten dasſelbe noch vor 9 Uhr.

Sonnabend Nachmittag verließen wir das überaus liebliche Mayaveram mit ſeinen Laubgängen, Tempeln, Teichen und eilten nach dem 8 Stunden entfernten Combaconum. Die Straße dahin iſt ein wahrer Luſtweg. Gewaltige Bäume wölben ein majeſtätiſches Laubdach darüber her; Reisfeld reihet ſich an Reisfeld rechts und links, und üppige Banianengärten wechſeln hie und da mit wilden Bambusgruppen. Einzeln verſtreute Wohnungen und dichtgedrängte Bazare, einfache Ruhehäuſer der Eingebornen, reich verzierte Tempel und Tempelchen, Götterbilder und herrliche Teiche mit blau- und weißblühendem Lotus beleben die vielbereiſte Straße. In der Nähe von Combaconum, der alten Königsſtadt, verdrängt die königliche Baniane alle übrigen Bäume von der Landſtraße, und es war in der That kein kleiner Genuß, vorwärts und rückwärts hineinzuſchauen in die unabſehbar lange, kirchenhohe, domartig überwölbte und vom Vollmond geheimnißvoll erleuchtete Laubhalle!

Wir erreichten den Fremdenbungalow, der außerhalb der Stadt, ein wenig abſeits von der Straße, in der anmuthigſten Umgebung liegt, erſt nach 10 Uhr. Den folgenden Tag, der ein Sonntag war, beſchloſſen wir bei dem Miſſionar der londoner Geſellſchaft, Herrn Rimmo, in Combaconum zuzubringen, und machten uns daher ſchon in aller Frühe auf den Weg.

Lieblicher als Combaconum, wo in einer gewiſſen Periode die alten Tſchola-Könige hauſten, kann kaum ein Ort der Ebene liegen. Haine und Felder wetteifern mit einander an Ueppigkeit; beſonders romantiſch aber ſind die dicht bewachsnen Ufer des Cavery, der damals, von den Waſſern des Weſt-Monſum's genährt, ſeine Wellen üppig dahinrollte, obſchon Tauſende von Bewäſſerungskanälen an ſeiner Fülle zehrten. Allenthalben die grünſte Nacht. Da die Wohnung des Herrn Nimmo ein Stündchen vom Raſthauſe entfernt iſt, ſo hatten wir reiche Gelegenheit, die ebenſo fruchtbaren als reizenden Umgebungen Combaconums näher kennen zu lernen. Unſer Weg führte uns bald auf prächtiger Brücke über den Cavery hinüber, und dann, ſich zurückwendend, ſtets an den Ufern des herrlichen Fluſſes entlang, zur Rechten ſchattige Haine, zur Linken ſonnige Saaten.

Herr Nimmo bewillkommnete uns freundlich in ſeiner netten Wohnung, die in einem ſchön begrasten und von mächtigen Bäumen überſchatteten, faſt parkähnlichen Gehöfte liegt. Wir waren kaum angekommen, ſo fuhren wir mit ihm zur Miſſionskirche. Halb Europäer und halb Hindu, macht er ſeiner ganzen Erſcheinung nach einen ziemlich europäiſchen Eindruck. Er hat das Tamuliſche von Kind auf gelernt; es iſt genau genommen ſeine Mutterſprache; er redet es offenbar beſſer und geläufiger als das Engliſche. Es war daher ſehr intereſſant für mich, ihn predigen zu hören. Es floß ihm nur ſo vom Munde. Alles horchte mit großer Aufmerkſamkeit, und man ſagt, daß ſelbſt Brahminen ihn gern hören mögen. Die tamuliſche Sprache hat, wohl geredet, in der That einen großen Wohlklang; ſie träufelt dann wirklich Honig. Leider zeigte der Inhalt der Predigt, die mehr die Form der Katecheſe hatte, von ziemlich mangelhafter theologiſcher Bildung. Schade daß ſich eine ſo große Meiſterſchaft in der Sprache nicht mit größerer Gründlichkeit verbindet, und daß ſo der Vortheil, den die im Lande gebornen Miſſionare gemiſchter Abkunft vor den

rein europäiſchen in der Sprache voraus haben, zum großen Theil wieder verloren geht. Ich rede ſo allgemein, weil die in Bezug auf Herrn Nimmo gemachte Bemerkung faſt alle ſeines Gleichen mittrifft.

Da es der ausdrücklich ausgeſprochne Grundſatz der londoner Geſellſchaft iſt, jeden ihrer Miſſionare gewiſſermaßen als Apoſtel in der Lehre und als Patriarchen in der Verfaſſung frei ſchalten und walten zu laſſen, ſo wird es meine Leſer nicht wundern wenn ich ihnen ſage, daß der Gottesdienſt, dem ich beiwohnte, ein Gemiſch von Diſſenterweſen, Anglikanismus und Lutherthum war. Die ganze Predigt beurkundete den Geiſt des Diſſenterthums, die Liturgie war anglikaniſch (diesmal wenigſtens; denn ich höre, es wird damit gewechſelt,) die Lieder endlich gehörten unſerm trankebariſchen Geſangbuche an.

Natürlich kann bei ſolcher Miſſionspraxis von einem kirchlichen Verband unter den verſchiedenen Miſſionsgemeinden derſelben Geſellſchaft nicht die Rede ſein. Herr Nimmo ſelbſt ſprach, ohne es zu wiſſen und zu wollen, dieſer Miſſionspraxis das Urtheil, indem er unter anderm die Befürchtung äußerte, die Gemeinde möchte, wenn einmal ein Anderer an ſeine Stelle käme, ſich ſehr zerſplittern. Uebrigens theilte Herr Nimmo, der von Jugend auf mit den eigenthümlichen Gebräuchen der Hindu's, ſo wie mit ihrem ganzen Leben innigſt vertraut iſt, keineswegs den Radicalismus der meiſten engliſchredenden Miſſionare in Bezug auf Behandlung der Kaſtenſache, und da kein Biſchof von oben her über ihn zu verfügen hatte, ſo trat der Bethätigung ſeiner Ueberzeugung in dieſer Beziehung nichts in den Weg. Es gibt nämlich gar manchen anglikaniſchen Miſſionar, deſſen Privatüberzeugung in Rückſicht auf den Kaſtenpunkt mit der amtlichen, von oben her vorgeſchriebenen Praxis im geheimen Widerſpruche ſteht.

Die Gemeinde des Herrn Nimmo belief ſich damals auf etwa 250 Glieder; der Gemeindebezirk aber erſtreckte ſich auf 40 engliſche Meilen nach Norden, 6 nach Oſten und ebenſo viele nach Weſten. Seine

Christen waren daher in mehrere Kapellen vertheilt, die meist von Katecheten mit der Predigt des Worts bedient wurden. Die meisten Gemeindeglieder stammten übrigens aus der römischen Kirche. Erwägt man nun, daß Herr Nimmo bereits sechszehn Jahre in Combaconum arbeitete und damals 6 Katecheten, 2 Colporteurs, und etwa 12 Schullehrer unterhielt, so nimmt es Einen doch fast Wunder, daß er aus den Heiden selbst während seiner ganzen sechzehnjährigen Wirksamkeit nicht mehr als fünf Familien taufte, und die Verwunderung wächst, wenn man dazu weiß, daß Herr Nimmo den ärmern Theil seiner Gemeinde auch mit dem Brode dieses Lebens reichlich speiste. Ein Hauptgrund, warum hier die Missionserfolge mit den Missions-Kräften und -Mitteln in so auffälligem Mißverhältniß stehen, mag freilich wol in dem Umstande zu suchen sein, daß die londoner Missionare, der calvinistischen Anschauung von der Taufe gemäß, mit der Ertheilung derselben im Allgemeinen gar zu lange zögern.

Herr Nimmo forderte uns Beide auf, seinen Christen des Nachmittags ein paar Worte zu sagen. Da ich dem Dolmetschenlassen gründlich feind bin, so mußte ich mich wol entschließen, meinen ersten Versuch im öffentlichen Tamulischreden zu machen, und zwar nach ganz kurzer Vorbereitung. Es ging mir damit, wie mit meinem ersten Reitversuch, den ich auf den unwegsamen Pfaden des Libanon zu bestehen hatte. So ungelegen mir die Aufforderung kam, so lieb war es mir nachher, daß ich sie, Dank dem beharrlichen Anliegen des Herrn Nimmo, nicht ablehnte, indem ich auf diese Weise über die Schrecken eines ersten öffentlichen Redeversuches in der so überaus eigenthümlichen und schwierigen tamulischen Zunge schnell und leicht hinwegkam.

Von Combaconum bis Tritschinopoli.

Sobald die größte Hitze des Tages vorüber war, machten wir uns auf die Weiterreise und erreichten Kavistalam, unsere nächste Nachtherberge, in etwas mehr als drei Stunden (ungefähr 11 engl. Meilen). Der Charakter des Weges von Combaconum bis Tritschinopoli ist im Ganzen derselbe wie von Mayaveram nach Combaconum. Hohe, schattige Baumgänge mit geringer Unterbrechung, und auf beiden Seiten zum Theil von Baumpflanzungen begrenzte, zum Theil mit verstreuten Baumgruppen durchsetzte Saatfelder. Das Gesammtgepräge der Landschaft erinnerte mich lebhaft an die Insel Seeland, nur daß hier die Kokospalme, die bis Tritschinopoli selten fehlt, und der wunderliche Banianenbaum dem Ganzen einen fremdartigen Zug beimischen. Dazu kam daß hier Kambu, eine Art Korn mit hohen in Kolbenform auslaufenden Halmen, mit Reissaat häufig wechselte und, von weitem gesehen, den Eindruck üppigen Weizens machte. Wir fanden, je weiter wir kamen, die Felder in der Regel um so weiter vorgeschritten. Die Ursache ist die: das ganze sogenannte Cavery-Delta hängt in seiner Fruchtbarkeit lediglich von dem Cavery ab, der oberhalb Tritschinopoli einen bedeutenden Arm unter dem Namen Coleroon[97] nach Norden entläßt, und sich dann unterhalb Tritschinopoli in viele Arme verzweigt, die von der Kunst in eine noch größere Menge von Kanälen zerspalten werden, dergestalt daß das ganze Land wie mit einem Netze übermascht ist. Im Monat Juli schwellt die Regenfülle des West-Monsum's den Cavery, der auf den Kurg-Bergen entspringt, besonders vermittelst seiner vielen Zuflüsse von den Ghats und der deckanischen Hochebene her, allmählig an. Nun wird das

Delta durch die Kanäle unter Waſſer geſetzt, und zwar dasjenige Land, das der Deltaſpitze zunächſt liegt, zuerſt und ſo fort. Die Umgegend von Tritſchinopoli, die gewiſſermaßen an der Quelle ſitzt, hat natürlich den Vorrang; dann kommt, um bekannte Orte zu nennen, Tanjore und Nagapatnam, und nach einer andern Richtung hin Combaconum, Mayaveram und Trankebar. Das denn alſo der Grund, warum wir, je mehr wir uns der Deltaſpitze bei Tritſchinopoli näherten, die Saaten um ſo weiter vorgerückt fanden.

Die Straße zwiſchen Combaconum und Tritſchinopoli wird je länger je belebter, denn ſchon ehe man die Mitte des Weges erreicht, der ſich auf etwa 50 engliſche Meilen beläuft, bleibt das nicht unbedeutende Tanjore in geringer Entfernung links liegen. Als wir am folgenden Morgen nach drei- bis vierſtündiger Fahrt in Triviaru[98] anlangten, hatten wir nur ſieben engliſche Meilen bis nach Tanjore hinein. Es iſt in der That der Mühe werth, dem bunten Leben auf dieſer an und für ſich romantiſchen Straße dann und wann ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ſie wird wohl auch wider Willen in Anſpruch genommen. Das wurden wir leider ſelbſt gewahr, wenn wir in unſerm ſchaukelnden Ochſenwagen den Kurzl mit einander zu leſen anfingen. Reiſe- und Laſtwagen von verſchiedener Façon, die erſtern meiſt mit Schellengeklingel wie unſere Schlitten, füllen die Straße; dazu Fußgänger aller Art. Hier kommt ein wunderlicher Heiliger, über und über mit Aſche beſchmiert, demüthiglichſt zu Fuß daher; dort reitet ein anderer mit ſonneverbranntem Vagabondengeſicht, mit kohlſchwarzem, ſtruppigem Lockenhaar, auf ſtolzem Roß, und hinterher die ehrfurchtsvolle Jüngerſchaar. Unter jenem Baume am Fluſſe ſitzt eine Geſellſchaft wandernder Kuraver. Der Mann ſchürt das Feuer, während etwa die Frau auf einem nur einigermaßen glatten Steine die ſchmackhafte Zuthat reibt; die Kinder liegen umher und ſpielen. Aus dieſem Hauſe da tönt dir wunderlich melancholiſche Mu-

sik mit Gesang und Händegeklatsch entgegen. Man feiert eine Hochzeit. Da dicht am Wege sitzt der Bader und scheert schweigend ein auf seinen Schooß rücklings gelehntes Haupt kahl. Hier im Schatten der Baniane lagert eine Gruppe von Kindern, die aus den Blättern der Kokospalme allerhand Flechtwerk machen. Nicht zu vergessen des Affen, der dicht am Wege sein possirliches Spiel treibt, und den Vorübergehenden ziemlich dreist mustert; so wie der Büffelheerde, die ganz ruhig bis an den Kopf im Wasser steckt, so ruhig, als wenn sie vor lauter Lust an dem kühlen Bade darüber eingeschlummert wäre.

Wir erreichten von Triviaru aus, wo wir in dem kühlen anmuthigen Rasthaus die heiße Tageszeit wenig empfunden hatten, nach sechsstündiger Fahrt des Abends ziemlich spät Kovilady (Tempelfuß), unser letztes Nachtlager vor Tritschinopoli. Dort blieben wir, weil die Ochsen Tags zuvor eine starke Tour von etwa zehn guten Stunden gemacht hatten, am folgenden Tage bis Nachmittags 4 Uhr liegen. Der Schwager unsres Katecheten Nallatambi, der uns auf unserer Reise nach Tritschinopoli begleitete, hat hier eine kleine englische Schule auf eigne Hand. Einige seiner Schüler besuchten uns, um sich mit ihrem Englisch-Hören zu lassen, und auf den Wunsch des Lehrers stellte Miss. Cordes ein kleines Examen mit ihnen an, d. h. er frug ihnen das Gelernte ab. Die Tamulen nämlich treiben, wie Alles, so auch den Schulunterricht in durchaus mechanischer Weise. Es werden eben so und so viele Bücher auswendig gelernt. Die Kinder aber schrieen ihre Buchantworten so heraus, daß mir weder Schlafen noch Studieren gelingen wollte.

Ein längeres Gespräch mit dem Lehrer selbst ließ mich wieder einen tiefern Blick in die Ungerechtigkeit der Hindubeamtenwelt thun, mit der leider auch der europäische Theil nicht immer unverworren bleibt. Bestechung geht von oben nach unten, zuweilen bis zur schamlosesten Offenheit, im Schwange, und mit der Bestechung ein

förmliches Raubweſen. Da läßt etwa ein einflußreicher Hindubeamter einen armen Grundbeſitzer zu ſich kommen und nöthigt ihn. dies oder jenes Stück Land für einen Spottpreis an ihn abzutreten; ich ſage „nöthigt ihn“: denn wo er ſich weigerte, ſo möchte etwa der große Mann, der die Mittel in Händen hat, falſche Zeugen für jeden Zweck in beliebiger Anzahl zu erkaufen, ihn durch einen Proceß zu Grunde richten. Es kommt übrigens gar nicht ſelten vor, daß eine derartige Drohung ganz offen und unverhüllt ausgeſprochen wird. In Folge dieſer traurigen Verhältniſſe hat ſich unter den Eingebornen allmählig die Meinung ausgebildet, daß auch das Recht eine Waare ſei, die man zu kaufen habe und die daher nur den Bemittelten zu Gebote ſtehe; und ſo tief und feſt ſitzt dieſe Anſicht, daß man es auch bei der allergerechteſten Sache für ganz in der Ordnung hält, dem Richter bei Zeiten ein Geſchenk zu ſenden und die nöthige Anzahl von Zeugen durch Kauf voll zu machen. Was das für ein Ruin für den ſittlichen Charakter des ganzen Volkes ſei, brauche ich kaum zu ſagen.

Wir verließen Koviladi erſt gegen 4 Uhr des Nachmittags und hatten nun noch einen Weg von 15 engliſchen Meilen vor uns. Es dauerte nicht lange, ſo paſſirten wir eine neu erbaute ziemlich großartige Brücke, die über einem Steindamm erbaut iſt, der die Gewäſſer des Cavery hindert, ſich mit dem kaum entlaſſenen, ganz nahen Nordarm zu vereinigen, und ſo den dazwiſchen liegenden Reisboden in einen See zu verwandeln. Der Damm iſt jedoch nur ſo hoch, daß eine etwaige Ueberfülle des Cavery durch einen Canal nach dem Coleroon abzufließen im Stande iſt. Wir waren übrigens, bald nachdem wir Combaconum verlaſſen hatten, ununterbrochen an und auf einem Erdwall hingereiſt, der offenbar demſelben Zwecke dient. Der Boden fällt nämlich nach dem Coleroon zu bedeutend ab; wir aber reiſten von Combaconum fortwährend zwiſchen dem Cavery und dem

Coleroon hin. Jener Erdwall setzt sich jenseits der erwähnten Brücke fort. Dichtes Gebüsch benahm uns nun nach beiden Seiten hin alle Aussicht, bis wir zu einem zweiten aus der Zeit der alten Tscholа-Könige herstammenden Steindamm kamen, den die Engländer in neuester Zeit ebenfalls überbrückt haben. Wir machten unter dem Schatten eines riesigen Arasu-Maram, eines sogenannten indischen Feigenbaumes, Halt, um das alte Gebäu, dessen auch Ritter gedenkt, näher in Augenschein zu nehmen. Es ist von außerordentlicher Festigkeit, und noch stehen selbst die Steine unversehrt, an denen sich die Fußgänger zur Zeit einer Ueberfülle des Cavery festhielten. Der gedachte Erdwall setzt sich auch hinter dieser Brücke fort; an die Stelle des wilden Dickichts aber traten nun wieder lichte Reisfelder zu beiden Seiten. Je näher wir Tritschinopoli kamen, desto schmucker wurde die Landstraße, und wir um so sehnsüchtiger nach dem Ziel unserer Reise. Endlich gegen 9 Uhr erreichten wir die lange prachtvolle Brücke, die uns geraden Wegs in das Fort von Tritschinopoli hineinführte. Es dauerte aber noch ein Stündchen, ehe wir, auf meist wahrhaft parkähnlichen Wegen, nach dem abseits gelegenen Fremdenruhehause gelangten. Ich begrüßte es als einen alten Bekannten und fand leider auch die alte Inhaberin desselben, eine ganz unleidliche Hitze vor. Ganz Tritschinopoli nämlich ist seiner drückenden Schwüle wegen in Süd-Indien berüchtigt.

Aufenthalt in Tritschinopoli. Rückkehr nach Mayaveram.

Wir waren kaum aufgestanden, so kam Besuch auf Besuch. Aber welcher Art! Nicht weniger als drei Cigarrenfabrikanten, ein Schuhmacher mit fertigem Schuhwerk, drei Juwelenhändler, ein Kaufmann der mit einer Auswahl europäischer Artikel handelt, ein Hausirer mit indischem Ingwerbier, ein andrer mit englischem Zwieback u. s. w. u. s. w. Einer davon war so unverschämt, daß er sich nur mit äußerster Mühe abweisen ließ, alle aber waren ziemlich lästige Gäste. Die Hindu's sind überaus betriebsam und geschäftig, wo sie's mit Europäern zu thun haben, wie in Tritschinopoli, wo ein ganzes europäisches Regiment kantonnirt.[99] Wohin auch der Engländer geht, der heimische Comfort, ja selbst der heimische Luxus darf nicht fehlen, und der Hindu ist klug und thätig genug, um seinen Herrn, den Engländer, gegen schweres englisches Geld mit Allem zu versehen, woran er sich von Jugend auf gewöhnt hat, und was er in Folge dieser Gewöhnung für unentbehrlich hält. Ob derselbe dadurch für seine Gesundheit gewinne, ist sehr die Frage; es würde gewiß viel weniger sieche Europäer in Indien geben, wenn man zu den Genüssen des Ostens nicht auch die des Westens ohne gehörigen Unterschied zu fügen pflegte.

In Tritschinopoli tragen die Muselmänner das Haupt am höchsten. Wenn eine Hindu-Procession an einer Moschee vorbeikommt, so muß der davon fast unzertrennliche Lärmen auf einige Augenblicke schweigen. Während meines nachherigen Aufenthaltes zu Madras kam es bei einer solchen Gelegenheit in Tritschinopoli zu einer Rauferei, die Einigen das Leben kostete. Einem Pariah nämlich juckte, als man sich in feierlichem Umzuge einer Moschee nahte, die Hand

dermaßen, daß er die Trommel zu rühren ſich nicht enthalten konnte. Muhamedaner ſtürzten wüthend herbei und zerriſſen den Gott in lauter Fetzen. Da mußte natürlich Blut fließen.

Herr Cordes hatte den Katecheten ſchon frühzeitig nach den Chriſten ausgeſchickt, die zur Trankebarer Mutterkirche zurückzukehren wünſchten. Zehn derſelben langten bald nach Mittag an. Sie erſchienen, der Landesſitte gemäß, nicht ohne Geſchenke. Einer trug einen Korb mit Bananen und Zucker; die Andern legten jeder ein paar Citronen auf den Tiſch. Darauf ließen ſie ſich auf den Boden neben uns nieder. Es waren lauter Sudra's, bis auf einen Pariah, und auch dieſer ſaß keineswegs von ihnen geſondert, ein Zeichen daß das Volksvorurtheil in dieſem Punkte gefallen war. Ein längeres Geſpräch mit ihnen beſtätigte von Neuem den ſelbſt von engliſchen Miſſionaren zugegebenen Umſtand, daß denjenigen Hinduchriſten in Süd-Indien, die früher im Verband der lutheriſchen Kirche ſtanden, ſpäter aber, ſie wußten nicht wie, an die engliſche Kirche kamen, die lutheriſche Lehre und Art in mehr oder minder bewußter Weiſe noch immer, ſo zu ſagen, anhängt. Haben ſie ſich doch an den meiſten Orten ihr ſchönes lutheriſches Geſangbuch um keinen Preis nehmen laſſen, und ſo lange ſie ſich daraus erbauen, — ſo hat ſelbſt ein engliſcher Miſſionar ſich einmal geäußert, — läßt ſich das lutheriſche Weſen ſchwerlich aus ihnen hinausbringen.

Am andern Morgen, als am Donnerſtag, machte uns auch ein eingeborner chriſtlicher Geſchäftsmann von ziemlich edlem Ausſehen und feinem Benehmen einen gelegentlichen Beſuch. Er drückte ſeine herzliche Freude darüber aus, daß nun wiederum Miſſionare der Kirche ins Land gekommen ſeien, der Vater Schwarz angehörte, und verſicherte, daß er ſelbſt und manche Andre zur Kirche ihrer Väter zurücktreten würden, ſobald man nur erſt ſähe, daß man ſich ihrer von Trankebar aus ernſtlich anzunehmen geſonnen ſei.

Gegen Abend machten wir dem bisherigen Seelsorger jener Christen, Herrn Heyne, einen Besuch, der, im Lande geboren, wenn ich nicht irre, halb deutschen Ursprungs ist. Natürlich lenkte sich das Gespräch sehr bald auf die Sache, die uns dorthin geführt hatte. Es freute mich, aus seinem eignen Munde zu vernehmen, daß keiner der betheiligten Christen bisher einen anstößigen Wandel geführt, oder auch nur in irgend einem persönlichen Mißverhältniß zu ihm gestanden habe. Was er sonst über die Beweggründe Einzelner zu dem beabsichtigten Schritt äußerte, schien einerseits nicht ganz frei von einer gewissen Parteilichkeit zu sein, die unter den gegebenen Umständen ziemlich natürlich war, andrerseits aber mehr auf persönlichen Eindrücken als auf klaren Thatsachen zu beruhen. So viel erhellte jedoch aus seiner immerhin einseitigen Darstellung mit ziemlicher Gewißheit, daß bei Einigen mit dem Wunsche, zur Kirche der Väter zurückzukehren, sich auch diese und jene äußere Rücksicht verbinden mochte, und wer die Art der Eingebornen nur einigermaßen kennt, der wird ohnehin eher ungünstigen als günstigen Vermuthungen Raum zu geben geneigt sein. Ich versicherte daher dem Herrn Heyne zum Schluß, daß ich bei diesem bestimmten Falle amtlich durchaus nicht betheiligt, daß ich lediglich als Beobachter mitgekommen sei und bei so kurzem Aufenthalte im Lande kein genügendes Urtheil über das Thun und Lassen der Eingebornen habe; ferner, daß es unsrer heimathlichen Gesellschaft als einer Missionsgesellschaft im Allgemeinen natürlich viel lieber sei, wenn die lutherische Kirche im Tamulenlande ihren Zuwachs aus den Heiden, als wenn sie ihn aus fremden Kirchengemeinschaften empfängt, daß sie aber als eine Missionsgesellschaft, die grundsätzlich der lutherischen Kirche zu dienen hat, es nicht mit ihrem Gewissen vereinen könne, irgend einem Christen, der ein Glied der lutherischen Kirche zu werden begehre, ohne triftige, auf klaren Thatsachen fußende Gründe seine Bitte ab-

zuſchlagen, beſonders wenn gar er oder ſeine Väter der lutheriſchen Kirche urſprünglich zugehörten. Es ſeien aber zur möglichſten Verhütung von Mißſtänden, Mißſtimmungen und Mißdeutungen alsbald nach meiner Ankunft in Trankebar folgende Punkte in dieſer Beziehung zur Regel erhoben worden. Erſtens: Kein Miſſionar ſoll, wo es ſich um Uebertritt aus andern proteſtantiſchen Gemeinſchaften handelt, die erſten Schritte thun. Zweitens: Man ſoll, wo es irgend thunlich und räthlich iſt, dem betreffenden Miſſionar noch zur rechten Zeit von dem Uebertritt Mittheilung machen, ſo wie überhaupt möglichſt vielſeitige Erkundigungen über den Charakter der betreffenden Perſonen einholen. Drittens: Es ſoll den Uebertretenden zur ausdrücklichen Pflicht gemacht werden, zur Beſtreitung der eignen kirchlichen Bedürfniſſe nach Kräften beizutragen. Ich konnte nicht umhin mit der Bemerkung zu ſchließen, daß ich für meine Perſon mich freuen würde, wenn die Kirche, der er ſelber diene, zu einem ähnlichen Verfahren in dieſer Beziehung ſich entſchließen könnte. Damit hat es aber leider gute Wege.

Der folgende Tag, ein Freitag, war ein rechter Leidenstag. Miſſ. Cordes hatte empfindlichen Ohrenſchmerz und ich hatte mit meinem gewöhnlichen Uebel zu thun. Faſt jede halbe Stunde mußte ich der übermäßigen Schwüle wegen wechſeln, und dann fuhr zuweilen ein verhältnißmäßig ſo kalter Wind daher, daß Einem die vom unendlichen Schweißvergießen äußerſt empfindlich gewordene Haut ſchauderte. Dazu iſt das Leben in einem Bungalow, wo man nicht viel mehr als Stuhl und, wenn man recht glücklich iſt, eine leere Bettſtelle vorfindet, nicht das angenehmſte, zumal wenn man nicht wohl iſt. Wir waren daher keineswegs betrübt, als mit dem Verlauf dieſes Tages das Maaß von Zeit zu Ende ging, das dem europäiſchen Reiſenden in Indien für die Benutzung des öffentlichen Bungalows geſtattet iſt.

Am andern Morgen in aller Frühe brachen wir denn auf und

bezogen das Haus, das uns unsre Christen besorgt hatten. Es liegt in dem als besonders ungesund verschrieenen Fort und gehört einem Muhamedaner. Die Vorderseite sieht gerade auf den heiligen Teich, aus welchem jeden Morgen in feierlichem Aufzug Wasser geholt wird, um den Gott, der auf einem benachbarten Felsen thront, zu baden. Ein Reiter auf einem schmucken Elephanten führt den Zug: hinterher folgen die Leute, die das heilige Wasser, in dem ich mich, beiläufig gesagt, nicht baden möchte, in blitzenden Krügen von Messing auf den Köpfen tragen; Trommeln wirbeln und Blasinstrumente tönen darein.

Gegen Abend bestieg ich in Begleitung eines unsrer Christen den erwähnten Felsen, theils um den auf halber Höhe erbauten Sivatempel,[100] den Haupttempel der Stadt, in Augenschein zu nehmen, theils um von der Spitze desselben eine freie Aussicht über Stadt und Umgegend weit und breit zu gewinnen. Ein bedeckter und mannichfach verzierter Gang aus Stein führt zu dem Tempel hinauf; dann windet sich der Weg frei am Felsen empor und zwar so steil, daß vor einigen Jahren bei dem ungeheuren Menschenandrang des jährlichen Hauptfestes über 500 Personen mit einem Male das Leben verloren. Auf der Spitze des Felsens steht ein kleiner Tempel des Ganesa, des Gottes mit dem Elephantenkopf, dem Sinnbild der Klugheit, in dessen Namen alle Geschäfte des gewöhnlichen Lebens begonnen werden. Von da herab schweift das Auge über die langhingestreckte Stadt mit ihren dichtgedrängten Häusermassen der Eingebornen und den vereinzelten Wohnungen der Europäer in weiter Ferne. Rings ein gewaltiger Kranz von grünen Feldern mit malerisch verstreuten Baumgruppen. Im Norden der Stadt wälzt der Cavery seine majestätischen Wogen dahin und bildet mit dem Coleroon, seinem Nordarm, die romantische Insel Sriranga.

Es war mir ganz eigen zu Muthe, als ich, von dem Felsen wieder herabgestiegen, zu dem Hause des Vaters Schwarz kam, der in

dieſer abgöttiſchen Stadt zuerſt das ſüße Evangelium erſchallen ließ. Noch immer eine ziemlich beſcheidene Wohnung, obſchon ſeine Nachfolger ſie bedeutend erweitert haben. Dicht daneben liegt die von ihm erbaute ſehr ſchöne Kirche. Es that mir wehe, daß ich mich fremd fühlen mußte auf der Stelle, wo Einer unſrer ausgezeichnetſten Miſſionare gelebt und gewirkt hat. Die Anglikaner freilich, denen die Frucht ſeiner Miſſionsarbeit geworden iſt, ſprechen ihn als den ihren an, und ſuchen, dafern ſie in hochkirchlicher Weiſe das Hauptgewicht auf die biſchöfliche Verfaſſung legen, den Umſtand daß er von der lutheriſchen Kirche ausgegangen und ordinirt worden, für die biſchöfliche Kirche zurecht zu legen dadurch, daß ſie ſagen, er ſei ja von einem Biſchof ordinirt worden, — von dem däniſchen Biſchof nämlich, den ſie doch ſonſt ſchwerlich gelten laſſen. Die nicht hochkirchlich geſinnt ſind, verweiſen etwa darauf, daß ja eine anglikaniſche Geſellſchaft, die Christian-Knowledge-Society, ihn unterſtützte, — als ob Geldgeben und Geldnehmen über kirchliche Zugehörigkeit entſcheiden könnte. Daß aber Schwarz die von ihm geſammelten Miſſionsgemeinden im Sinne des lutheriſchen Bekenntniſſes einrichtete und einrichten durfte (denn die Knowledge-Society machte damals nicht den geringſten Anſpruch, daß die von Schwarz zu ſammelnden Gemeinden aus den Heiden der anglikaniſchen Kirche einverleibt würden), dieſen wichtigen Umſtand vergißt man, obſchon das lutheriſche Geſangbuch, das in den von Schwarz ſtammenden Gemeinden bis heutigen Tages nicht gewichen iſt, daran erinnern könnte. Daß es aber den von unſern alten Miſſionaren geſammelten Gemeinden hat ſo ergehen können, wie es ergangen iſt, daran war der Mangel einer gemeinſchaftlichen Oberleitung an Ort und Stelle und eines feſten Gemeindeverbandes jedenfalls mit Schuld. Jeder arbeitete auf eigne Hand. Für die neuere evangeliſch-lutheriſche Miſſion liegt gewiß eine beachtenswerthe Lehre in dieſem Umſtande.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Miſſ. Cordes hielt daher einen tamuliſchen Gottesdienſt, zu welchem ſich außer den 14 Chriſten, die ſich zur Aufnahme in unſre Kirche gemeldet hatten, und die nun heute aufgenommen werden ſollten, auch noch ein paar andre einfanden. Es wurde ihm ſichtlich ſauer, da er ſich noch immer nicht wohl fühlte; mir ſelbſt aber war ſo elend zu Muthe, daß ich den Gottesdienſt vor Ende verlaſſen mußte.

Das Klima von Tritſchinopoli wurde mir, ich möchte ſagen, mit jeder Minute unerträglicher. Wir ſchickten uns daher alsbald nach Beendigung des Gottesdienſtes zur Abreiſe. Dennoch wurde es ſo ziemlich Abend, ehe unſre Leute die nöthigen Zurüſtungen zu Stande brachten. Die Tamulen haben eine ziemliche Ausdauer; aber es währt erſchrecklich lange, ehe ſie zu einem Anfang kommen. Nur die Zunge iſt allezeit fertig, und kein Geſchäft, das nur irgendwie das breitgetretne Gleis der Gewohnheit verläßt, ſo einfach es auch an und für ſich ſein mag, kann ohne einen ungeheuren Schwall von Worten zu Stande kommen.

Erſt als Tritſchinopoli mit ſeiner drückenden Schwüle uns ein paar engliſche Meilen im Rücken lag und ein kühles Abendlüftchen zu wehen begann, konnte ich wieder ordentlich aufathmen, und neuer Lebensmuth kehrte in die erſchlafften Glieder. Unſre Ochſen, die in Tritſchinopoli einer mehrtägigen Ruhe gepflegt hatten, trabten trefflich und wir erreichten wider Erwarten frühe die wohlbekannte Nachtherberge zu Koviladi. Leider fanden wir das kleine Fremdenruhehaus von einem römiſch-katholiſchen Prieſter in langem weißem Gewande mit herabhangendem Crucifix beſetzt, und es ſchien uns keine Wahl zu bleiben, als entweder in einem feuchten Nebenzimmerchen oder in freier Luft draußen in der Verandah zu ſchlafen. Das erſtere wäre unter allen Umſtänden ſehr bedenklich geweſen; das letztere war unter den obwaltenden Umſtänden auch nicht beſonders räthlich. Allein der

römiſche Prieſter, ein artiger Franzoſe aus der Bretagne, mit dem ich mich alsbald in ein Geſpräch begab, und der ſich ſichtlich freute, wieder einmal in ſeiner geliebten Mutterſprache ſich ausſprechen zu können, half uns aus der Verlegenheit; er überließ uns mit Rückſicht auf unſern Geſundheitszuſtand von freien Stücken eines ſeiner beiden Zimmer und zwar das beſte. Dafür mußte ich ihm denn freilich bis Mitternacht Stand halten. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um mich über die katholiſchen Miſſionen in dieſer Gegend näher zu unterrichten. Er klagte in den ſchneidendſten Ausdrücken über die Unwiſſenheit und Schlechtigkeit ſeiner Chriſten, über die Schwierigkeit der tamuliſchen Sprache, die er allerdings nicht beſonders zu ſprechen ſchien, über die Charakterloſigkeit der ſchismatiſchen Goa-Prieſter, zu denen Viele, welchen die ſtrenge Zucht der römiſchen Kirche nicht zuſage, aus ihren eignen Reihen übergingen u. ſ. w. Was mich beſonders intereſſirte, war die Mittheilung, daß unter den katholiſchen Chriſten hier zu Lande fünf Sechstel durchſchnittlich Pariah's ſind, und daß gegenwärtig faſt nur Pariah's und auch die nur in ſehr geringer Anzahl zur katholiſchen Kirche übertreten.

Am andern Morgen wollten wir eigentlich in aller Frühe weiter. Da wir jedoch hörten, daß eine Anzahl Heiden mit den „Padri's" zu ſprechen wünſchten, ſo ſchoben wir unſre Reiſe bis Nachmittag auf, obſchon wir von vornherein wußten, daß das nächſte Begehr jener Leute keineswegs das Brod des Lebens zum Gegenſtande hatte. Gegen zehn Uhr des Morgens kamen ſie denn auch an, etwa fünf, mit einer Menge von Documenten auf Palmblättern, die alljährlich hätten erneuert werden ſollen, aber ſeit ziemlich einem halben Jahrhundert nicht erneuert worden waren. Da ſollten wir ihnen nun zu Recht verhelfen. Bei näherer Unterſuchung aber ergab ſich außerdem, daß die betreffenden Grundſtücke vor mehr als 40 Jahren in aller Form des Rechts verſteigert worden, weil man mehrere Jahre hinter-

einander die gebührende Summe nicht entrichtet hatte. Nur Einer von ihnen ſchien klares Recht auf ſeiner Seite zu haben; ſein Haus war ihm abgebrannt, und der Eigenthümer des Bodens hinderte ihn am Wiederaufbau deſſelben. Dennoch mußten wir ihm erklären, daß wir etwas dazu zu thun nicht im Stande wären, wie denn auch der Proceß noch ſchwebte, und es kaum abzuſehen war daß, die Richtigkeit und Vollſtändigkeit ſeiner eigenen Darſtellung vorausgeſetzt, er denſelben verlieren könnte. Da ſich die Viſchnu-Anbeter alſo in ihren irdiſchen Erwartungen getäuſcht ſahen, ſo war auch von dem zuvor geäußerten Verlangen nach Unterweiſung nicht mehr die Rede, und ſie gingen betrübt von dannen.

Es waren übrigens bei der Sache auch einige katholiſche Familien betheiligt. Dieſe aber waren, von der Anweſenheit ihres Prieſters im Bungalow wahrſcheinlich unterrichtet, nicht mitgekommen. Warum ſie ſich nicht lieber an ihren eigenen Prieſter wandten? Weil ſie wol wiſſen, daß proteſtantiſche Miſſionare bei der proteſtantiſchen Regierung mehr gelten als katholiſche. Offenbar hatte der Prieſter auch ſelbſt Kunde von der Abſicht jener, ſich an uns zu wenden. Die Leute, die um ihn waren, hielten den Bungalow nach allen Seiten hin umlagert; ſie hatten ihre Augen und Ohren allenthalben; und als nun gar jene fünf Heiden ankamen, ſo hatte unſer Katechet alle Mühe, jene Späher und Horcher vom Zimmer ſelbſt zurückzuhalten.

Es war überhaupt ein eigenthümliches Zuſammentreffen. Mittlerweile nämlich hatte ſich noch ein katholiſcher Prieſter, ein Franzoſe aus der Normandie, von der Nachbarſchaft eingefunden, und während in dem einen Zimmer das Breviarium hergebetet wurde, erklangen in dem andern lutheriſche Lieder. In der Verandah aber miſchten ſich katholiſche, anglikaniſche und lutheriſche Hindu's mit den Heiden.

Wir brachen, gewiß zu großer Herzenserleichterung der beiden katholiſchen Prieſter, gegen 3 Uhr auf und erreichten die nächſte Nachtherberge, Triviaru, gegen 8 Uhr. Da unterdeß auch der Katechet unwohl geworden war, ſo blieben wir den folgenden Tag bis Nachmittag liegen und eilten dann in einer Tour bis Combaconum, wo wir in dem Hauſe des Herrn Nimmo eine gaſtfreundliche Herberge und nach langer Zeit wieder einmal eine ſtärkende Nahrung fanden. Tags darauf, nachdem die Haupthitze ſich gelegt hatte, ſetzten wir unſern Weg nach Mayaveram fort. Der Himmel war angenehm bewölkt, und die ungeheure Schwüle, die dem Monat, September im Tamulenlande eigen iſt, außerdem durch ein leiſes Lüftchen, halb vom Meere her, gemildert. Wir trafen ohne irgend einen Vorfall von Bedeutung noch vor Mitternacht in Mayaveram ein.

Miſſ. Cordes begab ſich des andern Tages nach Trankebar zurück; ich aber hatte beſchloſſen, zu näherer Bekanntſchaft auch mit dieſem Miſſionspoſten, längere Zeit in Mayaveram zu bleiben, wohin meine liebe Frau von Trankebar her ſchon Tags zuvor gekommen war, um das kleinere Haus im Miſſionsgehöfte für uns als zeitweilige Wohnung einzurichten. Wie freuten wir uns, nach ziemlich fünf Vierteljahren nun doch wieder einmal einen eignen Heerd haben zu dürfen, eine Wohlthat, die der nicht zu ſchätzen weiß, der ſie nie länger entbehrt hat.

Aufenthalt in Mayaveram.

Mayaveram[101] mit etwa 10,000 Einwohnern, mitten in einer eben ſo fruchtbaren als bevölkerten Gegend, iſt einer der ſchönſten indiſchen Orte: die Straßen ſind breit und die Häuſer ordentlich gebaut. Die ganze Umgebung ſieht wie ein ungeheurer Park aus; Pagoden und Tempel[102], Raſthäuſer und künſtliche Teiche wechſeln mit Bananenpflanzungen, Kokoshainen und Bambuswäldern. Aber mitten in dieſem Natur-Paradieſe hat ſich Satan ein feſtes Schloß gebaut; mehr als anderswo grinzen dich hier Götzenlarven an und heidniſcher Spuk rauſcht an dir vorüber, und mag auch von der nahen Küſte her ein wohlthätiger Seewind regelmäßig durch die üppig wuchernde Pflanzenwelt ſtreichen und Alles was Athem hat erquicken; die geiſtige Sumpfluft kann er doch nicht mit hinwegfegen, und unter dem Drucke derſelben ſeufzet, bei aller natürlichen Herrlichkeit, deine Seele auf: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin unter Meſech.“

An den heidniſchen Einwohnern von Mayaveram könnte der Naturaliſt, der die Erkenntniß Gottes aus den Wundern der Natur für genügend hält, ſich leicht eines Beſſern belehren. Hab' ich doch ſelbſt bei einem heidniſchen Tamulen, der ſeine Pilger-Reiſe nach Benares beſchrieben hat, folgende merkwürdige Stelle gefunden: „Wenn man dieſe mannichfaltigen Gebirgsformen — Spiele des höchſten Geiſtes — und dieſe einförmigen Waldwildniſſe betrachtet, ſo geräth wohl der Verſtand in Staunen, aber Glauben an Gott erlangt man dadurch nicht.“[103]

Das Miſſionsgehöft, in welchem wir uns häuslich einrichteten, hatte — an 1200 Fuß lang und 500 breit, — damals ein gar

freundliches Ansehn. Schattige Gänge von Kokospalmen und Puvarasubäumen liefen mittendurch; hochwüchsige Bambus faßten es ein; Myrthen, Pompelmusen, Bananen, Mango's, Baumwollenbäume u. s. w. zierten und beschatteten es allenthalben; auf dem grasbewachsnen Grunde aber weideten Ochsen, Kühe und Schafe. Seitdem hat leider der Orkan (S. 34) eine greuliche Verwüstung angerichtet.

Im Norden und Süden des parkähnlichen Gartens wäre Raum genug für zwei indische Dörfchen; früher standen auch in der Nähe des Eingangs sieben von Christen-Familien bewohnte Häuser. Es ist sehr vortheilhaft, wenn eine christliche Mission in Indien Grundstücke besitzt, auf welchen sie solchen Neophyten, die von den umgebenden Heiden zu arg geplagt werden, wenigstens eine sichre Wohnstelle zu bieten im Stande ist.

Eigentliche Colonisation freilich, — um hier gleich eine wichtige Missionsfrage mit zu berühren, — hat ihre großen Schwierigkeiten. Zwar lassen sich Kokos, Palmyra's, Oelbäume, Mandelsträuche, Zuckerrohr, Baumwolle, Bambus [101] mit größerem Vortheil als Reis bauen; allein es müßte, um dabei zurechtzukommen, doch wohl im Großen betrieben werden. Wollte man etwas der Art versuchen, so möchte es das Gerathenste sein, auf die wüsten Küstenstriche, etwa in Südarcot, oberhalb Pondichery, sein Augenmerk zu richten. Ich hörte von Jemandem, der erst unlängst in dortiger Gegend ein Stück wüstes Land von der Regierung genommen hatte; er zahlte jährlich nicht mehr als 25 Pagoden (die Pagode zu 3½ Rup.) Abgaben, und gewann aus den 100,000 Kokospalmen, die er darauf angepflanzt, schon damals 6500 Rupies.

Wie wär' es denn, wenn irgend ein Privatmann, dem Gott die Mittel und das Herz dazu gegeben, der jungen Tochter-Kirche zu Liebe eine solche Ansiedlung armer eingeborer Christen auf seine Gefahr

hin verſuchte? Die größte Noth würden freilich die Anzuſiedelnden ſelber machen, denn obſchon der Anbau der Kokospalme weder ein ganz beſonderes Geſchick noch auch eine ganz beſondre Kraft verlangt, ſo laſſen ſich doch die ſonſt ſo anſtelligen Hindus in eine ungewohnte Sphäre der Beſchäftigung ſchwer einſchieben, und die Bedenken wachſen, wenn man erwägt, daß bei weitem die meiſten Neophyten zur Zeit den verkommenſten Volksſchichten entſtammen. Die Sache iſt indeß von ſo großer Bedeutung, daß ſie trotzdem eines Verſuches wohl werth wäre. Ich frage daher dich, reicher Miſſionsfreund, noch einmal: Wie wär' es, wenn du einen Theil des „ungerechten Mammons" daran wagteſt und dir damit einen glänzenden Stein in deine künftige „Krone" gewänneſt? Wie auch der Erfolg ausfiele, — Gott ſiehet das Herz an.

Ich hatte in dem großen Miſſionsgehöfte zu Mayaveram gute Gelegenheit, die indiſche Baumzucht gleich auf dem Wege des Augenſcheins kennen zu lernen. Beſonders intereſſirte mich eine ganz junge Pflanzung von Kokosbäumen, deren jeder eine Banane neben ſich hatte; man giebt nämlich dem jungen Kokosbaume dieſe Nachbarſchaft, weil dann die Wurzeln desſelben beſſer wachſen. Ehe man die Kokos pflanzt, ſchüttet man Salz in das Erdreich, welches den koſtbaren Schatz in ſich aufnehmen ſoll. Dieß geſchieht der Termiten oder der weißen Ameiſen wegen, die, in der Minir-Kunſt wohlerfahren, Alles was minder hart als Glas oder Metall iſt auszuhöhlen verſtehen.

Wir fanden einen Termiten-Bau in dem Miſſionsgehöfte vor. Etwa fünf Fuß über die Erdoberfläche emporragend und oben mit Thürmen beſetzt, kam er mir in ſeiner Form faſt wie eine kleine Pagode vor, und es fuhr mir ſogar der Gedanke durch den Kopf: Sollte etwa gar die Termiten-Veſte die erſte Idee zur Pagoden-Form gegeben haben?

Nicht ohne Mühe wurde der Termiten-Bau, deſſen graue Schale wetterdicht iſt, von uns geöffnet. Was für eine erſtaunliche Anzahl von regelmäßig angelegten und wohlgeordneten Zellen!

Das königliche Zimmer liegt gewöhnlich an einer der geſchützteſten Stellen, umgeben von unzähligen andern Zimmern, in welchen theils die Diener, welche die Eier der Königin in die Ammenſtube tragen, theils die Krieger der Colonie ſich aufhalten. Dann folgen die Magazine mit den verdickten Schweißen und Säften der Pflanzenwelt, untermiſcht mit den Ammenſtuben von ganz eigenthümlichem Bau. In Schneckenlinien zur Spitze des Hügels hinauf führende Gallerien dehnen ſich weit unter der Erde hin. Nur auf „verdeckten Wegen" können ſie ſich auf ihre Streifzüge in's Land hinaus wagen; denn ihre Todfeinde, die ſchwarzen Ameiſen, ſind im Verhältniß zu dem zarten Leibe der Termiten, deren Krieger nur eine Art Pfrieme an dem großen Kopfe als Waffe führen, von Natur gepanzert. Stoßen ſie nun bei dem Bau ihrer unterirdiſchen Gallerien auf unüberwindliche Schwierigkeiten, ſo pflegen ſie, mit Rückſicht auf dieſe ihre Todfeinde, einen verdeckten Gang auf der Erdoberfläche anzulegen. Die kleinen Baumeiſter wiſſen ſich zu helfen.

Die beiden Majeſtäten — ſtets Termiten in voller Ausbildung — werden, ſobald ſie von einer königsloſen Arbeiter-Colonie gewählt worden, von dieſer in ſo engthürige Zimmer logirt, daß wohl die Arbeiter und die Krieger hinein, jene aber nicht herauskönnen; — in der That mehr als engliſche Conſtitution! Damit nehmen natürlich die Unterthanen auf ſich allein die Pflicht, für das hohe Paar und deſſen Familie zu arbeiten und zu ſtreiten, bis ſie den königlichen Nachwuchs ſo weit herangezogen haben, daß er dieſe Aufgabe mit ihnen zu theilen im Stande iſt: Prinzen auf Apanage werden nicht geduldet. Die Königin iſt aber auch außerordentlich fruchtbar; man hat zuweilen ſechzig Eier in Einer Minute gezählt. Ihr Unterleib

„wird allmählig ſtärker, und erlangt zuletzt manchmal einen ſo ungeheuren Umfang, daß er bei einer alten Königin die Maſſe ihres übrigen Leibes um 1500 bis 2000 Male und den Körperinhalt eines Arbeiters um 20 bis 30000 Male übertrifft.“

Wir bekamen die Königin mit dem großen wie zerfließenden Bauche lebendig; ſie ſtarb aber leider ſehr bald. Ein tamuliſches Sprüchwort ſagt „Weiße Ameiſen machen das Neſt, und Schlangen wohnen drin.“ Wir fanden es hier zu unſrer Freude nicht beſtätigt.

Man hat berechnet, daß, wenn man die Größe der Termite zu der Größe des Menſchen in Verhältniß ſetzt, (¼ Zoll zu 6 Fuß) ein ſolcher Bau die Höhe der großen Pyramide fünfmal überſteigt und daß, „da der Maſſen-Inhalt des Ameiſenhügels in demſelben Verhältniß iſt, er auch den Maſſen-Inhalt jenes alten Weltwunders in gleichem Maaße übertreffen muß.“

Verhältnißmäßig wie arm nehmen ſich gegen ſolchen Rieſenbau von den Zwergen der Thierwelt die Wohnungen der Menſchen aus, namentlich in Indien! Ich will meine Leſer gleich in eine derſelben führen, — nicht in eine Pariahhütte, denn die iſt nicht viel beſſer als ein ausgehöhlter Erdhaufen mit einer Oeffnung zum Hineinkriechen — ſondern in ein ganz anſtändiges Sudra-Haus.

Wir treten auf einer ſteinernen Treppe in eine äußere Verandah (Kudam oder Verſammlungshalle), eine Art „Drawing-room“, — freilich in ächt morgenländiſchem Styl: denn frei hinein ſchaut die Straße! Zwei ſteinerne Bänke, in der Ecke zur Rechten und zur Linken, laden am Tage zum Sitzen und während der heißen Nächte zum Schlafen ein. Durch dieſe Vor-Verandah gelangen wir in den innern Hofraum (Muttam), der, oben offen, rings von einer Säulenhalle (Talvaram) umgeben iſt. An der Wand, an welche dieſe nach innen zu gelehnt iſt, liegen die Zimmer des Hauſes rings umher, eng und dunkel — „es iſt ſo ſchwül und dumpfig hie.“ Sie dienen nicht eigent-

lich als Wohnzimmer; man pflegt eben in der innern Verandah zu handthieren, wenn man nicht die Oeffentlichkeit vorzieht. —

Der einfachen Wohnung entspricht die einfache Lebensweise. Man verzehrt früh etwas kaltes Reis vom vorigen Abend und ergötzt sich Mittags und Abends an frischgekochtem Reis mit Kari. Der letztere besteht mindestens aus fünf Würzen: Pfeffer, Salz, Kümmel, Senf und Tamarinde. Mit Rücksicht darauf sagt ein tamulisches Sprüchwort: „Auch ein dummes Mädchen kann Kari machen, wenn sie Fünferlei und Dreierlei hat;" mit dem Dreierlei ist dann Wasser, Feuer und Holz gemeint. Zu einem vollständigen „Reis mit Kari" gehört nun aber noch Gemüse, Fleisch, Fisch oder Krebs. Die schmackhafteste Zuthat dürfte die Kokosmilch sein. Ob auch die gesundeste? das ist die Frage. Man speist in der Regel nur dreimal des Tages; reiche Leute aber steigern die Zahl der Essenszeiten zuweilen bis auf acht, begnügen sich jedoch für die Zwischenmahlzeiten wohl auch mit Backwerk. Die Süßigkeit des letzteren wissen sie besonders zu schätzen, denn — bunt ist die Gestalt des Morgenlandes, süß aber der Gaumen, und wie das Wort „bunt" alles Schöne in sich faßt, so ist das Wort süß, wenigstens im Tamulischen, der Inbegriff aller Güte. — Zweimal in der Woche baden und salben sich die Tamulen; die Männer Mittwochs und Sonnabends, die Frauen Dienstags und Freitags.

Doch nun wird's Zeit, daß ich dich, lieber Leser, in das Häuslein da am Ende der Kokos-Allee führe, — unsre Herberge während unsres dreimonatlichen Aufenthaltes im Missionsgehöfte zu Mayaveram. Es ist nichts weniger als elegant. Die Wände glänzen nicht, wie in dem Hauptgebäude dort näher am Eingange des Gehöftes; denn sie sind nicht überkleidet mit jenem Kalk, der, aus fein geriebnen Muscheln mit schwarzem Zucker bereitet, eine marmorartige Glasur giebt.[105] Es fehlt auch dem Zimmer die Decke; dir zu Häupten wölbt sich das Dach mit seinen nackten Sparren und Balken, von wo man-

cher Ameiſen-Knäuel, in die Schüſſel auf dem Eßtiſche herabfallend, deinen Appetit auf die Probe ſtellt. Bei alle dem iſt's hier ganz nett und lieblich, beſonders wenn du dich in die kleine Verandah ſetzeſt. Siehſt du hier die zwergigen Liliputs ſich auf den blühenden Sträuchen und Blumen ſchaukeln? Siehſt du da das Eichhörnchen hinſchnellen? Siehſt du dort die Krähe auf dem Geier hocken? Siehſt du hier das Chamäleon lauern? Siehſt du da die Papageien fliegen? Ja und ſieheſt du dort das halb verhungerte Pferd weiden? Das iſt auch ein ſchönes Exempel von der indiſchen Barmherzigkeit, die das unfähig gewordne Hausthier in die Fremde hinausjagt, bloß um nicht zu „tödten."

Unſre kleine Wirthſchaft machte uns das innigſte Vergnügen. Ich kam mir ordentlich wie ein kleiner Fürſt vor, wenn ich von Zeit zu Zeit mein Volk zählte und 38 — ſage acht und dreißig — Köpfe herausbrachte, — ich meine die Köpfe meines Hühnervolks.

Wir hatten auch einen trefflichen Diener, einen alten trankebarſchen Pariah-Chriſten. Der wußte den Kari, den auch wir zu unſrer täglichen Hauptmahlzeit machten, außerordentlich ſchmackhaft zu bereiten. Das Gemüſe, womit er uns am meiſten mundete, nennen die Engländer Putlanka, eine ſchlangenförmige Frucht mit weißgeäderter grüner Schale. Es wird meine deutſchen Leſer intereſſiren zu hören, daß man in Indien auch den Bambu zum Kari verſpeiſt. Man macht nämlich aus den ſpargelartigen jungen Sproſſen eine Art „Pickles." Wir ſelbſt aßen ſie ſehr gern.

Devaſachayam, — ſo hieß unſer Diener — war nicht bloß ein vollendeter Koch; er war auch ein guter Bäcker. Aus dem Mehle der Pfeilwurzel namentlich machte er den beſten Kuchen. Er hatte auf Mauritius ſogar einen Blick in die Zuckerbäckerei hineingethan: am Weihnachtsmorgen überraſchte er uns mit ganz feinen Theekücheln. Zuweilen nahm er die Flinte auf ſeine Schulter und ſchoß uns einen

Waſſervogel. Und wie er auf dieſe Weiſe den Jäger machte, ſo machte er auch flugs den Landwirth. Wir fanden an einem ſchönen Morgen unſern Viehſtand um eine Kuh vermehrt. Er hatte ſie auf eigne Rechnung angeſchafft — für fünf Thaler! — um die Erzeugniſſe derſelben an uns zu verkaufen. Keine üble Speculation; denn die Weide in dem Miſſionsgehöfte koſtete ihm nichts. Er war überhaupt die Anſtelligkeit ſelber. Sobald er den engliſchen Collector oder die Gemahlin desſelben zum Beſuche kommen ſah, warf er ſich ſchnell in ſeine reinſten und feinſten Kleider und improviſirte den „Portier.“ Es dauerte ihn, daß wir nur Einen Diener hatten; darum ſuchte er ſich zu vervielfältigen und ſo ſeine Herrſchaft mit einem billigen Glanze zu umgeben. Sein Hauptfehler war: er hielt uns zuweilen ein wenig gar zu knapp. Der Mann verſtand das Sparen; er ſelbſt hatte mehrere hundert Thaler auf der Sparkaſſe. Bei den Bazarleuten galt er gar für einen halben Zauberer: ſie wußten nicht wie ihnen geſchah, wenn er ihnen ihre Artikel zu den niedrigſten Preiſen in aller Stille abſchwatzte.

Eines Tages erſchienen zwei Hülfeſuchende bei mir: mein Barbier und ſeine Frau. Sie hatten ihr Meſſing-Gefäß — das alldienſame Küchengeräth der Tamulen — Jemandem geborgt, und der wollte es nicht wieder herausgeben. Ich übertrug dieſes Advocaten-Geſchäftchen eben unſrem Diener mit der Zauber-Zunge; das ſchien auch meine armen Clienten ganz zufrieden zu ſtellen.

Einmal beſuchten mich ein paar junge Weber von der Bekanntſchaft unſres Dieners, der ſich, — ſo ſchien es mir, — auf dieſe ſeine Freunde etwas zu gute that. Ich habe ſchon früher erwähnt, daß die Weber hier in der Nähe faſt alle Leute bei der Stadt ſind (Bd. III, S. 235). Die Herren arbeiten nur zum Zeitvertreib, indem ſie etwa Seide zupfen, während ſie mit den Leuten ſprechen. Da iſt kein Armer unter ihnen, dem ſie nicht aufhülfen. Sie zerfallen in Mottei-

Salier (Kahlkopf-Weber) und Kudumi-Salier (Haarlocken-Weber): die Erſteren nämlich, die zugleich die ariſche Schnur tragen, gehen geſchorenen Hauptes einher, während die Andern die übliche Haarlocke ſtehen laſſen.

Das Miſſionsgehöft zu Mayaveram war ſo recht der Ort, um mit dem Volke bekannt zu werden. Oft kamen namentlich Aeltern mit kranken Kindern zu unſerm Miſſionar daſelbſt, der nach Kräften zugleich den Arzt macht. Die kleinen Patienten ſahen ſtets ein wenig unbehaglich aus; denn das iſt allgemeiner Grundſatz: Wenn Jemand krank iſt, darf er ſich nicht waſchen. Die Kinderpflege iſt in jenem Lande überhaupt ganz eigenthümlicher Art. Die Hälfte der Neugebornen, ſo wurde mir verſichert, geht durch unverſtändige Behandlung gradezu zu Grunde. Es ſcheint faſt, als ſähe man es darauf ab, ein ſchönes und kräftiges Geſchlecht zu erzielen, gleichviel, ob die Schwächlinge darüber hinſterben oder nicht. Die Hebamme ſchleudert das Kind hin und her; man ſteckt es mit dem Kopf in eine meſſingne Form, um eben dieſem Theile des Körpers eine gewiſſe Rundung zu geben.

Auch Brahminen verſchmähten nicht, das Miſſionsgehöft zu beſuchen. Während des Badefeſtes kamen einmal fünf bis ſechs zuſammen, alle von der gemeinſten Art. Sie hatten nie von „Upaniſhad's" gehört, und erklärten, ſie ſeien bloß des Vergnügens halber zum Feſte gekommen. Ja ſagten ſie zu Allem.

Dieſen Bildern der Unwiſſenheit und der Gemeinheit will ich hier gleich ein ganz anderes Bild gegenüber ſtellen. Da ſteht vor dir eine Tamulin von mittleren Jahren in Gold-durchwirktem Ueberwurf von weißem Muslin. Sie verſteht Tamuliſch gründlich; der Kural lebt in ihrem Munde, und auf der Zunge ſitzt das ſynonyme Wörterbuch von Anfang bis zu Ende. Sie ſpricht außerdem ein fließendes Engliſch und verſteht auch Sanſcrit, Maratha, Telugu und Hindoſtani. Dieß iſt die Tochter unſres chriſtlichen Poeten zu Tanjore[106], in

Mayaveram an einen Mann in der Katscheri (Rechenamt) verheirathet. Ich weiß freilich nicht, ob sie ihrem Manne so guten und so billigen Kari kocht, wie die minder Gebildeten ihres Geschlechts. Wie dem auch sei, — den Tamulen sind, wie allen Morgenländern, die Blue-Stockings ein Greuel; denn dort heißt es recht eigentlich „das Weib schweige!" und dann — es sind ja die Tempeldirnen, welche die weibliche Gelehrsamkeit repräsentiren. Diese nämlich werden auch zum Abschreiben, namentlich der heiligen Geschichten und Lieder verwandt, die mit dem betreffenden Tempel in Verbindung stehen.

Einmal hatten wir auch einen hohen Besuch von heidnischer Seite. Um Neujahr nämlich machten die Beamten des Ortes — der Tassildar und der Sirisdar (Steuereinnehmer und Controlleur) — dem englischen Collector nach Landessitte ihre Aufwartung; sie hielten es für ersprießlich, auch bei uns, als bei dessen Freunden, vorzusprechen: die dazu gehörigen Feierlichkeiten waren ja einmal veranstaltet — und bezahlt. Ein langer Zug von nahezu 200 Personen mit Musik und Mimik! Maul-Trommel, Horn und Geige ließen sich dabei vernehmen. Voran ein schön geschmückter Elephant, und ein eben so schön verzierter heiliger Stier mit einer Trommel auf jeder Seite. Sobald der Tassildar und der Sirisdar das Haus betreten hatten, setzten sich die Tänzerinnen, in rothen Zitz-Jäckchen und weißen Ueberwürfen, mit silbernen Schellen an den Füßen und einem goldenen Käpsel auf dem Hinterkopfe, auf ziemlich engem Raume in Bewegung. Höchst anmuthig und auch vollkommen anständig! Uns selbst behing der Tassildar mit Kränzen von gelben Blumen und gab uns einen Strauß in die Hand, worauf ein Vogel von buntem Papier und Silber thronte. So saßen wir da, während die Gäste, die einen großen Haufen Früchte aller Art zum Geschenke auf den Tisch gebreitet hatten, den gastfreundlichen Betel kauten.

Eine sehr interessante Erscheinung war mir ein gewisser Gold-

ſchmied, der als ein „Suchender" öfters in das Miſſionshaus kam. Als ihm ſein Sohn geſtorben, hatte er Haus und Werkſtatt verlaſſen und war Sanjaſi geworden. So war er mehrere Jahre ruhelos umhergepilgert. Unſer Miſſionar vermochte ihn zur Wiederaufnahme ſeines frühern Geſchäftes. Der von dem Worte Gottes angefaßte Mann lieferte ſein Lingam — nach dem Aberglauben der Linga-Verehrer ſein Leben — an Herrn Ochs aus, lernte den Katechismus, und fing an, den Leuten das Chriſtenthum vorzupredigen und anzupreiſen. Da lief ihm ſeine bigotte Tochter davon und ſtarb in Combaconum an der Cholera. Darüber wurde der arme Mann gemüthskrank, — und noch immer kehrte die Geiſtesſtörung wieder. Er machte uns die Ceremonien des Ganeſa- und Linga-Dienſtes vor: ein faſt gemüthliches Handthieren mit Weihrauch, Blumen und Glöcklein, unterbrochen von beſchaulichen Stellungen und von murmelndem Sange. Nach ihm iſt die Bemerkung Laſſens[107], daß in den Lingatempeln des Südens kein Brahmine Dienſt thue, für das Tamulenland durchaus ungültig. Im Gegentheil, der Sudrapriester dürfe heilige Handlungen nur in den kleinern Dorftempeln verrichten. Dieſe Angabe habe ich in allen Fällen beſtätigt gefunden.

Da unſre Gemeinde in Mayaveram eben einen Altarleuchter machen ließ, ſo hatten wir Gelegenheit, einen Gelbgießer arbeiten zu ſehen. Unter einem Baume dicht bei dem Miſſionshauſe ließ er ſich nieder. Die indiſchen Handwerker arbeiten faſt ohne Werkzeug; ihre Werkſtätte iſt allenthalben. Da kommt z. B. ein indiſcher Schmied, der Eiſenwerk für das Haus verfertigen ſoll. Er macht an Ort und Stelle eine Grube, ſammelt umherliegendes Holz und brennt ſich ſeine Kohlen. Den andern Tag kommt er wieder, ſeine Schmiede unter dem Arme. Er pflanzt ſeinen Ambos in den Boden, baut ſich eine Eſſe von ein wenig Erde, miſcht die Kohlen mit Reishülſen und zündet ein Feuer an. Dann ſetzt er ſich mit untergeſchlagnen Beinen

dahinter und läßt seinen Blasebalg, — ein zusammengenähetes Kalbfell — lustig spielen. Wenn das Eisen glüht, so streckt er es auf den Ambos; seine Füße braucht er ohne Weiteres zum Schraubstock. Auf diese Weise fertigt er Riegel, Haken, Schlösser u. s. w. So einfach geht es aber nicht bloß bei dem Grobschmied her; selbst der Goldschmied arbeitet die feinsten Sachen, man möchte beinah sagen, aus freier Hand. In der Wohnung eines Europäers sahen wir einmal einen solchen in einem Winkel des Hausflurs kauern, emsig beschäftigt mit der Verfertigung einer goldnen Kette. Er hatte dazu nichts als seine zehn Finger — und ein Zängelchen.

Wir waren noch nicht lange in Mayaveram, als das große Badefest begann, das, vom Vollmond im Oktober bis zum nächsten Vollmond, eine wahre Fluth von Menschen aus der Nähe und aus der Ferne herbeizieht. Die mit Laub- und Blumengewinden verzierten Straßen werden dann zwar nimmer leer von Käufern und Verkäufern, von Gauklern und von Schaulustigen, von Landstreichern und von Pilgrimen, die ihre Sünden in dem heiligen Cavery abzuwaschen wünschen; allein die Glanz-, Geräusch- und Unfug-reichsten, weil heiligsten Tage sind der erste, der mittlere und der letzte.

Tags zuvor, am 14. Oktober, beging man die sogenannte Ajuta Pusei („Werkzeug-Verehrung"), indem ein Jeder vor einem aus Lehm geformten Ganesa seine Werkzeuge für das ganze folgende Jahr weihete. Wir begegneten auf unserm allabendlichen Spaziergange einer ganzen Reihe von Leuten, die junge Bananenbäume, mit der Wurzel ausgegraben, zur Errichtung einer Art von Laubhütten für das morgende Fest auf den Schultern trugen.

Gegen 11 Uhr am folgenden Tage begaben wir uns auf das Postbüreau von Mayaveram, um dort, von einer Plattform desselben, dem heiligsten Acte des Badefestes zuzusehen. Der Weg dahin führt links von dem Thorwege des Missions-Gehöftes, zum Theil unter

hohen Banianen hin. Mit Gold- und Silberpapier reich verzierte Götzen; Gruppen von Menschen mit Glocken, Schellen und Trommeln; Verkäufer von Früchten und Zuckerrohr, Kuchenbäcker u. s. w. bildeten zu beiden Seiten der Straße förmliche Spaliere, und dazwischen wogte die entzückte Menge, die, je mehr wir uns auf einem links abbiegenden Wege dem Cavery näherten, um so dichter wurde, bis sie sich in Einen Knäuel zusammenpreßte. Wir waren froh als wir unsre Plattform sicher erreicht hatten. Von da herab konnten wir sowohl die heilige Badestelle vollkommen übersehen, als auch einen Blick in die große Halle werfen, wo die mit Silber und Gold überladnen Götzen paradirten. Von einer Laubhütte dicht am Ufer liefen Guirlanden nach der entgegengesetzten Seite des Flusses, grade über das steinerne Postament in der Mitte des Cavery hin, wo der Rischabha, d. i. der heil. Stier, — sonst von Stein, jetzt von Silber, aber in verkleinerter Form, — thronte. Rings umher saßen, zum Theil auf runden Ständern mitten im Wasser, geldgierige Brahminen, die, von großen Schirmen überschattet, grüne Kusa-Halme und gelbliches Atsathei (ausgehülste, und mit Saffran gefärbte Reiskörner zu heilgem Anstrich) an die heilsbegierigen Seelen gegen Geld und Früchte verkauften.

Das war ein Leben. Unter der Menschenmenge, die von beiden Seiten des Ufers her sich zum Bade anschickte, machten sich die Aschebeschmierten Büßer besonders bemerklich. Auch der Groß-Tambiran[108] von Dharmapuram, mit dicht und lang herabhängendem Haar, eilte herbei; nur sein Kopf hatte ein ascetisches Ansehn; sein Fleisch ruhete behaglich in rothgepolsterter Sänfte, und selbst über den Ascetenkopf wölbte sich, getragen von einem Beiläufer, ein mächtiger Schirm. Der geistlichen Größe folgte eine weltliche, der Tassildar; Polizeisoldaten gingen vor ihm her und bahnten ihm eine Straße durch den Fluß, der von Menschenköpfen wie besäet war. Hinterher schritt ein

prächtig geputzter Elephant. Die Badenden hielten ihm Geld hin; er reichte es seinem Führer mit dem Rüssel rückwärts hinauf. Nun standen die Leute mit gefaltenen Händen vor dem h. Thiere, begierig das Wasser aufzufangen, das es mit seinem Rüssel auf sie spritzen würde. Selbst an seinem Schweife machten sie sich, ich weiß nicht was, zu schaffen.

Endlich war der Hauptmoment gekommen. Becken, Schalmeien und Trommeln ließen sich vernehmen; die heilige Procession setzte sich in Bewegung. Voran schritten die Spielleute und die Tänzerinnen; Einer trug ein Gefäß mit heiligem Feuer hinterher; zuletzt kam der Götze, wenn ich nicht irre, ein Dreizack mit dem Bilde des Sani (Saturn) daran. Als dieser mitten im Flusse eingetaucht und somit die Fluth zum Bade geheiligt wurde, bespritzte sich Alles was Hände hatte und jauchzte der gegenwärtigen Gottheit entgegen. In der großen Halle am Ufer war es unterdessen immer lebendiger geworden; die Götter lustwandelten darunter hin: Fahnen flatterten, Instrumente ertönten, Mädchen tanzten, Weihrauchsdämpfe wallten, Opferflammen spielten. Nachher machte der Elephant zu mehren Malen die Runde, einen Wedel im Rüssel rechts und links schwenkend. Wie andächtig Alles auf ihn blickte; wie ehrfurchtsvoll Alles ihn anrührte! Zuletzt wurden die Götter, die sich an dem heiligen Schauspiele sattsam geweidet hatten, in ihre zeitweilige Behausung ganz in der Nähe zurückgeleitet.

Ich will und darf meine Leser mit der Beschreibung all des Hokuspokus nicht ermüden, der während der langen Festzeit in Mayaveram von Volk und Priestern getrieben wurde. Wir zogen uns meist in unsere Klause zurück; auch dort freilich erreichten unser Ohr die donnernden Geschütze. Nur einmal noch — kurz vor dem Ende des Festes — begab ich mich mit Herrn Ochs an den Hauptbadeplatz. Einer der Brahminen, die dort mit heiligen Waaren handelten, ließ mich das

heilige Gras etwas näher beſehen; er nahm es zu dem Zwecke ſeinem Nachbar mit Gewalt weg; wir durften es aber nicht berühren, ſonſt wäre es ja entweihet und für den Verkauf unbrauchbar gemacht worden. Ein Dritter bemerkte, für Geld ſtände es auch uns feil. Wenn Einer, der baden wollte, ſich das nöthige Gras gekauft hatte, ſo kauerten Käufer und Verkäufer neben einander hin; der letztere ſprach ein paar Sanſcritworte darüber, (ich verſtand Dharma, Artha, Kavery), einzeln, langſam, geheimnißvoll, während der erſtere ſeinen Schatz feſt in der Hand hielt. Sodann hieß es: „Nun kannſt du ein heilſames Bad nehmen.“ Der eine Prieſter vermochte, weil wir dabei ſtanden, ſich des Lachens nicht zu erwehren, und als ich ihn frug, ob er ſelber wiſſe was er da hermurmelte, ſo antwortete er ganz naiv: O nein! Der andächtige Schüler aber ließ ſich dadurch nicht ſtören; es ſteigerte wohl gar ſeine Ehrfurcht vor der geheimnißvollen Formel.

Auf dem Nachhauſewege ſahen wir vor dem Hauſe des Taſſildars eine Horde Muſiker und Mimiker mit den verzwickteſten Vagabondengeſichtern lagern. Wir traten auch in eine engliſche Schule ein, die von einem Eingebornen gehalten wurde. „Wo haſt du dein Engliſch gelernt?“ In Travancore. „Bei wem?“ Bei Dem und Dem; er bekommt monatlich 300 Rup. vom Radja.“ Immer und immer Rupi's! Steht eine Gruppe von Männern irgendwo in andächtigem Geſpräch zuſammen, um dieſen edlen Gegenſtand wird es ſich meiſt drehen. Die Frauen dagegen ſchreien ſich wohl auch auf der Straße an: „Was für Kari haſt du heute gegeſſen?“ Immer und immer Kari!

Eines Nachmittags beſuchten wir den Bazar, den wir meiſt mit unechtem Schmuck und ſehr ſchönen Meſſingwaaren gefüllt fanden. Wir kauften eine Schnur Corallen für neun Pfennige. In einer Straße nahe bei der großen Pagode kamen wir vor zwei ungeheuren Götzenwagen vorbei. Eine große Volksmaſſe hatte ſich davor geſammelt. Kaum wurden ſie unſer anſichtig, ſo nahmen ſie eine betende

Stellung an und erhoben ein fanatiſches Geſchrei; es wäre beinah zu Steinwürfen gekommen. Wie ganz anders, als wir am folgenden Nachmittag neben dem engliſchen Collector hergingen, um einen der Götzenwagen von vielen hundert Händen ziehen zu ſehen; da wichen die empörten Wogen der Menſchenfluth zu beiden Seiten wie von einem Zauberſchlage zurück. Ein Jahr vorher hatten ſich ſo wenig Hände gefunden, daß die Brahminen, denen um ihres eignen Credites willen Alles daran liegen mußte, daß die Proceſſion nicht gar ſtecken bliebe, ſich auch ſelbſt vorſpannten; in dieſem Jahre hatten die Miriſtars oder Gutsbeſitzer den lieben Freunden ſo ſauren Schweiß erſpart; ſie hatten eine hinlängliche Anzahl ihrer Pariah-Unterthanen zuſammengetrommelt, die ja, bei weitem ſchlanker als jene, viel weniger ſchwitzen. So leihet das indiſche Junkerthum der verkommenden Hierarchie noch immer ſeinen edlen Arm.

Ich habe bisher nur von den Heiden geſprochen. Wie undankbar! Denn kaum waren wir in Mayaveram eingezogen, ſo hatten uns ſchon einige Muslims ſo in's Herz geſchloſſen, daß ſie uns in unſerm eignen Zimmer mit Guirlanden umwanden. Trinkgeld: ſechszehn gute Groſchen.

Da minder ſtrenge Tamulen, außer Fiſchen und Geflügel, Schafe, Rehe und Haſen zu ſchätzen wiſſen, ſo giebt es neben den muſelmänniſchen auch tamuliſche Fleiſcher. Wollen dieſe mit Muſelmännern Geſchäfte machen, ſo muß ein Muſelmann das betreffende Thier gekehlt haben.

Von Katholiken hätte ich zuerſt reden ſollen: ihre unvollendete Kirche ſtand überdieß ganz in unſrer Nähe. Mayaveram zählt an 300 römiſche Haushaltungen. Die bekannte Spaltung ſcheidet auch die Katholiken von Mayaveram in zwei Lager. Man verheirathet ſich nicht mit einander, und beſucht ſich auch nicht gegenſeitig bei häuslichen Freuden- und Trauer-Feſten.

57631

Die Collector-Familie in Mayaveram war eine gar gemüthliche; die Dame hatte in Deutschland gelebt und mit der deutschen Sprache auch die deutsche Art lieb gewonnen. Ihr Gemahl, der von Hause aus wohl keine Schätze hatte, pries sich glücklich, in ihr eine deutsche Hausfrau, „mehrend den Gewinn mit ordnendem Sinn", zu besitzen. „Ich darf meinen Landsmänninnen freilich nicht sagen, daß ich die Wirthschaft verstehe," ließ sie sich einmal gegen uns heraus. Sapienti sat! In ihrem Garten sahen wir eine schöne Ingwerblume mit schilfigen Blättern und wachsartigen rothen und weißen Glocken.

Ein prächtiger Weg führte uns stets zu der etwas entfernten Wohnung des Collectors. Bis zum Bazar zu beiden Seiten riesige Banianen, dann hohe Kokos, unter denen man die Hütten der Eingebornen kaum gewahrte, dann Palmyrapalmen mit Mango's und Oelbäumen. Einmal ließ uns der Collector in einem ganz leichten Wägelchen holen, der von Menschen halb gezogen und halb gestoßen wurde. Wir konnten uns eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, obschon wir uns sagen mußten, daß den Leuten diese Arbeit nicht halb so sauer wurde, als den Palankin-Trägern die ihrige. Ein Polizeisoldat lief laut commandirend neben her und gab dem Wägelchen hie und da einen „officiellen" Stoß. Der Tempelelephant, der uns begegnete, machte eine äußerst verbindliche und dabei fast graciöse Verbeugung. Wir kannten den Herrn. Er kam Abends oft auf den kleinen Bazar dicht am Missionsgehöfte und kaufte dort ohne Geld. Was er zu nehmen beliebte, das reichte er mit dem Rüssel stets seinem Führer hinauf, der es für den Tempel in Empfang nahm.

Nicht weit von der Wohnung des Collectors liegt Dharmapuram mit einem sivaitischen Kloster. Den Groß-Tambiran desselben hatte ich bereits bei dem Badefeste kennen gelernt (S. 98); in das Kloster selbst ließ man mich unter allerlei nichtigem Vorwande nicht hinein. Es gilt nämlich für einen Sitz gewaltiger Siva-Eifrer. Es steht

auch im Rufe der Gelehrſamkeit. Dort widmete ſich, vor etwa zweihundert Jahren, der Verfaſſer des Nithi-Neri-Vilakkam[109], d. i. Sittenweges-Leuchte, ewiger Eheloſigkeit. Dort lebte auch, ſchon in dieſem Jahrhundert, Veittia-Natha-Pandaram, der gegen die Nannul, als von einem Buddhiſten verfaßt, Feuer und Flammen ſprühte. Jetzt ſollen nur etwa zehn Inſaſſen des Kloſters zu Dharmapuram ſich mit Studien befaſſen.

Ein anderes Kloſter[110], nicht gar fern von Mayaveram, ſteht auch im wiſſenſchaftlichen Rufe. Tiruwaduturei zeichnete ſich früher hauptſächlich im Fache der Philologie aus. Von einem der heutigen Tambirans las ich in einer tamuliſchen Zeitung folgendes Lob: „Fragt man, wer dichtet heut zu Tage im Tamuliſchen ſo fein, daß die Sanſcrit- und Tamul-Gelehrten zugleich das Haupt beifällig bewegen? ſo iſt die Antwort: Tandavaraja Tambiran, der Gelehrte des Tiruwaduturei-Collegiums.“

Tiruwaduturei („Heilige Schaafs-Furt“) iſt, drei bis vier Stunden weſtlich von Mayaveram, an der Straße nach Combaconum gelegen. Dicht daneben befindet ſich das Ruhehaus zu Tiruvalangkadu („Wald des h. Innern“), etwas abſeits vom Wege an einem Lotusüberwucherten Teiche unter prächtigen Bäumen. Dorthin begaben wir uns eines Tages, um das berühmte Kloſter zu beſuchen. Wir traten in den ummauerten Raum der dazu gehörigen Pagode. Banianen, auf der Erde krumm hinliegend, überſchatteten ihn theilweiſe. Vor der Behauſung des heil. Stiers in coloſſaler Geſtalt ſah ich zwei kleine Standbilder angelehnt, die mir mit ihren zuſammengelegten und erhobnen Händen faſt buddhiſtiſch vorkamen. Sie ſtanden offenbar nicht an ihrem urſprünglichen Platze; auch wußten die Leute im Tempel nichts Rechts aus ihnen zu machen; man nannte ſie „Könige.“

Wir geriethen bald an die verheiratheten Kloſterbrüder mit recht fetten Bäuchen und gemeinen Geſichtern. „Was treibt ihr hier?“

Antwort: „Wir putzen uns die Zähne, baden, eſſen Reis — und verrichten heilige Ceremonien.“ Plötzlich erſchien Einer der Tambirans: tiefes und tiefſtes Schweigen. Ohne uns der geringſten Beachtung zu würdigen, ſchritt der Heilige ſtolz an uns vorüber. Vor dem Tempel warf er ſich nieder und verrichtete das ſogenannte Aſchtangam'''; dann betrat er feierlich das eigentliche Heiligthum. Zuletzt machte er die Runde aller heiligen Orte im ganzen Tempelraume, jedem die übliche Verehrung zollend.

Das Kloſter ſoll dreißig bis vierzig ſolcher Tambiran's zählen, — alle Sudra's; jedem derſelben ſind drei Diener zugetheilt. Sie bilden eine Art Collegium, das ſich ſelbſt ergänzt. Nur wiſſenſchaftliche Leute werden gewählt; man beſchäftigt ſich aber bloß mit tamuliſcher Literatur.

Die Herren feierten gerade Kurukkel-Puſei, d. i. das Feſt der (verſtorbnen) Lehrer. Heute fand jeder Sudra, der die heilige Aſche an die Stirn nimmt, in dem reichen Kloſter offne Tafel. Wir ſahen Nachmittags einige Hundert, die dort geſpeiſt hatten, heimſtrömen. Einige hatten ſich die Bäuche kugelrund gegeſſen; Andere nahmen in großen Bananenblättern Reis und Gemüſe-Kari mit nach Hauſe; auf allen Geſichtern lag volle Befriedigung ausgegoſſen. Einer erhob faſt einen Aufruhr, als wir das Kloſter zu betreten Miene machten. „Die Tambirans ſprechen nicht mit euch; die Tambirans ſprechen nicht mit euch!“ Er hatte Recht, denn mit einem Sudra, der auf ſelbſterworbne Heiligkeit Anſpruch macht, iſt viel ſchwerer auszukommen, als mit dem gewöhnlichen Brahminen, dem die Heiligkeit bei der Geburt in den Schooß fällt.

Der Monſum ließ in jenem Jahre außerordentlich lange auf ſich warten. Mitte Oktober war dem Kalender nach ſeine Ankunft fällig; erſt Ende November traf er ein, verwandelte dann aber auch wie im Nu unſern Garten in einen See. Er zahlte mit Zinſen. Die Fröſche

ließen ihre Freude am lautesten werden, so laut daß man sich entweder ärgern oder lachen mußte. Die schwebenden Geier freueten sich „ganz und ungetheilt" der hüpfenden Brüderschaft; sie nahmen manchen der lustigsten Concertsänger mit sich in die freien Lüfte.

Ich schließe meinen Bericht über Mayaveram mit einem Briefe von dort her, datirt den sechsten December 1850:

„Sobald der Monsum nicht mehr gerade mit Strömen gießt und die Landstraßen wieder gangbar werden, wollen wir, uns aus unsrer Arche hinauswagend, aufs Neue den Wanderstab ergreifen und das Land der Tamulen der Länge nach durchziehen, auf jedem bedeutenden Missionsposten eine Zeit lang verweilend.

— So eben wurde ich von einem hohen Besuche unterbrochen. Der neue Tassildar mit seinem bunten polizei-militairischen Gefolge stellte sich vor, — vielleicht weil er mich gestern Abend in dem Wagen des englischen Collectors hatte ausfahren sehen. Die eingebornen Beamten, die einen englischen Collector als den Nadja des Distrikts oder der Provinz umgeben, merken auf Nichts so genau, als wohin ihr europäischer Oberer die Augen seiner Gunst wendet; und wohin denn das auch treffen mag, da beten sie an, sei nun der Gegenstand der herrschaftlichen Gunst ein Pariah oder ein „zweigeborner" Brahmine, ein Christ oder ein Muselmann, ihr persönlicher Freund, oder aber ihr Todfeind. Dies nur als ein Beispiel des Hinducharakters im Allgemeinen.

Indien ist auch darin ein eigenthümliches Land, daß es sich nicht sobald gibt, wie es ist. Es wechselt, wie das Chamäleon, das da über den Weg schlüpft, seine Farben, und was einen Augenblick zuvor goldgrün erschien, das sieht vielleicht schon im nächsten Augenblicke so grau wie Asche aus. Es ist das Land der Maja oder des „Scheines." Daher die widersprechendsten Berichte darüber von sonst ehrenhaften Berichterstattern. Es gibt einmal Leute, die Schein von

Wahrheit zu unterſcheiden durchaus nicht im Stande ſind. Daher aber auch die ſtete Gefahr, aus einem Aeußerſten in das andere zu gerathen, ſelbſt für die unbefangenſten und geübteſten Beobachter. Zuletzt wird es ſich dann doch wohl finden, daß ſowohl das Goldgrün als das Aſchgrau eben nur der äußere Firniß, und daß des Chamäleons Kern ein ganz anderer iſt.

Ich habe, ehe ich Trankebar verließ, ſo ziemlich ſämmtliche Dörfer beſucht, in die unſere Chriſten zerſtreut ſind. Zu einigen konnte ich des Waſſers wegen nicht gelangen, das, aus dem übervollen Cavery in die tauſend und aber tauſend Kanäle einſtrömend, die kühlere Jahreszeit einleitet. Beſonders zogen mich die neugeſammelten Gemeinden zu Tirumenjanam und Pudenur an. Sie beſuchte ich daher zuerſt und am öfterſten, die erſtere wenigſtens. (S. 34. 35.) Ich hatte von lieblichem und erquicklichem Weſen wenig erwartet, da ich wohl wußte daß faſt ſämmtliche Glieder einer Volksklaſſe entſtammen, die, eine der allerverkümmertſten, um äußern Vortheils willen ſich in Alles zu ſchicken im Stande iſt. Dennoch hat es mich aufs Tiefſte erſchüttert, als ich nun die armen verkommnen, ungeſchlachten Weſen in der netten Kirche am Boden kauern ſah. O daß ſich der treue Hirte über dieſe allerärmſten Schafe ſeiner Weide erbarmen, und was etwa im Fleiſche von ihnen ſelbſt angefangen war, im Geiſte vollenden möchte! Die Hauptſache freilich wird wohl in den meiſten Fällen das nachwachſende Geſchlecht bleiben.

Was die alten Gemeinden anlangt, ſo iſt bei ihnen in Folge langer Vernachläſſigung natürlich nur ſehr wenig lebendiges Chriſtenthum zu erwarten. Doch macht ihre beſſere Stellung im bürgerlichen Leben die geiſtlichen Mängel minder fühlbar, und dazu zeigen ſich deutlich Spuren eines beſſeren Geiſtes im Ganzen und im Einzelnen, — freilich nur als einzelne Lichtſchimmer. Noch fehlt bei ihnen viel zu einer „Stadt auf dem Berge", die in die heidniſche Finſterniß

hineinleuchte. Doch der Herr sieht ins Verborgene. Vielleicht daß Er, der Augen hat wie Feuerflammen, in den alten sowohl als in den neuen Gemeinden auch da Licht sehet, wo wir nichts als Finsterniß erblicken.

Es liegt mir ganz besonders daran, den Zustand der Gemeinden in den Heidenländern nicht irgendwie in's Goldfarbene zu malen. Es geschieht das leider häufig genug, und zwar abgesehen davon daß die Wahrheit an und für sich ein Segen ist, zu großem Schaden der Missionssache und der Personen, die in der Missionssache betheiligt sind. O daß doch alle unsere deutschen Missionsblätter recht nüchtern werden wollten! Was hilft alle Schminke! Sie wird doch zuletzt heruntergewaschen werden, wenn die Wahrheit wie ein Platzregen darüber kammt. Ich scheue mich wahrlich nicht, es unumwunden auszusprechen, daß es leider Missionsblätter gibt, die nun, nachdem ich mehrere Missionen an Ort und Stelle mit eigenen Augen gesehen, zu lesen es mich doppelt anwidert. Der Wahrheit allenthalben die Ehre! Warum nicht auch in der Missionssache, der Sache der Wahrheit? Ich habe selbst Missionare über das geschminkte Wesen so vieler heimathlichen Missionsberichte seufzen hören.

Es wird Ihnen gewiß nicht uninteressant sein, zu hören wie ich nun hier in Mayaveram meine Zeit hinbringe. Ich will Ihnen beispielsweise einen Tag beschreiben. Sobald ich am Morgen des Schlafes, der hier in Indien nicht so erquickend ist, als in Europa, Herr geworden (etwa 5½ Uhr), müssen die vom tropischen Klima trägen Beine hinaus in's Freie; durch diese zuerst fast nur mechanische Bewegung kommt dann allmählig auch der vom Klima ebenfalls hart gedrückte Geist zu voller Besinnung und stimmt mit ein in den Lobgesang der großartigen und reichbelebten indischen Natur. Die Palmen mit ihren schwanken, federartigen Zweigen lispeln in dem erfrischenden Hauche des Morgens, und die riesigen Bambusgruppen

mit ihren sich an einander rüttelnden Schäften knarren. Ringsum das üppigste Grün in allen Schattirungen, und dieses wiederum belebt von buntfarbigen Vögeln aller Art, von denen einige lieblich zwitschern, andere heiser krächzen. Aber bald steigt die Sonne herauf, die bekanntlich hier fast immer zu gleicher Zeit auf- und untergeht, und man flüchtet sich rasch vor ihr, vor deren durchdringenden Strahlen man hier kaum im dichtesten Grün „verborgen" bleibt. Um 7 Uhr ruft ein helles Glöckchen nicht weit vom Eingange des Missionsgehöftes zur Tamul-Morgenandacht. Eine lange Allee von Kokospalmen führt von unserm Häuschen, ziemlich am Ende des Gehöftes, bis zu dem großen Missionshause, das Herr Ochs bewohnt, und von da ein anderer Gang aus Bu-Arasu-Bäumen mit gelben und rothen Tulpen zur kleinen Kapelle. Dennoch bedarf es, trotz der Frühe und des Schattens, eines Schirmes.

Darauf bereite ich mich (wöchentlich dreimal) auf die tamulische Bibelstunde vor, die ich seit zwei Monaten den Waisenkindern hier im Hause gebe. Um neun Uhr finden sie sich in der Verandah ein, und lassen sich um mich her auf dem Boden nieder. Dem Herrn sei Lob und Dank, der das Band meiner Zunge so weit gelöst hat, daß ich neben dieser tamulischen Schulmeisterei schon vor sechs Wochen tamulisch zu predigen habe anfangen können. Dabei habe ich recht gemerkt, wie sehr die Eingebornen das Gleichniß lieben.

Um zehn Uhr kommt dann Herr Ochs, dem ich im Sanscrit Unterricht ertheile und der mit mir Tamulisch liest. Um zwölf Uhr ist ein Stündchen Pause, und daran schließt sich dann das einfache Mittagsessen. Nach Tische lese ich ein halbes Stündchen Hindostani und excerpire dann allerlei, was sich auf indische Dinge und Verhältnisse bezieht, bis gegen drei Uhr. Dann kommt der Katechet, mit dem ich mich, hauptsächlich zur Uebung im Tamulisch-Reden, eine gute Stunde über Missionssachen nicht blos, sondern auch, und zwar hauptsächlich, über

das indiſche Volksleben, insbeſondere die Kaſtenverhältniſſe, unterhalte. Es iſt von ſolch einem Katecheten erſtaunlich wenig herauszubringen; man muß die Sache von zehn Seiten anfaſſen und kreuz und quer fragen, und zuletzt findet man doch nur Ein Körnlein unter einer ganzen Hand voll Spreu. Ueber die eigne Kaſte hinaus reicht ſelten die Kenntniß eines Hindu's weit, wenigſtens wo es auf Gründlichkeit abgeſehen iſt. Nachdem der Katechet hinweggegangen, ſtudire ich gewöhnlich noch eine Stunde Hochtamul und gehe dann an Tagen, wo Geſundheit und Wetter es erlauben (jetzt in der vollen Regenzeit iſt natürlich daran gar nicht zu denken), mit Herrn Ochs hinaus, um ihn den Heiden predigen zu hören. Es dauert dann nicht lange, ſo ſammelt ſich eine ziemliche Schaar; denn die Hindu's ſind, wie die Athener, „auf nichts anders gerichtet, denn etwas Neues zu ſagen oder zu hören."

Anfangs Januar werden wir, will's Gott, unſre Reiſe in den Süden antreten. Es wird uns ſchwer werden, das Häuslein zu verlaſſen, wo wir ſeit ſo langer Zeit zum erſten Male wieder eines eigenen Heerdes uns erfreuen durften. Doch es kann ja nicht anders ſein, wenn ich den Zweck meiner Reiſe erreichen will. Trankebar und Mayaveram ſind nicht das tamuliſche Volk.

Ich trage zwar mein Leben fortwährend in Händen; doch habe ich durch Den, der in den Schwachen mächtig iſt, bis hieher die Oberhand behalten über alles Ungemach, Trübſal und Kränklichkeit, will mich auch mit Gottes Hilfe fort und fort tapfer wehren gegen alle trübeſtimmenden Einflüſſe indiſcher Natur und Verhältniſſe. Ich habe mich ja, ſeitdem ich Indien betreten habe, nur ausnahmsweiſe dann und wann einmal ganz wohl gefühlt. Der Herr aber ſei gelobt, der mir trotzdem die erforderliche Kraft zu allen den Studien, ohne die ich den Zweck meiner Reiſe nur theilweiſe erreichen könnte, ſo wie zu den nöthigen Wanderungen in ſo reichem Maße geſchenkt hat, daß ich

mich ſelbſt darüber wundern muß, wenn ich meinen angegriffenen Geſundheitszuſtand ins Auge faſſe.

Unter den herzlichſten Grüßen an Alle, die unſrer in Liebe gedenken, befehle ich Sie alleſammt unſerm treuen Bundesgotte, der ſowol des abgefallnen Deutſchlands, als des abgöttiſchen Indiens Gott iſt."

II.

Die Tamulen.

Land und Volk im Allgemeinen.

„Waſſer von oben, Waſſer von unten, anſchließende Berge, dorther kommendes Waſſer und eine gute Königsburg, — das iſt ein wohlgegliedertes Land.“ Mit dieſen Worten ſchildert der tamuliſche Dichter-König, Tiruvalluver, da wo er von einem Lande wie es ſein ſoll redet, ſo recht das Tamulenland ſelbſt.[112] Wo es nicht vom Meere umgeben iſt, wird es von Gebirgsmaſſen umwallt, die nur an der nördlichen Grenze, welche von den alten tamuliſchen Schriftſtellern bei Tripetty[113] angenommen wird, einen ebnen Eingang, im Weſten bei Coimbatur einen noch ſchmalern Durchgang, und an der Südſeite bei Cap Comorin gar nur ein paar Engpäſſe[114] offen laſſen. Von dieſen Gebirgsſchanzen aber ergießen ſich ſechs Hauptſtröme mit unzähligen Nebenflüſſen und -Flüßchen in das tamuliſche Tiefland, und vier derſelben, die ihre Quellen in den Weſt-Ghats haben, — Cavery, Veicharu, Veiparu und Tamraparni — bringen zu dem „Waſſer von oben,“ das gegen Ende des Jahres das Land überfluthet, um Mitte des Jahres einen Theil von dem reichen Segen des Weſt-Monſums, der ſich im Mai über die gegenüberliegende Küſte zu entladen anfängt. So iſt denn das Tamulenland, dem es überdieß auch nicht an Brunnen „von unten“ fehlt, ein von der Natur im Allgemeinen hoch geſegnetes Land. Leider nur bewährt ſich hier allzuſehr das andere Wort des Dichters: „Wenn auch ein Land mit dem allen ausgeſtattet iſt, es hat doch keinen Gewinn, wenn es nicht

auch mit einem Könige ausgestattet ist.“ Denn diejenigen, die etwa noch in den verfallenen alten „Königsburgen“ wohnen, sind erbärmliche Schattenkönige, und die ihnen das Scepter entwunden, abgelistet oder abgekauft haben, sehen das Land meist nicht mit königlichen, sondern mit kaufmännischen Augen an. O was mag das schöne Tamulenland gewesen sein, als es noch minder entartete angestammte Völkerhirten hatte, die das Wohl des Landes als ihr Wohl und das Wehe des Volkes als ihr Wehe fühlten. Und was könnte es erst werden, wenn einmal ein einheimisches christliches Scepter über eine christliche Bevölkerung waltete. Das Land ist jedenfalls, auch nur von dieser Seite betrachtet, der besten Missionsanstrengungen werth. Welcher Christ kann es ansehen, ohne bei sich zu seufzen: „Ach daß du wüßtest, was zu deinem Frieden dienet.“ Aber wann wird die Zeit kommen, wo die stolzen Pagoden ihre Steine zu christlichen Kirchen hergeben müssen und die reichen Tempelgüter dem Reiche Gottes dienstbar werden!

Natürlich nicht das ganze Tamulenland ist gleich gesegnet. Es hat auch Gebiete, die sich nicht des gepriesnen „Zwei-Wassers“ (irupunalum) erfreuen — wie das Land um den Ponnaru und um den Palaru, jene beiden Flüsse, die nicht von den West-Ghats gespeist werden —, und dazu Küstenstriche und ungeklärte Waldstrecken mitten im Lande. Allein dem Wassermangel der erstgenannten Gebiete haben bis zu einem gewissen Grade die alten Hindukönige durch Teiche und Seen vielfach abgeholfen, und was die sandigen Küstenstriche anlangt, so kommt es eben nur darauf an, Hand anzulegen und der sandige Salzboden bedeckt sich mit üppigen Kokos- und Palmyrahainen, und giebt so aus seinen scheinbar armseligen Mitteln die edelsten Erzeugnisse, deren die Zeugungskraft der Erde nur fähig ist. Die Djangelstrecken endlich leisten zum Theil als Wald dem Lande unentbehrliche Dienste, zum Theil würden auch sie der menschlichen

Betriebſamkeit weichen und ſich in mehr oder minder ergiebige Fruchtgärten und Saatfelder umgeſtalten laſſen. Iſt doch ein ſehr großer Theil des Landes einſt Walddickicht geweſen, wie es in der Natur der Dinge ſelber liegt und von den vielen auf „Kadu" d. i. „Djangel" ausgehenden Ortsnamen ausdrücklich bezeugt wird.[116] Was ſich namentlich aus den wüſten Sandſtrichen am Meere machen laſſe, das haben im äußerſten Süden des Tamulenlandes die aus Ceylon herüber gekommenen Schanar's oder Palmbauer zur Genüge gezeigt, denen die alten Pandya-Könige von Madura den wüſten Landſtrich am Meere bei Manadu ſchenkten. (Th. III, 236.)

Ich will meine Leſer nun in den verſchiedenen Diſtrikten des Tamulenlandes umherführen und dabei die politiſche Eintheilung der Gegenwart zu Grunde legen, indem ſich ſonſt die officiellen Angaben über Land und Volk, die natürlicher Weiſe alle derſelben folgen, nicht recht gebrauchen laſſen.

Ich beginne mit dem Tanjore-Diſtrikt, und das um ſo natürlicher, als unſere eigenen Miſſionen darin ihren Mittelpunkt haben. Der Tanjore-Diſtrikt iſt das eigentliche Herz des Tamulenlandes. Der von den Waſſern des Weſt- und Oſt-Monſums zweimal jährlich ſich füllende Cavery bildet hier mit ſeinen vielen Nebenarmen ein gewaltiges Delta, deſſen Netz etwa die Hälfte des ganzen Diſtrikts von 8625 engl. Quadratmeilen umſpannt. Tauſende von Kanälen, das Delta von allen Seiten durchädernd, führen den Waſſerſegen allenthalben hin und machen das Land zur Vorrathskammer der ganzen Madras-Präſidentſchaft. Daher ſchon in alter Zeit der Name „Waſſer-Land."[117] Im Monat Januar namentlich, nachdem der Nord-Oſt-Monſum ſeine Fluthen ausgegoſſen hat, entfaltet das Land ſeine ganze Fülle; der üppige Schmuck, den es dann anlegt, blendet das Auge. Nichts als grüne Reisfelder und ſchmucke Baumgruppen; kein Winkelchen unbebaut. Die 6025 Ortſchaften liegen romantiſch

darüber hingeſtreut und zwar ſo im Grün verſteckt, daß nur die ragenden Pagoden ſie aus der Ferne verrathen. Das Land iſt nämlich von alter Zeit her mit Pagoden, Tempeln und Tempelchen wie überſäet, und zahlreiche Ruhehäuſer an den Hauptſtraßen bezeugen den lebendigſten Verkehr. Die beiden wichtigſten Städte ſind Tanjore und Nagapatnam, welches letztere den Handelsverkehr mit Ceylon vermittelt. Baumwolle und Seidenmanufakturen blühen neben dem Ackerbau, der Hauptbeſchäftigung der Einwohner. In Manargudi, mittewegs zwiſchen Tanjore und Nagapatnam; in Kornadu[110] bei Mayaveram; ferner in Combaconum, mittewegs zwiſchen Mayaveram und Tanjore, ſind zahlreiche Weberfamilien, deren mehrere, in Kornadu wenigſtens, ein bedeutendes Vermögen erworben haben. Obſchon in Tanjore ſelbſt die prächtigſte Pagode vielleicht ganz Indiens prangt und das ganze Gebiet dermaßen mit Tempeln überladen iſt, daß das einzige Combaconum allein an vierundzwanzig zählt, ſo ſind doch römiſche Katholiken und Proteſtanten von jeher auf das Freiſinnigſte geduldet worden. In dieſem Diſtrikt ſchlug die lutheriſche Kirche vor 150 Jahren ihre erſten Miſſionspoſten auf.

Ich führe meine Leſer auf der ſchönen ſchattigen Landſtraße von Trankebar, das ja ſeit der Uebergabe an die Engländer auch zum Tanjore-Diſtrikt geſchlagen worden, über Mayaveram, Combaconum und Tanjore nach der Hauptſtadt des Tritſchinopoli-Diſtrikts, — Tritſchinopoli mit ſeinen 74,000 Einwohnern, die Truppen ungerechnet. Da die nördlichen und weſtlichen Hauptſtraßen dort zuſammentreffen, und die ſüdlichen Straßen von da alle ſich ausäſten, ſo iſt dieſe Stadt nicht blos zu einem Waarenſpeicher, ſondern auch zu einem militäriſchen Wachtpoſten ſehr geeignet. Man hat daher die Haupt-Militärſtation dorthin verlegt und dadurch einem Theile der Stadt ein ziemlich europäiſches Anſehen gegeben. Von dem auf einem einſamen Felſen liegenden Fort aus genießt man eine prächtige Ausſicht

über die weitgedehnte Stadt und ihre nächsten Umgebungen, die ebenfalls von dem Segen des Cavery und des Colerun, dem Nordarm desſelben, triefen. Dort ganz nahe prangt das ſchmucke Eiland Srirangam, das durch die Spaltung des Cavery in zwei Arme, den eigentlichen Cavery und den Colerun, gebildet wird, mit ſeiner Pagodenſtadt, in deren Mitte der Gott ſeinen vergoldeten Palaſt hat. Aber dicht unten im Fort ſelbſt liegt die beſcheidene Wohnung des alten Vaters Schwarz, der zu ſeiner Zeit an den ſtolzen Pagoden wacker gerüttelt hat.

Wir verlaſſen den Tritſchinopoli-Diſtrikt mit ſeinen 2,353 Ortſchaften und 654,780 Einwohnern, die ſich, außer vom Ackerbau, von Manufakturen, hauptſächlich in baumwollenen Hauszeugen, Indigo, Cigarren und Juwelen, nähren, und den theils bewohnten, meiſt aber mit Djangel überwucherten luftigen Terriurbergen im Norden Tritſchinopoli's den Rücken kehrend, eilen wir auf der großen, meiſt von gewaltigen Banianen überwölbten Heerſtraße nach dem alterthumsreichen Madura, das wir im Ochſenwagen, dem vortheilhafteſten Fuhrwerk im Tamulenlande, in etwa fünf Tagen erreichen.

Nun, hier ſtehen wir auf altclaſſiſchem Boden, — in der Hauptſtadt der alten Pandya-Könige, deren ſchon Ptolemäus gedenkt, in dem Vaterlande der tamuliſchen Literatur, in dem heiligen Lande des Südens. Von Madura aus führt die Pilgerſtraße in ſüdöſtlicher Richtung nach dem berühmten Eiland Rameſſeram, das als heiliger Wallfahrtsort neben Benares genannt wird. Jene ſandige Erdſcholle iſt das Paradies der ſüdlichen Brahminen. Der Boden des ziemlich ausgedehnten Madura-Diſtrikts mit ſeinen 1,015 Ortſchaften und 1,306,725 Einwohnern hat ein ſehr ungleiches Anſehn. Im Süden und Oſten eine große Ebene, wovon ein großer Theil unergiebiger Sandboden iſt, im Norden und Oſten theils lang gezogene und zuſammenhängende Bergketten, theils Hügel und verein-

zelte luftige Felſen, — das iſt der allgemeine Charakter des Landes. Mitten aber in dieſen Gebirgszügen, den Pylney-Bergen, ſtreckt ſich das überaus fruchtbare Thal von Dindigal hin. Die Bevölkerung vertheilt ſich ſo, daß auf 76 Sudras, als die Mittelklaſſe, 3 Brahminen, 16 Pariahs oder Paller und 5 Muhamedaner kommen. Die Katholiken, die hier am dichteſten geſäet ſind, bilden etwa den vierzigſten Theil der Bevölkerung. Ungefähr ein Achtel der Geſammtbevölkerung beſchäftigt ſich mit der Bebauung des Landes, das in den Händen der Brahminen und Sudras iſt; die Paller müſſen als eine Art Leibeigene ihren Schweiß dazu hergeben. Die letztern ausgenommen, haſcht alles nach einem Dienſt oder Dienſtchen. Der Pariah zieht dem ſauren Laſtträgergeſchäft die Bedientenſtelle bei einem Europäer vor. Der Muhamedaner, der hier ſein Hindoſtani meiſt vergeſſen hat, bringt es ſelten über den Polizeiſoldatenſtab hinaus; auch die Sudras nehmen allenfalls damit vorlieb. Die wichtigſten öffentlichen Aemter ſind in den Händen der Brahminen, die, obgleich meiſt wohlhabend und unabhängig, doch um einen geringen Gehalt ihre Freiheit verkaufen und ſich nach der Schreiberſtube drängen, als handelte es ſich um eine Miniſterſtelle. Uebrigens ſind die Brahminen dieſes Diſtriktes, der ja vor Alters eine Akademie und einen Auguſtus hatte, meiſt wohl bewandert in der Tamul-, Telugu- und Mahratta-Literatur, und oft des Hindoſtani mächtig.

Von Madura, dem Hauptplatz der nordamerikaniſchen Miſſion, wenden wir uns in gerader Richtung ſüdlich nach Tinnevelly, wo die beiden engliſchen Schweſtergeſellſchaften zum Theil das ernten, was unſere Väter und überhaupt deutſche Miſſionare geſäet haben. Eine große, mit kleinen Hügeln durchſetzte, ein wenig wellenförmige Ebene, die durch dicht bewaldete ſchwer zugängliche Gebirgsmaſſen von dem Küſtenlande Travancore auf der Weſtſeite ſo vollſtändig abgeſchloſſen wird, daß, während es dort in geringer Entfernung ſtürmt und

gießt, hier der Boden unter dem versengenden Sonnenstrahl und den heißen Westwinden verdorrt und verlechzt! Der nördliche Theil des Distriktes bringt trockene Saat, Reis und Baumwolle in Menge hervor, und die reichen Viehweiden wimmeln von Schaaf- und Kuhheerden. Südlich von Palamcottah aber, einer Militärstation, gegen das äußerste Ende der Halbinsel, wird der Boden sandig und unfruchtbar. Dort gedeihet nur die Palmyrapalme, die von den in Teufelsdienst versunkenen Schanars gebauet wird. Unter den 850,891 Einwohnern sind verhältnißmäßig nur wenig Muhamedaner, aber desto mehr römisch-katholische Christen, die meist Fischersleute sind. Der ganze Küstengürtel von Tuticorin, dem letzten Verbindungshafen zwischen Ceylon und dem Tamulenlande, ist von ihren kleinen armseligen Dörflein besetzt.

Wir haben nun die Südspitze des Tamulenlandes erreicht, von wo ein paar stark befestigte Engpässe in das Travancore-Königreich auf der Westküste führen. Wir kehren daher über Madura nach Dindigal zurück und begeben uns von da westwärts nach Coimbatur, wo uns zur Rechten die majestätischen Nilagiris, zur Linken die Palghatgebirge entgegenragen. Eine im Durchschnitt 900 Fuß über dem Meeresspiegel erhabene Ebene, streckt sich der Coimbatur-Distrikt etwa 110 englische Meilen von Norden nach Süden, und 70 von Osten nach Westen. 800,275 Seelen wohnen in 1581 Ortschaften, darunter sind über 10,000 römische Katholiken und 13,986 Muhamedaner. Die Einwohner erfreuen sich eines verhältnißmäßigen Wohlstandes. Etwa drei Viertel derselben bauen das Land, und die nächst zahlreiche Klasse bilden die Weber. An 14,000 Webstühle sind fort und fort im Gange. Bei der Wohlhäbigkeit des Landes ist es daher kein Wunder, wenn an 2000 Müssiggänger aus dem Betteln ein Gewerbe machen. Ist es doch nach Hindubegriffen ein gleich großes Verdienst zu geben als zu betteln, und ein tamulisches Sprüchwort sagt: „Dem jungen Eich-

hörnchen wird es an Palmyrafrucht nicht fehlen, und dem Kinde der Bettelfrau nicht an Reis.“ Jeder funfzigste Einwohner etwa ist ein Brahmine; auf 400 Einwohner aber kommt durchschnittlich ein Tanzmädchen. In dem ganzen Coimbatur-Distrikt sind übrigens nur zwei Missionare, von der londoner Gesellschaft, stationirt und zwar in Coimbatur selbst.

Wir folgen nun der großen Heerstraße gen Salem, dessen Gebiet wir nach Ueberschreitung des Cavery betreten, der hier seine segensreichen Fluthen von Norden nach Süden wälzt, um sich bald darauf dem Osten zuzuwenden, dort dem geliebten Delta alle seine königlichen Schätze zu spenden und sich als ein armer Bettler zuletzt in das Meer zu stürzen. Da das die große Heerstraße ist, die Salem mit der Gesundheitsstation Utacamund auf den Nilagiris verbindet, so werden wir, falls wir zu Anfang der heißen Jahreszeit von Coimbatur nach Salem reisen, das öffentliche Ruhehaus hie und da mit siechen Engländern gefüllt finden, die, der drückenden Schwüle des heißen Madras und der noch heißern Schreib- oder Geschäftsstube entflohen, sehnsüchtig nach dem ersten Dämmer der „blauen Berge“ ausschauen, von deren hoher Alpenregion sie eine europäische Anfrischung ihrer in der tropischen Sonne verdorrten Kräfte erwarten, — oft aber, in Folge des jähen Wechsels innerhalb weniger Stunden, nur desto früher ins Grab sinken.

Wir erreichen etwa in vier Tagen Salem, wo auch ein Missionar, von der londoner Gesellschaft, arbeitet. Vier Gebirgsgruppen von 5 bis 6000 Fuß Höhe, und außerdem noch manche einzelne Hügel durchziehen das Land nach allen Richtungen und beschenken es mit kostbaren Zimmerholzern, dem unverwüstlichen Teak, dem wohlriechenden Sandel und dem geschätzten Ebenholz. So ist denn ein Fünftel des ganzen Distriktes Hügelland und nur etwa ein Viertel des gesammten Flächenraumes wird bebaut. Die Hälfte der Bevöl-

kerung widmet sich dem Ackerbaue; von der andern Hälfte sind sehr viele Handwerker. Salem nämlich erfreut sich eines bedeutenden Handels in Eisen- und Stahlwaaren; die Zeuge aber, die hier verfertigt werden, gehen bis nach Westindien und Amerika.

Wir nehmen ungern Abschied von den luftigen Shervaroy-Bergen, die, dicht bei Salem aufsteigend, der europäischen Bevölkerung in diesem Theile Indiens ein näheres und wohlfeileres Utacamund, freilich ganz im Kleinen, bieten, und eilen der alten muselmännischen Hauptstadt des Carnatik, Arcot zu, die noch immer hauptsächlich von den Jüngern des falschen Propheten bewohnt wird. Das Gebiet von Arcot, das in Nord- und Süd-Arcot zerfällt, und 1,057,070 Einwohner zählt, obgleich an der Küste sandig und im Innern theils von Gebirgen, theils auch von großen Waldstrecken durchsetzt, ist reich an Feld- und Gartenfrüchten. Drei sehr heilig geachtete Orte liegen innerhalb desselben: so ziemlich im äußersten Norden in den Bergen Tripetty, ein Vischnuheiligthum, das der Compagnie jährlich ein Lac Rupis abwirft; im äußersten Süden, an der flachen Küste, nicht weit von dem schon in der alten Missionsgeschichte genannten Cudelur, Chellumbrum (Sittambalam), ein Siva-Heiligthum, dessen Lob noch immer im Munde des Volkes lebt, obschon die dort in den prächtigen Pagoden stationirten dreitausend Brahminen, auf eben so viele Hunderte zusammengeschmolzen, fast Hungers sterben, und vor lauter Armuth nicht einmal alle vorgeschriebenen Opfer mehr verrichten können; etwa in der Mitte endlich, auf einer vereinzelten Gebirgsgruppe, die Pagode von Trinomaly (eig. Tiruvannamalei, „der heilige, unnahbare Berg"), die, dem Volksglauben gemäß, nur die dienstthuenden Brahminen ungestraft betreten dürfen.

Wir kommen nun zu einem ziemlich armseligen Gebiet — dem Distrikt von Chingleput, an der Küste unterhalb Madras, mit 336,219 Einwohnern. Hier ist der Boden meist sandig; Hügelreihen

streifen das Land; losgerissene Granitmassen starren hie und da aus den nackten Feldern empor; niedriges Dorngebüsch wuchert allenthalben umher. Die königliche Palmyra aber, die wenig verlangt und viel giebt, erhebt sich stolz daneben hin, und der Markt von Madras verdankt, trotz der Dürftigkeit des Landes, doch einen Theil seiner Vorräthe, namentlich an Feuerholz, Früchten und Gemüse, gerade diesem Distrikte. Die Kunst hat an mehr als einem Orte ihr Möglichstes versucht, dem natürlichen Wassermangel abzuhelfen. Bekannt ist der gewaltige Teich, der nicht weniger als 25,000 Acres Land wässert. Es steht in der Gewalt der Regierung, durch Ausführung ähnlicher Bauten und Herabsetzung der Steuer dem Anbau aufzuhelfen.

Hier in diesem öden Gebiete liegt das immer mehr verödende Sadras[119], das bereits aus den alten Missionen her bekannt ist, die verödete Sieben-Pagoden-Stadt[120], in den Felsen gehauen, ein Wunderwerk des Alterthums, und das viel besuchte lebensvolle Conjeveram[121] mit seinen Brahminen-Massen, seinen ungeheuren Tempeln und übervollen alljährlichen Festversammlungen.

Endlich gelangen wir nach Madras, der anglobritischen Hauptstadt nicht blos des Tamulen-, sondern auch des Telugu-, Canara- und Malayalam-Landes. Madras und die unmittelbare Nachbarschaft von Madras, soweit die Gerichtsbarkeit des „Supreme Court" reicht, bilden ein besonderes Collectorat mit 630,000 Einwohnern. Davon sind etwa 530,000 Hindus, 80,000 Muselmänner und 2000 Europäer, die farbigen Nachkommen derselben mitgerechnet, die sich Europäer zu nennen lieben.

Madras ist der Sammelpunkt aller protestantischen Missionen im Tamulenlande, und ihnen zur Seite stehen die Bibel- und Tractat-Gesellschaften. Aber noch bewahrt die sogenannte „schwarze Stadt" ein echt heidnisches Ansehn: zahlreiche Götzentempel stechen allenthalben bedeutungsvoll hervor und die abgöttischen Festumzüge wogen

ſo geräuſchvoll und pomphaft wie je durch die dicht bevölkerten unregelmäßigen Straßen.

Doch wir müſſen der ſchwülen Hauptſtadt mit ihrem bunten Straßengedränge, mit ihren wenn nicht glänzenden ſo doch reichen Bazaren, mit ihrem gefährlichen, aber doch beſuchten Hafen, mit ihren waldähnlichen Kunſtgärten, mit ihren Schlangen-Zauberern und Gauklern aller Art für jetzt den Rücken kehren. Wir haben noch ein Ländchen zu beſuchen, deſſen Radjah es uns ſehr übel nehmen möchte, wenn wir deſſelben auch mit keinem Worte gedächten. Ich meine den Tondaman[122] von Pudukottah, in deſſen bisher noch unabhängigem Gebiet wir ſeit mehreren Jahren eine Miſſion haben. Daſſelbe liegt 31 engl. Meilen ſ. ſüdöſtlich von Tritſchinopoli und 35 Meilen ſüdweſtlich von Tanjore. Es begreift eine Flächenmaſſe von 1500 engl. Quadratmeilen. Ein ganzes Drittel davon iſt aber leider vollkommnes Walddickicht, ein gutes Stück Felſengrund mit vereinzelten Hügeln, und die übrig bleibende Fläche auch nur zum Theil des Anbaues fähig. Seine Unterthanen, — wahrſcheinlich früher Soldaten — führen den wenig einladenden Namen „Kaller" d. i. Räuber. Doch iſt es nicht ſo arg, wie es klingt; mögen ſie auch in frühern Zeiten, von den undurchdringlichen Wildniſſen des Landes unterſtützt, manchen durchziehenden Reiſenden geplündert haben, — gegenwärtig hört man ſelten von derlei Vorfällen. Von den mir bekannt gewordenen fünf Haupt-Abtheilungen, die in 1277 größern und kleinern Ortſchaften verſtreut wohnen, haben ſich zwei dem friedlichen Landbau zugewendet, eine bringt ſich hauptſächlich mit Palankintragen durch, und die andern arbeiten im Beamtenfache.

Das iſt denn ein ungefährer Ueberblick über das Tamulenland, das, die tamuliſche Bevölkerung von Ceylon und Travancore u. ſ. w. ungerechnet, an 8 Millionen Einwohner zählt. Da es im Syſteme Englands liegt, die indiſchen Manufakturen in keiner Weiſe zu be-

günſtigen, die über alle Maßen koſtſpielige Verwaltung aber eine Verringerung der ungeheuren Abgaben, die auf dem Grundbeſitz laſten, ſchwer zuläßt, ſo iſt der Zuſtand dieſes von der Natur ſo hochgeſegneten Landes im Allgemeinen kein beneidenswerther. Die Grundbeſitzer gerathen immer tiefer in Schulden; ja manches Stück Land liegt aus keinem andern Grunde geradezu brach, als weil ſich die Bearbeitung deſſelben bei den hohen Abgaben nicht bezahlen würde. Das Land hat z. B. im Tanjore-Diſtrikt, man möchte ſagen, faſt gar keinen Werth. Nimmt man nun dazu, daß ſämmtliche 8 Millionen unter bloß 10 Hauptcollectoren, denen, außer der Oberaufſicht über die Steuern, auch die Oberaufſicht über die polizeilichen Angelegenheiten zuſteht, vertheilt ſind; bedenkt man ferner, daß die eingeborne Gerichtspflege die allerniedrigſte Stufe einnimmt, und im Durchſchnitt auf jeden Collector nur Ein europäiſcher Richter kommt, der noch dazu der Sprache des Landes gar ſelten Meiſter iſt: ſo kann man ſich wohl denken, wie es in dieſer Beziehung um das Tamulen-Volk ſtehen mag, beſonders da das indiſche Erbfolgegeſetz höchſt ungenügend iſt, und ein großer Theil des Volkes weder leſen noch ſchreiben kann.

Es dürfte meinen Leſern nicht unintereſſant ſein, eine Idee von den ungeheuren Summen zu bekommen, die trotz der genannten Uebelſtände alljährlich in die Kaſſe der Regierung fließen:

Chingleput	1,482,916 Rupis,	Tritſchinopoli	1,527,435 Rupis,
Süd-Arcot	2,416,828 „	Tanjore	4,700,000 „
Salem	1,900,000 „	Tinnevelly	2,400,000 „
Coimbatur	2,100,000 „		u. ſ. w.

Vergegenwärtigt man ſich aber, daß der Gehalt des Gouverneurs allein ſich jährlich auf beinahe 128,000 Rupis beläuft und ein Hauptcollector jährlich 36,000 Rupis bezieht, — bedenkt man ferner, daß das Militär verhältnißmäßig noch viel bedeutendere Summen weg-

nimmt, so möchte man sich fast wundern, daß die Regierung nicht noch schlechter fährt, als es wirklich der Fall ist.

Es ist nicht meines Amtes, über die Verwaltung des Landes zu Gericht zu sitzen, ich muß es aber als Freund der Mission in mehr als Einer Hinsicht bedauern, daß in Folge so überaus hoher Besoldungen die europäischen Verhältnisse in Ostindien sich so großartig gestaltet haben.

Die Religion des Tamulen-Volkes.

Man darf sich ja nicht vorstellen, daß mit dem Ausdruck „Brahmanenthum" der allgemeine Charakter aller Hindu-Religion und somit auch der tamulischen bezeichnet ist. Keineswegs. Fast überall in Indien haben wir es mit fünf Hauptrichtungen zu thun, die ich der Kürze halber Brahmanenthum, Nichtbrahmanenthun, Halbbrahmanenthum, Antibrahmanenthum und Unbrahmanenthum nennen will.

Ich beginne mit dem Nichtbrahmanenthum, das in dem Teufelsdienst der Schanars oder Palmyrabauern in Tinnevelly seine ausgeprägteste Gestalt zeigt, und zwar darum, weil der Teufelsdienst dem Brahmanenthum geschichtlich voransteht. Diesen fanden nämlich die brahminischen Ansiedler aus dem Norden bei der rohen Urbevölkerung vor. Dafür spricht unter Anderm der Umstand, daß der Teufelsdienst allenthalben unter den niedrigsten Kasten im Schwange geht, und nicht von Brahminen, ja nicht einmal stets von einem geordneten Priesterstand verrichtet wird.[12] Es kommt freilich vor, daß zur Zeit großer Noth, oder überhaupt wenn die altväterlichen Götter trotz

Opfer und Gebet Ohr und Herz zu verſchließen ſcheinen, auch der „Zweigeborne" zu den Teufelsaltären ſeine Zuflucht nimmt; aber dahin treibt ihn eben nur die leidige Verzweiflung, und dazu wird es ſo geheim als möglich gehalten. Es iſt und bleibt eine Schande für den Brahminen, ſich an dem Teufelsdienſt der niedern Kaſten zu betheiligen, und wenn du ihn ſolcher Gemeinheit für fähig hielteſt, er würde es als die größte Beleidigung betrachten.

Wie geſagt, der Teufelsdienſt iſt ſo recht eigentlich die Religion der Schanar's, einer der unterſten Sudrakaſten, die über 500,000 Seelen zählen mag. Weite, weite Strecken, wo nur hie und da eine brahmaniſche Pagode die elenden Teufelstempelchen überragt, die oft weiter nichts ſind, als ein pyramidaliſch aufgeworfener Erdhaufen, deſſen einzige Verzierung in weißen und zuweilen weißen und rothen, an der Außenſeite hinlaufenden Streifen beſteht, und wenn's hoch kommt, ein pyramidaler Obelisk aus gebranntem Stein, mit Stucco überzogen, von 4 bis 8 Fuß Höhe. Man möchte faſt ſagen, die weißen Ameiſen hier zu Lande bauen eben ſo ſchöne Pyramiden an den Landſtraßen und auf den Feldern hin; künſtlicher ſind die letztern jedenfalls. Das Anmuthigſte an dem Ganzen iſt offenbar der gewöhnlich in der Nähe ſtehende, meiſt ſtattliche Baum, beſonders wenn es eine Tamarinde mit dem zierlichen Blatt und dem dunklen Grün iſt oder aber eine Baniane mit dem weithinſchattenden Laubdach. Oft aber ſiehſt du bloß eine dünnſchattige Palmyra mit verbuſchter, weil nie ausgeputzter Krone, wie träumend dabei ſtehn, oder gar nur den dornartigen Schirmbaum, der auch auf dem unfruchtbarſten Boden über Mannshöhe hinausſchießt, und der trotz ſeiner Schirmgeſtalt dir doch keinen rechten Schirm vor der tropiſchen Sonne zu gewähren im Stande iſt, die in Tinnevelly mit dem Sande des Bodens in ſchrecklichem Bunde ſteht.

Bedenkt man, daß der Teufelsdienſt vornehmlich im tiefen Süden

seinen Sitz hat, wo im Tamulenlande, allen geschichtlichen Spuren zufolge, brahmanische Kultur und Macht zuerst gipfelte, — Ptolemäus kennt und nennt ja schon die altberühmten Pandya-Könige von Madura, — so kann Einem das wohl eine Vorstellung geben von der Tiefe und Festigkeit, mit der sich der Teufelsdienst in das dortige Volksbewußtsein eingelebt hat. Haben sie doch den ächt brahmanischen Rama selbst, den glorreichen Besieger der Dämonen, an Einem Orte Tinnevellys in einen Teufel umgestaltet; und an dem Einen großen Festtage, den sämmtliche Schanars alljährlich feiern, weil da der Fabel zufolge Ravana, der Dämonenkönig Ceylons, dem Rama die geliebte Sita raubte, jauchzen alle über Ramas Kummer und freuen sich mit dem glücklichen Räuber.

Bei Gelegenheit des Tululandes habe ich schon den muthmaßlichen Ursprung des Teufeldienstes angedeutet. (Band III, S. 184 fg.) Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß der ursprüngliche Sinn desselben eine Art Heroendienst ist. Der Prozeß des Teufelwerdens, der auf nichts anderes als auf Verlustigung, Erweiterung und Verzerrung der dunklen Charakterzüge des Verstorbenen zu einem Schreckensgebilde voll übernatürlicher Macht und Bosheit hinausläuft, geht aber noch immer fort und zwar ohne allen Unterschied der Kaste und der Nation. Es giebt Pariah- und Brahmanen-, muhamedanische und europäische Teufel; von der letztern Klasse wenigstens Einen. Der einzige Unterschied, der dabei bemerklich wird, bezieht sich auf die Art der Opfergaben. Der Pariahteufel begnügt sich mit Branntwein: jener europäische Teufel, ein in mörderischer Schlacht gefallner tapferer Offizier, verlangt zu dem Branntwein natürlich auch eine Cigarre.

Die drei wesentlichsten Züge in dem Teufelsdienste sind Besitzung, wilder Tanz, blutiges Opfer. Alle drei Züge können sowohl an das Schamanenthum tartarischer Stämme, als an den Fetismus afrika-

nischer Völkerschaften erinnern. Doch scheint mir in dem vorliegenden Falle mehr das afrikanische, als das tartarische Teufelswesen in Betracht zu kommen. In dem letztern tritt eine gewisse Freiheit des Menschengeistes hervor: der Schamane beschwört die Geister mit ruhiger Besonnenheit, wählt sich aus den herzunahenden Schaaren seinen Mann heraus, ringt mit ihm in krankhaften Zuckungen und ertheilt dem Besiegten seine Aufträge. Nicht also in dem südindischen Teufelswesen. Der südindische Teufelstänzer überwindet den Dämon nicht, sondern wird von ihm *besessen*, und obgleich die Vorbereitungen darauf hin, — tolle, betäubende Musik, stark aufregendes Getränk, grause Selbstzerfleischung, gieriges Hinunterschlürfen des eignen, so wie des Opferblutes, — in ihrem Anfange von der menschlichen Freiheit ausgehen, so geht doch dieselbe im Verlaufe der sinneverwirrenden Ceremonie stufenmäßig zu Grunde, und endet, — zwar nicht mit Verlust der Sprache und Bewegung schlechthin, — aber wohl mit Verlust des Selbstbewußtseins und der Selbstbestimmung, wie man meint, an den besitzenden Dämon; zu allerletzt bleibt auch nicht ein Fünkchen Erinnerung an die in diesem Zustande dem befragenden Zuschauer mitgetheilten Orakel. Dieses unfreie Wesen des südindischen Teufelsdienstes ist wesentlich afrikanisch. Ob dasselbe aber durch ein vorwaltend afrikanisches Element der indischen Urbevölkerung geschichtlich vermittelt ist, oder ob dieselbe sengende Sonne und das in gleichem Maße kochende Blut die gleiche Erscheinung hier und dort zu Stande gebracht hat, das lasse ich hier unerörtert.

Ich müßte mich aber sehr irren, wenn nicht früher noch ein Zug in dem Teufelsdienste der indischen Urbevölkerung war, der an afrikanischen Fetismus erinnert, ich meine das Menschenopfer. In dem sogenannten Blutkapitel des Kalica Purana steht die merkwürdige Stelle: „Wo das Opfer von Löwe, Tiger oder Menschen erfodert wird, da sollen die drei ersten Kasten (Brahminen, Kschatriyas und Waisya's, —

also die eigentlich brahmanischen Kasten) ein Bild aus Butter oder Mehl machen und es gleich als ein lebendiges Wesen opfern." Das deutet doch wohl darauf hin, daß von den übrigen, den niedern Kasten zu irgend einer Zeit gelegentlich auch Menschenopfer gebracht wurden, und die Muthmaßung liegt nur allzu nahe, daß dieser barbarische Brauch ursprünglich unter der rohen Urbevölkerung im Schwange ging und von den brahmanischen Ansiedlern lange nicht überwunden wurde, ja bis heute nicht vollständig, wie die noch immer nicht ganz abgestellten Menschenopfer unter den Gonds bezeugen. Auch der Geist der angezognen Stelle selbst spricht dafür, daß die Einführung jenes blutigen Brauchs nicht wohl von den blutscheuen Brahmanen ausgehn konnte. Bei dem Teufelsdienste der Schanars scheint nun das Blut der Thiere (als Ziege, Hahn u. s. w.) das früher vergoßne Menschenblut zu vertreten, und noch immer findet hier im Tamulenlande eine Ceremonie nicht selten statt, die an frühere Menschenopfer zu erinnern scheint. Ich selbst habe etwas davon mit eignen Augen gesehen. Zur Zeit großer Dürre nämlich macht man eine Menschenfigur zurecht, die man den „grausen Sünder" nennt.[124] Man schleppt sie lärmend durch die Straßen, mißhandelt sie und verbrennt sie endlich unter Weinen und Heulen auf dem öffentlichen Todtenacker.

Das Schlachtfeld ist das eigentliche Lustlager der Dämonen. Die Dichter, die eine Schlachtbeschreibung auftischen wollen, werden dieses pikante Ingredienz nicht leicht vergessen. Am liebsten brauchen sie weibliche Teufel mit schlappendem Busen und sperrendem Maule:

„Sie bückt sich, sie reckt sich, sie nähert sich (den Leichen). Eingeweide sich umwindend, lacht sie lustig; schrecklich kreiset sie, die Teufelin, anschauend die, so im Blut-Strom-Stauk daliegend Feuer blicken."[125]

Doch es ist hohe Zeit, daß wir den widerlichen Unholden,[126] mit denen die brahmanischen Götter in ihrer Jugend vergeblich rangen, den Rücken wenden, und aus dem nicht-brahmanischen Gebiet in

das halbbrahmaniſche übergehen, das an Umfang und Bedeutung jenes andere weit übertrifft. Ich habe ſchon bei andrer Gelegenheit angedeutet, daß, wo die brahmaniſchen Götter im Kampfe mit dem dumpfen Religionsweſen der Urbevölkerung nicht den vollſtändigen Sieg davon trugen, die brahmaniſche Bevölkerung mit den Urbewohnern eine Art Union einging. Dieſe Union hat ſich in den verſchiednen Gebieten Indiens verſchieden geſtaltet. Wir reden hier natürlich bloß von dem Stand der Dinge im Tamulenlande.

Was auch immer der Urſprung des Sivadienſtes, der in den eigentlichen Veda's gar nie vorkommt, und der nur mit Mühe von den Brahminen hinein erklärt wird, mag geweſen ſein, ſo viel unterliegt keinem Zweifel, der Sivadienſt, wie er ſich auf der einen Seite anlehnt an die urſprünglich immerhin rein natürlich gefaßte Nachtſeite der ſonſt ſo ſonnelichten, aber doch auch von finſtern Naturmächten wiſſenden Veda's, ſo mußte er andrerſeits in eben demſelben Maße, wie die urſprünglich natürliche Auffaſſung auf das ſittliche Gebiet hinüberſchlug, im Laufe der Zeit von dem vorgefundenen Dämonenweſen der Urbevölkerung beeinflußt werden, und umgekehrt darauf Einfluß üben. Der Gott des Todes und der Zerſtörung brahmaniſcher Seite, und die gehäſſigen, nur Unheil und Verderben ſinnenden Dämonen auf Seiten der nicht brahmaniſchen Hindus ſtimmten zu wohl mit einander, als daß ſie nicht in ein näheres Verhältniß zu einander hätten treten ſollen. Dieſes Verhältniß wurde aber, wie es ſcheint, zuerſt hauptſächlich durch die Sakti, d. i. die weibliche Hälfte des Gottes vermittelt, und das um ſo natürlicher, als ſie die göttliche ἐνεργεία oder ſchöpferiſche Wirkſamkeit ſinnbildlich darſtellt, nach Hinduanſchauung aber alle und jede Thätigkeit der in unveränderlicher Ruhe ſeligen Gottheit unwürdig erſcheint, und demnach auch, um mit Mephiſtopheles zu reden, „Alles was entſteht, werth iſt, daß es zu Grunde geht.“ — In dieſe Göttin denn, hauptſächlich unter

der Form und unter dem Namen der Ammen („Mutter" = Parvati), scheint eine ganze Masse von Ortsdämonen aufgegangen zu sein. Für eine nähere Verbindung des Ammen- und Dämonen-Dienstes spricht schon der Umstand, daß in den Tempeln der Ammen ein ähnlicher Spuk getrieben wird, wie beim Teufelsdienste selbst, — ich meine den Teufelstanz mit Besessenenorakel und Allem, was dahingehört: Trommelwirbel, Augenverdrehen, u. s. w. —; sowie auch die Schmach, die auf den Brahminen fällt, der sich etwa mit dem Ammendienste befaßt.

Es ist jedoch der Ammendienst nicht der einzige Anknüpfungspunkt zwischen Brahmanismus und Dämonenthum. Man hat hier noch einen dritten Sohn des Siva erfunden, Don Eyenar (d. i. der erlauchte Herr),[127] und diesen erlauchten Herrn dem Heer der blutdürstigen nächtlichen Unholde an die Spitze gestellt. Hier ist der eigentliche Knotenpunkt der brahmanisch-dämonischen Union. Denn während in den Tempeln der Ammen bloß Sudras[128] dienen, finden wir in einigen Heiligthümern des Eyenar Sudra-, in andern aber Brahminen-Priester, je nachdem das Gebäude der düstern oder der lichten Form (Ugra- oder Santa-Murti) gewidmet ist.[129]

Außerdem giebt es aber noch ein ganzes Heer meist sivaitischer Unholde und Unholdinnen, die man alle mehr oder minder hierher zu rechnen hat.[130] Das sind denn die eigentlichen Volksgottheiten, und so dient die Masse des Volks mehr den finstern, als den lichten Göttern, und die meist elenden Tempelchen, denen du auf den Dörfern mitten im Lande begegnest, legen fast alle Zeugniß ab von dem durch den Brahmanismus nur halb überwundenen Dämonenwesen der Urbevölkerung.

Wir begeben uns nun endlich auf das Gebiet des eigentlichen Brahmanenthums, das wie der Banianenbaum vieläſtig sich ausspreizt, und während es dich in seinen geheimnißvollen Schatten ladet, dir, wie jener, schönfarbige aber ungenießbare Früchte beut.

Es ist gewiß nicht von ungefähr, daß Siva[131], obgleich im Norden geboren, seine eigentliche Heimath in dem feurigen Süden gefunden hat, wo, wenn irgendwo, Alles ist „wie des Grases Blume, die am Morgen blühet und am Abend welk wird." Siva ist ja die zerstörende Gottheit, der das Feuer eignet. Während er daher im Norden verhältnißmäßig mehr eine philosophische Idee bleibt, und unter dem rohen Sinnbild des Lingam, dessen mystischer Sinn (fortwährende Zeugung und die damit gegebene Idee fortwährenden Untergangs) an dem großen Haufen unverstanden vorübergeht, eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Verehrer an sich zieht, tritt er dir hier im Süden, wo seine Verehrung keineswegs auf die gestaltlose Form des Lingam beschränkt ist, leibhaftig genug entgegen, und wo immer eine schwerfällige, aber nicht selten imposante und zuweilen selbst kunstreiche Pagode ihr schwermüthiges Haupt erhebt, — wenn du frägst, wer ist der Gott, der da verehrt wird? sie werden dir fast immer den Gott mit dem Dreizack und dem Netze nennen. Dazu kommt, daß hier im Süden eine überreiche und zum Theil anziehende Legenden-Fülle, die im Norden fehlt, und zwar in der Volkssprache selbst, den volksthümlichen Gott umwuchert.

Eine noch weit ausgedehntere Verehrung aber genießt der Lieblingssohn des erhabenen Götterpaars, Ganesa, oder wie ihn die Tamulen nennen, Pilleyar (das erlauchte Kind), mit dem Gesicht des klugen Elephanten. Während Siva selbst mehr nur der Festtagsgott ist, stellt Ganesa so recht eigentlich den Hausgott vor, und sein wohlgenährter Schmerbauch bringt ihn dem Sinn und Herzen des Volkes unendlich näher, als alle jene luftigen philosophischen Ideen, die das Haupt des mondgekrönten Siva umspielen.

Obschon aber die Familie Siva's — zu welcher auch Suppiramanien[132], Generalissimus der himmlischen Miliz, dem die alten streitbaren Tamulen-Könige manches prachtvolle Heiligthum errichteten,

zu gehören die Ehre hat, — über das ganze Land ihr Scepter breitet, so ist doch ihre Herrschaft nicht allenthalben ungetheilt und unbestritten.[133] Im zwölften Jahrhundert trat Ramanuja, ein Vaischnava-Reformator auf. Er forderte das damals in den Händen der Saiva's befindliche Vischnu-Heiligthum zu Tripetty (Tirupati) an der klassischen Nordgrenze des Tamulenlandes, so wie mehrere andere, dem Siva zugeeignete Heiligthümer in andern Gegenden für seinen Lieblingsgott zurück und protestirte unerschrocken gegen die Oberherrlichkeit des Siva zu Sriranga bei Tritschinopoli. Er wurde zwar von dem damaligen Tschola-Könige, einem eifernden Anhänger Siva's, vertrieben, kehrte aber nach dessen Tode zurück, und seitdem ist das Heiligthum zu Sriranga, eine wahre Stadt von Pagoden, in den Händen der Vaischnava's, die auch noch anderwärts bedeutende Tempel aufzuweisen haben. Auch jetzt ist der Streit zwischen Saiva's und Vaischnava's noch nicht beendet. Als ich den weitberühmten Tempel zu Sittambalam, wo Siva unter der Form des Aether-Linga verehrt wird, zu sehen Gelegenheit hatte (S. 39 u. fg.) und dabei die dortigen Tempelbrahminen frug, wie denn der damit verbundene Schrein des Vischnu daherein komme, so antworteten sie mit spöttischem Lächeln: Vischnu wohnt hier bei Siva zur Miethe. Die Saiva's nämlich betrachten Vischnu ohne Weiteres als einen der vorzüglichsten Verehrer Siva's. Als Vischnu, so erzählen sie, eines Tages von Sittambalam zurückkam, wo er mit haarsträubendem Entzücken dem mystischen Tanz des Siva zugesehen hatte, und nun die freudezitternden Glieder auf seinem himmlischen Thron zur Ruhe ausstreckte, so ließ sich der Schlangen-König, der den Thron trug, also vernehmen: „Herr, dein heiliger Leib ist ja heute so schwer. Woher das?“ Da sprang Vischnu geschwind vom Throne und sprach also: „O Schlangen-König! Ich habe dem heiligen mystischen Tanz des allerhöchsten Siva zugeschaut; es mag wohl von dem Entzücken herkommen, das mich da gefaßt hat.“

Und als einſt Viſchnu, ſo erzählen die Saiva's weiter, der die tauſend Siva-Namen an einer tauſendblättrigen Lotus alltäglich andächtig herzuzählen pflegte, ein Blatt, das Siva um ſeine Andacht zu prüfen heimlich entwendet hatte, richtig vermißte, ſo riß er in heiligem Eifer eines ſeiner göttlichen Augen aus und machte damit die Tauſendzahl der Lotusblume wieder voll.

Natürlich gehen die ſtrengen Vaiſchnava's auf derlei Geſchichtchen nicht ein, und es kommt dann in dem Streite gegenſeitiger Eiferſucht nicht ſelten auch zu Thätlichkeiten. In Conjeveram, vielleicht der älteſten Hauptſtadt des Tſchola-Reiches, geht es unter den Saiva's und Vaiſchnava's oft nicht ohne blutige Raufereien ab, wenn alljährlich die beiden Götter, von denen Siva in Groß-, und Viſchnu in Klein-Conjeveram thront, ſich auf ihren prächtig geſchmückten Wagen alljährlich nähern.

Neben oder vielmehr über den Saiva's und Vaiſchnava's ſteht noch eine andere Sekte, die Smarta's, die den alten ketzerhaſſeriſchen Vedantiſten, Sankara Atſcharya, als ihr Haupt anerkennen. Sie reichen weder dem Siva, noch dem Viſchnu die Krone, ſondern ordnen beide dem oberſten Brahma unter. Ihr Einfluß ſcheint noch immer im Steigen zu ſein; ſie haben ſogar an vielen Pagoden die Oberhand. So namentlich an dem alten Nationalheiligthum zu Rameſſeram, das, in das Dämmerlicht eines grauen, aber glorreichen Alterthums gehüllt, noch ſtets Pilgerſchaaren aus allen Gegenden Indiens fort und fort herbeizieht. Jenes Heiligthum ſoll ja Rama, der Volksheld, als eine Verkörperung Viſchnus ſelbſt, dem allerhöchſten Siva geſtiftet haben. Alſo auch hier, wo die allervolksthümlichſte und gewiß auch nicht allen geſchichtlichen Hintergrundes entblößte Sage von Viſchnu-Rama dem Viſchnuismus zu Hülfe kam, eine gänzliche Verſchlingung deſſelben in den Sivaismus.

Ganz unbrahmaniſch iſt der Saktidienſt linker Hand, der auch

den Siva selbst in der Gestalt des Bhairava zum Gegenstande hat. Bei den religiösen Zusammenkünften dieser Saktidiener fällt aller Kastenunterschied weg; der schmutzige Pariah und der hochmüthige Brahmine sitzen friedlich beisammen und erlaben sich an verbotnen Speisen und Getränken. Zuletzt aber läuft Alles in die allergräulichsten Orgien aus. Auch das Tamulenland hat derlei Auswüchse, die der ächte Brahmanismus stets verabscheut hat, aufzuweisen. Mir selbst aber sind nur zwei Orte bekannt geworden, an denen dieser unsäthige und den letzten Rest sittlichen Gefühls mit Gewalt erstickende Saktidienst linker Hand im Schwang geht.[134]

Ich habe aber auch von einem antibrahmanischen Elemente des Tamulenvolkes geredet. Ich meine damit das Djaina-Wesen, den überlebenden Zwillingsbruder jenes Buddhaismus, der zu seiner Zeit einen so mächtigen Einfluß auf das Brahmanenthum des Tamulenlandes geübt hat, daß er noch jetzt in der moralisirenden Richtung der tamulischen Literatur fortlebt. Da aber die Djaina's gegenwärtig sehr dünn gesäet sind, und in dem großen Ganzen der tamulischen Bevölkerung bedeutungslos untergehen, so halte ich mich hier einer weitern Berücksichtigung derselben überhoben. Miss. Rhenius machte sich im Anfange seiner Wirksamkeit viel mit ihnen zu schaffen, allein ohne allen Erfolg.[135]

Ich denke, es wird meinen Lesern nicht unangenehm sein, wenn ich jetzt einmal einen Eingebornen selbst über das Wesen des Brahmanenthums reden lasse. Vor mehreren Jahren nämlich schrieb ein gewisser Kavirayer, wenn ich so sagen soll, Missionar der sogenannten Vier-Veda-Gesellschaft, die von Madras aus der christlichen Mission entgegenarbeitet, ein kleines Buch, betitelt: „Der wahren Erkenntniß Aufgang." Dieses übersetzte ein hiesiger englischer Missionar in's Englische und begleitete die Uebersetzung mit mancherlei, nicht durchgängig ganz weisen Bemerkungen. Er sagte dabei

unter anderem, er habe von einem im Gerichtsfache angestellten Herrn eine erstaunenswerthe Geschichte gehört. Ein etwa seit 30 Jahren im Gerichtshofe beschäftigter eingeborner Beamter, — der nicht bloß der englischen Sprache vollkommen mächtig sei, sondern auch die englischen Sitten und die Hauptsätze des Christenthums ganz wohl kenne, — mache sich trotzdem alle Morgen eine Figur aus Thon, bete sie an und werfe sie dann in den Brunnen. Diese und ähnliche Bemerkungen, die dazu dienen sollten, den englischen Herren zu zeigen, daß viele Hindubeamte in Gegenwart ihrer europäischen Vorgesetzten das Christenthum nur zum Schein bewundern, entflammte alle Gemüther der gebildeten Heidenwelt in Madras, und die Zeitungen der Eingebornen füllten sich mit den allerbittersten Artikeln gegen die Missionare und das von ihnen verkündigte Evangelium, zugleich auch mit Apologien des Brahmanenthums. Hier nun aus einer der letztern eine Stelle, die, sich über die verschiednen Standpunkte des Brahmanenthums verbreitend, auch den eigentlichen Götzendienst zu rechtfertigen sucht. Die Stelle lautet so:

„Die heiligen Schriften, die unsrer Religion zur Grundlage dienen, behaupten, daß der Gottheit Allherrschaft, Allgegenwart, Allwissenheit u. s. w. zukomme. Wenn man nun über diese herrlichsten Eigenschaften nachsinnt, so strahlt jenes höchste Wesen, als durch sich selbst selbstgeworden, dem Geiste entgegen, und man erkennt sich selbst als einen in gleicher Weise daherstrahlenden Geist. Allein wo dieser wahrhaft philosophische Standpunkt nicht gelingt, nun da soll man, über die Gestalt des Allerhöchsten im innersten Herzen nachdenkend, die heilige Silbe Om aussprechen. Wenn auch dabei der Geist nicht Stand hält, so versuche man es mit den heiligen Fünf Buchstaben[180] u. s. w. Faßt auch hierin der Geist nicht festen Fuß, so ist es am gerathensten, durch Anhalten des Athems u. s. w. die Vorschriften des Yoga und der sonstigen Bußübungen zu vollziehen. Gesetzt auch

das gelingt nicht, wohlan so ist noch Eins übrig. Nämlich: Da Gott, als das Spiegelbild der Weltseele, das dreifache Geschäft derselben; Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung, innerhalb der drei ihm inwohnenden Eigenschaften (ruhende Wesenheit, leidenschaftliche Thätigkeit und finstres Hinbrüten) fort und fort verrichtet, so mag man entweder aus der (jenen drei Thätigkeiten und Eigenschaften entsprechenden) heiligen Dreigestalt (Brahma, Vischnu, Siva) oder aber aus den Götterschaaren, die deren himmlischen Hof umgeben, diese oder jene Form beliebig auswählen und auf sie den Namen des höchsten Gottes dreist übertragend ihr „Geist, Mund und Leib" zum Opfer darstellen. So sagen unsre religiösen Bücher. Nun aber merke! Wenn außer Geist und Mund auch der Leib zum Opfer verlangt wird, wie wäre das ohne Bilderdienst möglich! Daher errichten wir denn auch Tempel, setzen darein die Bilder jener heiligen Dreigestalt sowohl, als der ihren himmlischen Hof umgebenden Götterschaaren, und feiern öffentliche Feste. Ich komme nun auf jenen Beamten. Dieser widmet, dem Obigen gemäß, seine tägliche Andacht offenbar dem Siva, der ja in der heiligen Dreigestalt die Eine bildet, und weil in unsern Religionsbüchern auch das Leibesopfer gefordert wird, so sucht er seinen Leib durch allerlei Mühewaltung an seinen täglichen religiösen Uebungen zu betheiligen. Nachdem er sich rein gebadet, geht er selbst hin, holt sich frischen Thon, bildet daraus ein Lingam und denkt sich darunter Siva. Darauf verrichtet er die sechzehn vorgeschriebnen Ceremonien, d. h. er spritzt Wasser und Ghi, legt der Figur die heilige Schnur an, bestreut sie mit Sandel, bekränzt sie mit Blumen, streut Saffrangefärbten Reis, läßt Weihrauch dampfen, zündet Lichter an, schwenkt Kampfer u. s. w. Da aber unsre Religionsbücher auch das Opfer des Mundes heischen, so läßt er es ferner nicht an Lob- und Preis-Gesängen, so wie am Lesen und Auswendiglernen der heiligen Schriften[137] fehlen, und weil endlich auch der Geist zum Opfer gefordert

wird, ſo giebt er ſich nicht minder dem Sinnen und Beſchauen hin und verſenkt ſich in geiſtiges Entzücken, und dergleichen."

So alſo legen ſich die gebildeten Tamulen heut zu Tage das Brahmanenthum zurecht. In dem Mitgetheilten treten weſentlich drei verſchiedne Standpunkte hervor: der Standpunkt des ceremoniellen Bilderdienſtes als der niedrigſte, der Standpunkt der ſelbſtquäleriſchen Askeſe als der mittlere, und der Standpunkt reiner Beſchauung als der höchſte. In demjenigen Werke aber, das die Tamulen mit Recht als den Stern und Kern ihrer geſammten Literatur betrachten, in dem hochgefeierten Lehrgedichte des Tiruvalluver, dem Kural, wird offenbar die Askeſe als das Wünſchenswertheſte von allem Wünſchenswerthen geprieſen. Natürlich. Denn abgeſehen davon, daß das ganze Werk von einem asketiſchen Buddhiſten oder doch zum Buddhaismus ſtark hinneigenden Anhänger des Brahmanismus geſchrieben zu ſein ſcheint, — zu jenem allerhöchſten Standpunkt reiner Beſchauung ſchwingt man ſich nicht ſo leicht empor ohne die Zwiſchen-Staffel herber Kaſteiung. Hier der Probe halber ein paar jener gewaltigen Sprüche, womit Tiruvalluver gleich im Eingang ſeines großen Gedichtes die Askeſe preiſt.

„Wenn du der Büßer geiſtige Größe zu meſſen dich unterfängſt — das iſt als wollteſt du die Todten zählen."

„Wer mit der Weisheit Elephanten-Haken die Fünf (d. i. die Sinne) im Zaume hält, — der iſt ein Samenkorn für den Ort der Herrlichkeit."

„Die ganze Welt liegt beſchloſſen in dem, der die Art der Fünfe kennt: Geſchmack, Geſicht, Gefühl, Gehör, Geruch."

Trotzdem aber, daß dem Kural zufolge „der klare Sinn philoſophiſchen Syſtems unter allem Wünſchenswerthen vor allem die Herrlichkeit des regelrechten Büßers heiſcht", ſo iſt doch das geſammte Büßerweſen im Tamulenlande, wie meiſt auch anderwärts, in äußer-

sten Verfall gerathen. Die Regel für den sivaitischen Büßer ist die: In ein okergelbes Gewand gehüllt, glattgeschornen Hauptes und Gesichtes, den Rohrstab und dazu ein thönernes Gefäß für die zu erbettelnde Gabe in der Hand, soll er täglich nur einmal essen, und nahe bei, aber nicht in der Stadt, für sich allein leben. Allein gerade klösterliches Zusammenleben ist gegenwärtig die Regel, und es wird vielleicht an keinem Orte besser geschmaust, als in jenen faulen Sanyasi-Klöstern, die sich oft gar fetter Pfründen erfreuen. Die eigentlichen Yogi's vollends mit dem ausgebildetsten System der allerherbsten Kasteiungen sind gar selten geworden, obschon mancher Abentheurer, der in dem Gedanken, „daß fließendes Wasser besser sei, als stehendes" das Land durchzieht, sich Gewinnes halber den Namen und den Anstrich eines Yogi zu geben weiß.

Bei weitem die Masse des Volkes hält es mit dem rohen Götzendienste, nur daß nicht alle darin so eifrig und pünktlich sind, wie jener heidnische Beamte. Man kommt etwa an einem Tempel vorbei und macht bei der Gelegenheit dem im Hintergrunde desselben stehenden Götzenbilde von der Thürschwelle her einen flüchtigen Salam oder wirft sich der Länge nach vorschriftsmäßig auf die Erde u. s. w. u. s. w. Zu einer philosophischen Auffassung des Brahmanismus erheben sich wenige. Doch giebt es drei philosophische Hauptschulen, wie anderwärts, so auch hier.

Erstens die von Madhvatcharya gestiftete Dwaita-Schule, die zwischen Welt- und Lebens-Seele unterscheidet, und das gegenseitige Verhältniß unter Bildern, wie „der Strick und der daranhängende Vogel, der Baum und der darin enthaltne Saft, der Dieb und die in seinen Händen befindliche Beute" zu versinnbilden sucht. Zweitens die von Sankaratcharya vollendete Adwaita-Schule, die, im Sinne des strengen Vedantismus, Geist und Materie in Eins wirrt oder vielmehr die letztere zu einem bloßen Schattenbilde macht. Endlich die von Ra-

manuja herrührende Viſiſhtadwaita-Schule, welche, die Geſtalt- oder Eigenſchaftsloſigkeit der Gottheit in Abrede ſtellend, ſie, die Gottheit, in der Geſtalt der Weltſeele als Urſache, und in der Geſtalt der Materie als Wirkung zu erfaſſen ſucht. Die erſte lehrt eine uranfängliche und ewig bleibende Zweiheit, die zweite eine ewige Einheit, die dritte eine zur Einheit werdende Zweiheit.

Die oben erwähnten Smarta's huldigen ſammt und ſonders der Adwaita-Schule, die meiſten Vaiſchnava's und auch viele Saiva's der letztgenannten. Die Dwaita-Schule zählt die wenigſten Anhänger im Tamulenlande. Die Smarta's mit ihrem im höchſten Sinne ſtreng pantheiſtiſchen Syſtem üben bei weitem den bedeutendſten Einfluß: ſie werben eifrig und machen unter Vaiſchnava's ſowohl als unter Saiva's Proſelyten für ihre Schule, die, als die rechtgläubige im ſtrengen Sinne, das Haupt am höchſten trägt.

Sehen wir nun zu, wie ſich dieſe Haupt-Richtungen des indiſchen Lebens zu dem Evangelio ſtellen. Wir beginnen wieder von unten. Nun da unterliegt es auch nicht dem geringſten Zweifel, daß die Anhänger des nicht brahmaniſchen Dämonenweſens im Ganzen genommen dem Miſſionar und ſeiner Botſchaft zugänglicher ſind, als die brahmaniſchen Hindu's, zu welcher Klaſſe ſie auch gehören mögen. Natürlich. Jene hält faſt nichts als die Furcht vor der grimmen Rache der vernachläſſigten Orts-Dämonen. Dagegen dieſe? Dieſe haben eine Geſchichte voll Kampfes und Sieges, altersgraue und ſchon darum ehrwürdige, zum Theil aber auch wirklich prächtige Tempel, Pagoden, Klöſter, heilige Teiche u. ſ. w., volksthümliche Wallfahrtsorte, ſinneberauſchende Feſte, eine reiche, weitverzweigte, anziehende Literatur, ſcharfſinnige Syſteme, angeſehene Gelehrte, einen geordneten Prieſterſtand, mächtige Pfleger des Brahmanismus unter den weltlichen Großen, — und dazu iſt das ganze geſellſchaftliche Syſtem nach Höhe, Breite und Tiefe mit dem Brahmanenthum wie unauflös-

lich verwebt und verwachsen. Von dem Allen hat der Teufelsdienst fast nichts; er ist blutarm an Allem, was den natürlichen Menschen anzuziehen und zu fesseln im Stande ist. Nimm zu der Furcht die altväterliche Gewohnheit, so kennst du so ziemlich alle Reize desselben. Und dazu kommt er von Einer Seite her, von Seiten des blutigen Opfers nämlich, dem Evangelio sogar entgegen, während dem streng brahmanischen Hindu die Idee des blutigen Opfers so in die Seele hinein zuwider ist, daß, wenn er auch alle andern christlichen Wahrheiten ruhig mit angehört hat, er dann über den Kreuzestod des Herrn wohl doch noch am Ende die Zähne zusammen beißt und davon eilt.

Wir wollen uns nun in der brahmanischen Welt selber umsehen. Wenn unter den Vaischnava's mehr die Bhakti oder das gläubige Anhangen an die Gottheit als der höchste Standpunkt gepriesen wird, so sollte man meinen, diese stünden dem Evangelio näher, als die Saiva's. Allein der Glaube der Vaischnava's ruht nicht sowohl auf sittlichem Grunde als vielmehr auf Gefühlsspielerei, Phantasie und Sinnlichkeit. Die Vaischnava-Brahminen wenigstens werden von Leuten, die mit Beiden zu thun gehabt, für sittlich verderbter gehalten als die Saiva-Brahminen. Der Sivaismus bietet auch, trotz mancher schmutzigen Legende, immer noch den meisten sittlichen Halt; ist doch die sivaitische Literatur überreich an sittlichen Sentenzen, und die dem Sivaismus mit dem Buddhaismus gemeinsame Betonung der Askese zeigt wenigstens eine verhältnißmäßig ernste Richtung. Die Lehre der Smarta's aber von dem Einen obersten Gott nimmt sich auf dem Papiere besser aus, als in der Wirklichkeit. Jener Eine oberste Gott ist eben bloß eine philosophische Idee, unter welche sich das ganze Hindu-Pantheon mit all seinen Greueln und Albernheiten zusammenfassen läßt. Daß endlich der durch und durch schmutzige Saktidienst linker Hand, trotz zeitweiliger Aufhebung der Kaste und

Nachäffung christlicher Brüderschaft, dem Evangelio auch nicht den geringsten Vorschub leisten werde, leuchtet von selber ein.

Was die drei religiösen Standpunkte anlangt, so steht der rohe Götzendiener dem Evangelio am nächsten, am fernsten offenbar der Asket von Profession, dessen mehr als pharisäischer Tugendstolz sich über die Götter selbst erhebt. Kommt nun zu dem geistlichen Asketenstolz gar noch das klösterliche dolce far niente, das, einmal gekostet für immer fesselt, so ist auch von dieser Seite her eine eherne Schanze.

Die drei philosophischen Schulen, die ja trotz mancher scheinbaren Annäherung an biblische Ausdrücke, doch von dem Geiste der Schrift himmelweit entfernt sind, nehmen einander nicht viel im Verhältniß zum Evangelio. Wollen wir aber einen Unterschied machen, so dürfte die Dwaita-Schule, die Gott nicht bloß am bestimmtesten von der Welt unterscheidet, ohne ihn doch von der Welt abzuscheiden, sondern auch eine endliche Verschlingung der Menschenseele in die Weltseele entschieden leugnet, von dieser Seite her dem Evangelio ein paar Schritte entgegen kommen, während die Adwaita-Schule dem Evangelio offenbar die härteste Stirn bieten wird, — die Adwaita-Schule, die Gott und Welt, den Anbetenden und den Angebeteten, gleich von vorn herein in Eins wirrt, die ganze natürliche Schöpfung und somit auch die Sünde selbst für einen wesenlosen Schein erklärt, auf jede Stufe des Heilswegs das stolze Wort „Wissen" gleich als mit goldnen Buchstaben schreibt, und zuletzt den Menschengeist in den allgemeinen Geist rein aufgehen läßt, — wo dann die Seifenblasen des Diesseits, in denen sich tausend und aber tausend buntfarbige Gestalten spiegelten, in das Eine große, gestalt- und farblose Schattenbild des allgemeinen Geistes sich auflösen.

Allen Hindu's zusammengenommen fehlen mehr oder minder die zwei wichtigsten allgemeinen Ideen des Christenthums, — die Idee von der Sünde und die Idee eines stellvertretenden Versöhnungs-

Leidens. Was die erstere betrifft, so mangelt es freilich nicht an ziemlich langen Sündenregistern; aber worauf läuft es meist hinaus? Auf ceremonielle Vergehen. Und wie schal und flach ist ihr Begriff von der Sünde, wo sie dieselbe wirklich sittlich fassen. Die Sünde ist ihnen eben nur ein Fehler, ein Versehen, — ein trüber Schaum auf wesentlich reinem Gewässer. Die Idee eines stellvertretenden Leidens aber anlangend, so haben selbst die Dämonendiener, bei denen doch das blutige Opfer so charakteristisch hervorsticht, auch nicht eine Ahnung davon. Sie meinen mit einem solchen Opfer nicht die eigne Sünde abzuthun, sondern nur die zornige Laune des grimmen Teufels zu beschwichtigen. Im Brahmanismus finden sich zwar einige Anklänge an einen leidenden Gott wenigstens; Siva selbst nahm ja das gelbe Büßer-Gewand sammt Stab und Gefäß. Allein die Frucht jenes Bußleidens galt ihm selber. Ja und wenn er für das arme alte Mütterchen zu Madura als Tagelöhner Erde karrte und dabei einen Streich bekam, den das ganze Weltall zitternd mitfühlte, — so war das eben nur ein „heiliger Zeitvertreib."

Der Brahmanismus der Gegenwart bietet in der That wenig Ideen, an die der christliche Missionar mit entschiedenem Vortheil anknüpfen kann, und dazu kommt der böse Umstand, daß die brahmanische After-Theologie die wichtigsten christlichen Ausdrücke vorweg in Beschlag genommen hat. Sprichst du zu dem brahmanischen Hindu von der heiligen Dreieinigkeit, gleich schwebt ihm seine unheilige Dreigestalt vor; sprichst du von der Menschwerdung des Herrn, so fällt ihm die abenteuerliche Menschwerdung seiner Götter ein; sprichst du von der Sünde, so denkt er etwa an eine unterlassene Ceremonie; sprichst du von der Buße, so steht ihm ein brahmanischer Selbstpeiniger vor Augen; sprichst du von Wiedergeburt, so schaudert's ihn, denn das ist ihm ja das Uebel aller Uebel, wie er's versteht, noch einmal wiedergeboren zu werden, — vielleicht in der Gestalt eines unsaubern Thieres.

Dazu kommt, daß der Brahmanismus selbst eine scheinbare Befriedigung gewährt, freilich nur in der Weise des Wüstenbildes, das den durstigen Wandrer aus der Ferne anlockt und in der Nähe zerstiebt. Allein darin liegt eben die Macht desselben über den natürlichen Menschen, der, des bunten Scheins sich freuend, den Dingen auf den Grund zu sehen keine Neigung hat. Der Brahmanismus kann alle Kräfte des Menschen in Anspruch nehmen. Er schmeichelt der Sinnlichkeit, sogar der schlechtesten, mit seinen Festen und Orgien; er zieht Gemüth und Phantasie an in seiner geheimnißvollen, bilderreichen Mystik, er reicht dem speculativen Verstande Nahrung in seinen tiefsinnigen, spitzfindigen Philosophemen, er bietet der Willenskraft einen gewaltigen Gegenstand in seinen Bußtheorien, er spricht selbst das sittliche Gefühl an in seinen runden, körnigen Sentenzen, — ja und wem es um Gedankenlosigkeit und möglichste Anstrengungslosigkeit zu thun ist, dem empfiehlt er seine Ceremonien. Wie sanft aber das Polster da zurecht gelegt wird, möge man aus folgender Stelle, die einem neuern Purana entnommen ist, ersehen. Der Text, der dort ausgelegt wird, heißt:

„Der Tugend nachzustreben begehre!" Die Auslegung dazu lautet so: „Das heißt, du sollst die sechzehn heiligen Ceremonien gern verrichten. Nun, wenn du sie auch nicht selbst verrichtest, so sollst du doch den Wunsch haben, mit Solchen, die sie verrichten, zusammen zu sein. Ist das nicht der Fall, so sollst du mindestens den Ceremonien, die ein Andrer verrichtet, mit eignen Augen zusehen. Und geschieht auch das nicht, so sollst du zum allerwenigsten eine religiöse Rede mit Wohlgefallen anhören."

Sollte man nicht glauben, der Verfasser jenes Purana, das vor einigen Jahren in der tamulischen Zeitschrift der Vier-Veda-Gesellschaft zu allgemeiner Erbauung abgedruckt wurde, sei bei den Schülern des Ignatius Loyola in die Schule gegangen?

Etwas jedoch hat der Miſſionar im Tamulenlande vor ſeines Gleichen in manchen andern Gebieten Indiens voraus. Der Buddhaismus, mit dem der Brahmanismus hier Jahrhunderte lang gerungen hat, iſt, wie ſchon oben angedeutet, nicht ohne Einfluß auf ſeinen Gegner geblieben. Er hat das Anſehen des groben Götzendienſtes gemindert, dem Brahminen einen Theil ſeiner Glorie abgeſtreift, und die allzu ſtraffen Bande der Kaſte gelockert.

Es iſt in der That auffallend, nicht ſowohl daß in dem ganzen Kural des Tiruvalluver auch nicht ein Wort vom Götzendienſte ſteht, (— denn wenn der Verfaſſer in der That buddhiſtiſch geſinnt war, ſo iſt das erklärlich genug, —), ſondern vielmehr, daß das Werk trotzdem als das erſte gilt. Tiruvalluver ſteht aber in jener eigenthümlichen Richtung keineswegs allein. Sivavakkier namentlich, ein der Dwaita-Schule zugehöriger ächter Sivait, hat zu ſeiner Zeit den Götzendienſt mit den Waffen des Witzes und des Spottes bekämpft, und ſeine und ſeiner Geſinnungsgenoſſen Sprüche werden wohl auch von den Miſſionaren, die ſich über das unmittelbare Bedürfniß hinaus in der tamuliſchen Literatur ein wenig umgeſehen, bei vorkommenden Disputationen u. ſ. w. benutzt, — freilich nicht ſtets mit der rechten Vorſicht. Verſe, wie der folgende, ſind natürlich unverfänglich:

„Bade nur immer, die Sünde weichet nicht.
„Wenn auch der Schmutz weicht, der innere Schmutz ſchwindet nicht.“

Wenn dann aber ein ſolcher Vers mit unterläuft, wie der!

„Waſſer ſchöpfen, Waſſer ſinnen, — Waſſer nur wirſt du gewinnen.
„Denk', an Wen du willſt und ſpritze alles Waſſer, 's iſt kein nütze. —
„Denk' der Wurzel nach, dem Samen, den Pracht-Sproſſen, die draus kamen.
„Will dazu die Kraft nicht fließen, — ſchmiege dich zu Siva's Füßen!“

Nun ich beſitze ſelbſt einen tamuliſchen Tractat, in welchem dieſer Vers, der zwar in ſchneidendem Gegenſatz gegen den groben Götzen-

dienſt, aber offenbar im Sinne eines myſtiſchen Sivaismus geſchrieben iſt, ganz arglos mit abgedruckt worden.

Ich habe vorhin geſagt, daß auch der Brahminenſtand im Tamulenlande verhältnißmäßig im Anſehen des Volkes geſunken iſt. In Salem und noch an einigen andern Orten riſſen die fünf Handwerker-Klaſſen, welche die heilige Schnur tragen, ſich vor einigen Jahren geradezu von dem Joche der Brahminen los. Sie verrichten ſeitdem alle ihre religiöſen Ceremonien ſelbſt, und ihr Beiſpiel hat auch bei andern Kaſten einzelne Nachahmer gefunden.

Was endlich die Lockerung der Kaſtenfeſſel anlangt, ſo wiſſen meine Leſer, daß in Malabar auch eine atmoſphäriſche Verunreinigung ſtatt findet. (Siehe Band III, S. 234.) Das iſt im Tamulenlande weniger der Fall. Denn obſchon es auch hier nicht gar gern geſehen wird, wenn der Pariah, — beſonders der übermüthige! — durch eine Brahminenſtraße hinſchreitet, ſo iſt doch keine auf ſo und ſo viel Fuß geſtellte Entfernung feſtgeſetzt, in der ſich die einzelnen Kaſten von einander zu halten haben. Der Kaſten-Unterſchied bezieht ſich hier weſentlich nur auf Zuſammeneſſen und Zuſammentrinken — und auf Zwiſchen-Heirath.

So viel über das Religionsweſen des Tamulenlandes. Es iſt eine dürftige Skizze im Verhältniß zu dem überquellenden Stoffe, den die Sache ſelbſt bietet. Doch wird ſie auch ſo bei einer künftigen Würdigung der chriſtlichen Miſſionsarbeiten im Tamulenlande hoffentlich nicht ganz ohne Nutzen ſein.

Das Tamulen-Volk in seinen verschiedenen Abtheilungen.

Ich habe meinen Lesern ein Spiegelbild des tamulischen Religionswesens in seinen mannigfachen Schattirungen vorgehalten und ihnen damit einen, wenn auch nur schwachen Begriff von der Art des Bodens gegeben, auf welchem der Missionar im Tamulenlande den Samen des göttlichen Worts zu streuen hat. Wir überschauten die dürren Sandgefilde des Teufelsdienstes, der seinen Hauptsitz in dem sandigen Tinnevelly hat, wir warfen einen Blick in das wirre Dickicht des brahmanischen Volksglaubens, der wie der Djangel das Land nach allen Seiten hin durchzieht, wir bestiegen auch die luftigen Berge der philosophischen Systeme, die aus dem Flachland des Volksglaubens hie und da emporstreben.

Ich will nun meinen Lesern das Volk selbst in seinen verschiedenen Verzweigungen vorstellen. Damit aber auf das Verhältniß der verschiedenen Volksklassen zu einander ein nur einigermaßen genügendes Licht falle, möge es mir erlaubt sein, sie auf ein paar Augenblicke in das dämmernde Alterthum zurückzuführen.

Es ist eine bereits von Lassen[138] ziemlich festgestellte Thatsache, daß die arischen d. i. die nachmals brahmanischen Hindu's von dem iranischen Hochlande, wo sie mit den Urahnen aller indo-europäischen Völker die ersten Schritte zur Gesittung thaten, durch die Engpässe Kabulistans, als der Nord-West-Pforte Indiens, in das Pendjab oder Fünf-Strom-Land einwanderten, und, von nachrückenden Landsleuten gedrängt, nach und nach die weiten Gangesgefilde der Länge und der Breite nach überschwemmten, so zwar daß sie die schwärzere Urbevölkerung, so weit sie nicht unterworfen wurde, in die Himalaya- und

Vindhya-Gebirge zur Linken und zur Rechten hin bei Seite ſchoben. Hier in dieſer fruchtbaren, mit Flüſſen wie übermaſchten Fläche, wo ſich der Boden faſt von ſelber baut, wurden die vorher wohl noch halbnomadiſchen Arier zu vollkommenen Vaiſya's d. i. Anſiedlern, und in demſelben Maaße, wie ſie das wurden, bildeten ſich auch die beiden andern brahmaniſchen Stände heraus, — der Stand der Kſchatriya's, als der Erweiterer und Vertheidiger des in Anbau genommenen Landes der rohen Urbevölkerung gegenüber, und der Stand der Brahminen, als der religiöſen Heger und Pfleger der vorhandenen Geſittung. Dieſe drei Stände denn, die erſt im Laufe der Zeit erblich wurden, machten die Grundlage des indiſchen Staates aus. Sie nannten, im Gegenſatze zu den mehr oder minder rohen Jäger-, Fiſcher- und Nomadenſtämmen der Urbevölkerung, ſich ſelbſt die Zweimalgebornen, d. i. die auf dem Wege der Kultur Wiedergebornen. Derjenige Theil der Urbevölkerung aber, der ſich den Ariern unterwarf, fand ſeine Stelle in den Außenwerken des indiſchen Staates, ich meine in der Sudra-Kaſte, die urſprünglich in keinem andern Verhältniß zu den drei ariſchen Kaſten ſtand, als in dem Verhältniß des Dieners zum Herrn. Die kulturſcheuen Ueberreſte der Urbevölkerung dagegen flohen meiſt auf die Berge und in das Walddickicht, wo ſie als Tſchandalen oder Kaſtenloſe ihr ſüßes Naturleben ungehindert fortſetzten, und ſo freiwillig verkümmerten.

Der Zeitpunkt, wo der ariſche Strom im Norden Indiens einige Seiten-Arme auch in den Süden Indiens entſandte, wird ſich ſchwerlich je mit Beſtimmtheit angeben laſſen. Genug, daß die Thatſache ſelbſt auch nicht dem leiſeſten Zweifel unterliegt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ſämmtliche mit dem Tamul verwandte Sprachen des Südens, obſchon ſie ein vom Sanſcrit durchaus verſchiedenes Urelement aufzeigen, doch vom Sanſcrit ſo durchwachſen und überwuchert ſind, daß das Urelement in einigen derſelben faſt erdrückt erſcheint.

Hier nun ſtehen wir wieder an der Pforte der ethnologiſchen Frage. Ich habe mich ſchon im vorigen Bande dahin ausgeſprochen, daß das vom Sanſcrit durchſetzte Urelement der indiſchen Urſprachen, die, wie geſagt, mit den tamuliſchen auf demſelben Stamme gewachſen ſind, ſeitens der Wort-Biegung und -Fügung auf ein näheres Verhältniß zu der turaniſchen Familie hindeutet.[139] Es enthält aber daneben der Wortſchatz der indiſchen Urſprachen ziemlich markirte Anklänge an die javaniſche Familie.[140] Ließe es ſich erweiſen, daß die letztere Thatſache auf mehr als auf bloßem Zufall beruhe, ſo dürfte ſich die Antwort auf die in Rede ſtehende ethnologiſche Frage ſo ſtellen: Die indiſche Urbevölkerung ſteht, dem Kerne nach wenigſtens, mitten inne zwiſchen jenen Stämmen, die ſich im Nordoſten des iraniſchen Hochlandes ausbreiteten, und die ich der Kürze wegen mit Bunſen unter dem Namen Turanier (im weiteren Sinne) zuſammenfaſſe, und zwiſchen denjenigen Völkern, die in jüngerer Zeit von dem iraniſchen Hochlande aus über Klein-Aſien u. ſ. w. dem Weſten zueilten, und die ich mit Laſſen unter dem Namen Javanes zuſammenbegreife, — ſo jedoch zwiſchen inne, daß ſie ſich um ſo viel mehr den Turaniern zuneigt, als eine durchgehende grammatiſche Verwandtſchaft einzelne lexicographiſche Anklänge an ethnologiſcher Bedeutung überwiegt. Nun wie dem auch ſei, das ſteht jedenfalls feſt, daß der Kern der tamuliſchen Urbevölkerung dem Nomaden-Leben, der Grundrichtung turaniſchen Weſens, ergeben war, wie denn auch einer der griechiſchen Geographen[141] die alten Bewohner Indiens mit denjenigen ſcythiſchen Stämmen vergleicht, die auch dem Ackerbau abhold, und weder Städte noch Tempel bauend, auf ihren Wagen im Lande hin und her zogen. Waren doch noch zur Zeit des Ptolemäus die Bewohner des Tſchola-Königreichs mit der Hauptſtadt Arcot Nomaden,[142] und noch jetzt haben ſich Ueberbleibſel der nomadiſchen Urbevölkerung in den Nilagiri-Todawers erhalten, deren Name ſelbſt nichts anders als Hirten zu

bezeichnen ſcheint, und die, noch immer allem Ackerbau feind, allein der Viehzucht obliegen, mit ihren Heerden je nach der Jahreszeit den Aufenthalt wechſelnd (Band III, S. 306 fgg.). Um dieſen nomadiſchen Kern der Urbevölkerung lagerten ſich ſicherlich auch andre und zwar noch rohere Elemente her; Arrian ſelbſt ſpricht (Kap. 17) von fleiſch-eſſenden Bergſtämmen. Die Puliyer,[148] die kühnen Jäger der Kurumbu-Gebirge in Malayalam, ſo wie die verkümmerten Paleyer und Polier auf den Pulney-Bergen im Tamulenlande ſelber[144] legen noch immer Zeugniß dafür ab; denn ihr Name beſagt urſprünglich nichts anderes, als Fleiſcheſſer, ein Name, der im Munde des ackerbauenden und von den Früchten des Feldes ſich nährenden brahmaniſchen Hindu allmählig zu einem Schimpfnamen von ganz allgemeiner Bedeutung ward und werden mußte. Ich glaube aber keinen Fehlgriff zu thun, wenn ich fiſchfangende Küſten-Anwohner als drittes Element hinzufüge.

Kurz und gut, — als die brahmaniſchen Anſiedler ſich zuerſt, wie es ſcheint, im Süden des Tamulenlandes niederließen, ſtießen ſie auf eine mehr oder minder rohe Urbevölkerung, die an Farbe, Geſichtsbildung, Sprache, Lebensweiſe und Religion von ihnen ſelbſt grundverſchieden war. Jene ariſchen Kolonien aber, die ihren Weg in das Südland fanden, ſcheinen nicht, wie in Malayalam, mit dem Schwerte, ſondern vielmehr mit den Veda's in der Hand gekommen zu ſein. Es waren recht eigentlich Brahminen-Kolonien, wie denn auch Ptolemäus von *Βραχμᾶνοι Μάγοι* im Süden des Tamulenlandes ſehr bezeichnend redet.[145] Damit ſoll keineswegs geſagt ſein, daß der Stand der Kſchatriya's oder gar der Vaiſya's bei dieſen brahminiſchen Anſiedlungen unbetheiligt geblieben wäre; eine ſolche Behauptung wäre eben ſo unnatürlich als ungeſchichtlich. Deutet doch die uralte Ramaſage ſelbſt auch auf kriegeriſche Unternehmungen der nördlichen Arier im Süden, wenn auch nur auf vorübergehende, und eine andre Ueberlieferung nennt den Gründer Madura's, des erſten Süd-Reiches, grade-

zu einen Ackerbauer aus dem nördlichen Indien. So erſtreckte ſich denn der Einfluß, der von jenen brahminiſchen Colonien auf die großentheils nomadiſche Urbevölkerung ausging, ſicherlich auch auf den Ackerbau. Ja erſt als die umwohnenden Jäger-, Fiſcher- und Hirten-Stämme Geſchmack an den Früchten des Feldes fanden, und, ihrem rohern Fleiſchgelüſt entſagend, ſich in der Sudra-Kaſte als Ackerbauer anſiedeln und ſo dem brahmaniſchen Staate einverleiben ließen, deſſen Stern und Kern der Ackerbau in ſo hohem Maaße war, daß die dazu unentbehrliche Kuh für unverletzlich galt, — erſt dann war wohl die rechte Grundlage für den Einfluß brahmaniſcher Geſittung gewonnen, als deſſen Repräſentant der fabelhafte Agaſtya angeſehen wird, der der Ueberlieferung zufolge das Tamul zur Schriftſprache ausbildete und zu allen tamuliſchen Wiſſenſchaften den Grund legte. Aus dem Allen ergiebt ſich zur Genüge, daß der Stand der Brahminen für die Geſittung des tamuliſchen Volkes von nicht geringer Bedeutung war, und daß mithin diejenigen im Unrecht ſind, die, im Hinblick allein auf die Schattenſeiten des Brahminenſtandes, zumal in ſeiner gegenwärtigen Entartung, ihn für ein Teufelsgeſpinnſt *von vornherein* und die Glieder deſſelben für Volksbetrüger von vornherein erklären.

Ich führe nun meine Leſer aus dem Dämmer des Alterthums an das helle Tageslicht der Gegenwart zurück und entrolle das bunte Gemälde der tamuliſchen Volksklaſſen, deren Verhältniß zu einander ſich nun, wie ich hoffe, deutlicher darſtellen wird.

Ich beginne mit den *Brahminen*. Dieſe machen, weil ihnen keine Kſchatriya's und Vaiſya's von unzweifelhaft reiner Abkunft zur Seite ſtehen, auf den Titel der Zweigebornen im ausſchließlichen Sinne Anſpruch. Gleichwohl liegt die Vermuthung nahe genug, daß auch hier, wie im Tululande, einzelne Abtheilungen der Brahminen gar nicht rein-ariſchen Urſprungs ſind; ich ſelbſt habe wenigſtens viele

Brahminen geſehen, die an Schwärze dem ſchwärzeſten Pariah kaum etwas nachgeben. Sonſt freilich ſoll diejenige Klaſſe, die man jetzt Arier nennt, und die meiſt eine auffallend helle Farbe zeigt, an manchen Orten grade zu den minder einflußreichen Brahminenklaſſen gehören: in ihrem Hauſe — ſo wurde mir geſagt — ißt kein andrer Brahmine, während ſie ſelbſt in einigen Brahminenhäuſern zu eſſen kein Bedenken tragen. In dem alten National-Heiligthum zu Rameſſeram aber fand ich die Arier im eigentlichen Beſitz des Tempels, und es war mir in der That intereſſant, die beinah europäiſch weißen Geſichter mit den faſt kohlſchwarzen Geſichtern der übrigen Brahminen zu vergleichen, die mit Rückſicht, wie es ſcheint, auf die zuſtrömenden fremden Pilger ſich von Canara und Telinga her angeſiedelt haben.[146]

Abgeſehen von dieſer auffallenden Verſchiedenheit an Farbe und Geſichtsbildung zerfallen die Brahminen hauptſächlich in zwei große Abtheilungen, Saiva's und Vaiſchnava's. Die letztern ſind die an Zahl geringern; ſie ſelbſt zählen nur 108 Haupttempel im Ganzen, während die Saiva's 1008 herrechnen. Aber obſchon ſie ſich ſelbſt „Secte zweiter Hand" zu nennen nicht anſtehen, ſo machen ſie doch auf ein mit den Veda's beſſer ſtimmendes Brahmanenthum Anſpruch; ja ſie behaupten gradezu, daß die Saiva-Brahminen in den Veda's, wie ſie ſich ausdrücken, keinen „Griff" d. i. keinen Halt haben.

Die Vaiſchnava's theilen ſich in den Süd- und Nord-Zweig.[147] Jener behauptet, Gott mache Alle ohne Ausnahme ſelig; dieſer dagegen lehrt, Gott mache nur diejenigen ſelig, die ſelig werden wollen. Jener bedient ſich des ſogenannten „Katzen-Schluſſes", denn die Katze ſchleppt ihre Jungen auch wider deren Willen aus einem Winkel in den andern mit ſich herum; dieſer gebraucht den „Affen-Schluß", denn der Affe nimmt ſeine Jungen, nur wenn ſie freiwillig kommen,

an den Buſen. Beide Zweige indeß verrichten die vorgeſchriebnen Ceremonien in den Tempeln ihres Lieblingsgottes. Der berühmteſte derſelben liegt ſo recht in der Mitte des Tamulenlandes, in Sriranga bei Tritſchinopoli.[148] Dorthin ſtrömen Weiber und Männer, um ſich die heiligen Viſchnuzeichen auf Bruſt und Arm einätzen zu laſſen. Dabei fließt denn natürlich manch Stücklein Geld in die weiten Taſchen der dortigen Vaiſchnava-Brahminen. Bei dem andern nicht minder berühmten Vaiſchnava-Tempel zu Tripetty an der Nord-Grenze des Tamulenlandes, wohin ſich jährlich ein wahrer Strom von Pilgern wälzt, ſtrecken nicht bloß die brahminiſchen Erdengötter ihre Hand aus; zu allererſt nehmen die Sri-Companiar, — ſo nennen die Tamulen die britiſche Regierung, — ihren Antheil dahin. Ich kann nicht ſagen, weſſen Beutel ſich dabei am meiſten füllt; man ſagt aber, daß die Gelübde, die dort dem lotusäugigen Viſchnu bezahlt werden, der Company jährlich etwa 100,000 Rupies ſo nebenbei in den Schooß werfen.

Von den Vaiſchnava-Brahminen mit der weißen Erde an der Stirn wenden wir uns nun zu den Saiva-Brahminen mit der heiligen Aſche. Zwiſchen jenen und dieſen findet weder Tiſch-Gemeinſchaft noch Zwiſchenheirath ſtatt. Auch ſie zerfallen wieder in mehrere Abtheilungen, die zum Theil auf bloßer Verſchiedenheit des Wohnſitzes beruhen. Unter ihnen ſteht die Klaſſe der Saiva-Guru's, denen vorzugsweiſe die Verrichtung der üblichen Ceremonien in den Sivatempeln obliegt, mit zu unterſt. Kein Wunder, da im Saivathum der „Weg der Weisheit" ein bei weitem größeres Anſehn genießt, als der „ceremonielle Weg." Daß aber die Vaiſchnava's den Saiva's keinen Grund und Boden in den Veda's einräumen wollen, laſſen ſich die letztern nicht weiter anfechten; ihre Heiligthümer hauptſächlich umrankt ja die üppige Schlingpflanze der heimiſchen Literatur, und obſchon auch die Vaiſchnava's klaſſiſche Werke zu den ihren zählen, wie das ſogenannte „Göttliche Gedicht",[149] der Volks-Veda der Vaiſchnava's, ſo

gehört doch bei weitem die größte und einflußreichſte Maſſe der tamuliſchen Literatur den Saiva's zu, beſonders da die letztern zur Zeit ihrer Blüthe kein Bedenken trugen, auch ſolche Werke ihrem Lieblingsgotte zuzueignen, die, etwa im Sinne des Buddhaismus, im Intereſſe weder des einen noch des andern Gottes urſprünglich geſchrieben waren. Daher hat denn derjenige Miſſionar, der auch auf den gebildeten Theil der Brahminenwelt ſeinen Einfluß auszudehnen wünſcht, ſich vorzugsweiſe mit den ſivaitiſchen Werken der tamuliſchen Literatur bekannt zu machen.

Es fehlt auch nicht an Madhvatſcharya-Brahminen im Tamulenlande. Der Stifter dieſer Schule, früher wahrſcheinlich ein Siva-Prieſter, ſpäter ein warmer Verehrer des Viſchnu in ſeinen verſchiednen Formen, lebte im Tululande. Von dort aus breiteten ſich ſeine Anhänger über das Hochland, und von da auch in das tamuliſche Tiefland aus, wo ſie noch immer mahrattiſch oder aber canareſiſch ſprechen. Sie beſiegeln ſich ſchwarz auf Stirn, Arm und Bruſt und verehren hier beſonders den Affengott Hanuman, tragen jedoch bei ihren Hochzeiten kein Bedenken, daneben auch dem dreiäugigen Siva die dreiäugige Kokosnuß zu opfern, obſchon ſie ſonſt alle übrigen Vaiſchnava's nicht bloß, ſondern auch die Saiva's im Allgemeinen für Ketzer halten. Sie ſind nämlich der Dwaitaſchule zugethan, während die Vaiſchnava's und die Saiva's, wie es ſcheint, urſprünglich dem Viſiſhtadwaitaſyſtem huldigten, gegenwärtig aber (namentlich die Saiva's) immer mehr der Adwaitalehre anheim fallen, die von den Smarta-Brahminen mit Erfolg gehandhabt wird. (Siehe S. 39 u. fg.) Es iſt meinen Leſern vielleicht nicht unintereſſant, einen Saiva-Weiſen über die Eingriffe der Smarta-Brahminen, die, wie die Madhvatſcharya's, auf der Weſtküſte ihren Urſprung nahmen, ſeufzen und — im Sinne einer unio conservativa — die Vaiſchnava-Brahminen zum gemeinſamen Bündniß wider den gemeinſamen Feind auffordern zu hören.

Vor mehreren Jahren nämlich hatte ſich unter den Honoratioren zu Madras u. ſ. w. eine Saiva-Geſellſchaft gebildet mit dem Zweck, ſich allmonatlich einmal zu verſammeln und über die heiligen Schriften der Saiva's Vorträge zu halten. Dieß veranlaßte jenen Saiva-Weiſen zu einem Aufſatze, in welchem er ſich etwa folgendermaßen herausläßt:

„Der Sivaismus folgt der Viſiſchtadwaitaſchule. Das wiſſen Viele leider nicht. Sie denken, die Adwaitalehre und das Saivathum gehören zuſammen, und die Smarta-Brahminen ſeien eben nichts anders als Saiva-Brahminen. Daher kommt es denn, daß die Velaler und andre Kaſten ihre Saiva-Viſiſchtadwaita-Bücher bei Seite legen und Adwaitaſchriften ſtudiren, — in dem Wahne, daß in den letztern die Wahrheit enthalten ſei. Dazu aber helfen die Smarta's tüchtig mit. Sie machen hier im Südlande wacker Proſelyten unter den Saiva's, indem ſie dieſelben von den in den Saivabüchern vorgeſchriebnen Religionsgebräuchen unvermerkt abziehen, ſie an ihre eignen Gebräuche gewöhnen, und die vormaligen Guru's derſelben um ihren ganzen Verdienſt bringen."

„O Wunder über Wunder! Das Saivathum und das Smartathum ſind ja grundverſchieden. Wollen denn das jene Saivaherren nicht bedenken? Was iſt ein Sivait? Das iſt derjenige, der den Siva für den wahren Gott hält, neben ihm keinen andern Gott verehrt, heilige Aſche an ſeine Stirn ſtreicht, die Rudrakſcha-Kette anlegt, und ſo den heiligen Schriften nachwandelnd, die himmliſche Kailaſa zu erlangen ſtrebt. Und was iſt ein Smarta-Anhänger? Das iſt derjenige, der, ungeachtet er ſich mit der heiligen Aſche und der Rudrakſcha-Kette ſchmückt, die Saivabücher verwirft, bloß der Sruti und der Smiriti Bedeutung beimißt, Siva und Viſchnu für gleich achtet, ſich von Beider Bekenntniß fern hält, von einem einigen oberſten Brahmam redet, das eigne Ich und die ganze Welt mit jenem Brah-

mam für Eins erklärt, außer dieſem nichts Andres anerkennt, und die Erlöſung in ſolche Erkenntniß ſetzt."

„Darum ſo findet doch wohl ohne Zweifel ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen dem Saiva- und dem Smarta-Bekenntniß ſtatt. Ich ſage wahrlich nicht, daß das eine höher oder niedriger als das andre ſtehe. Im Gegentheil meine Meinung iſt: Niemand ſollte dem von den Aeltern her überkommenen Bekenntniß entſagen. Das ſcheint mir die wahre Weisheit zu ſein. Uebrigens aber wandeln auch einige Vaiſchnava-Herrſchaften ihrem Bekenntniß ſchnurſtracks zuwider. Sie ſind in völliger Unklarheit über ihr angeſtammtes Viſiſchtadwaitaſyſtem und gerathen denn ſo, ſie wiſſen nicht wie, an Adwaitaſchriften. Das iſt doch ſehr wunderlich. Das Vaiſchnavathum hat ja wahrlich der eignen Schriften genug, ſowohl was die Natur der Dinge, als was den Glauben und die übrigen Artikel anlangt, — und dazu giebt es ganze Stöße von Büchern, die von den nöthigen Bräuchen und Ordnungen handeln. Darum wäre es doch wahrlich nicht übel, wenn auch die Vaiſchnava's ſich zu einer ähnlichen Geſellſchaft zuſammen thäten. Nur ſollten dann die Vaiſchnava's und Saiva's die Waffen ſtrecken und ſich nicht mehr ſchmähen, ſondern als Brüder ſich alle Liebe und Freundlichkeit erweiſen. Warum? Die Veda's als die Grundlagen unſrer Religion nicht bloß, ſondern auch alle darauf gebauten Schriften ſprechen von Siva und Viſchnu und von deren beiderſeitigen Anhängern in ganz gleicher Weiſe. Warum ſollte denn da der Eine bei aller Anhänglichkeit an ſeinen Lieblingsgott des Andern Gott verachten?"

So weit jener Saiva-Weiſe.

Was nun die Beſchäftigung der Brahminen anlangt, ſo macht man ſich daheim leicht eine falſche Vorſtellung. Obgleich z. B. der berühmte Tempel zu Sittambalam[150], wo der mondlockige Gott, Siva, zum Entzücken der verſammelten Götter tanzte, in alter Zeit, wenn

man der Ueberlieferung glauben ſoll, dreitauſend Brahminenbäuche fütterte, und noch immer an dreihundert, wenn auch etwas kümmerlich, nährt (ſiehe S. 45), ſo bilden doch die Müßiggangs-ſeligen Tempel-Brahminen, denen abgeſehen von den oft bedeutenden Tempel-Pfründen das Volk den Reis in den Mund ſteckt, immerhin nur Eine Abtheilung. Die übrigen, denen es nicht ſo wohl wird, ſehen eben wie ſie ſich am beſten durchbringen. Der Eine ſingt den Preis ſeines Gottes an heiligem und nicht heiligem Orte, der Andre ſammelt ſich als Guru eine Art Gemeinde, für die er namentlich an Freuden- und Trauerfeſten die üblichen Gebräuche gegen die üblichen Gebühren verrichtet; dieſer trägt auf dem Markte und in den öffentlichen Ruhehäuſern u. ſ. w. die beliebteſten Volksgeſchichten vor; jener recitirt claſſiſche Gedichte oder lehrt Grammatik, Logik, Philoſophie und Rhetorik. Der Rhetoriker (Alangkari) genießt beiläufig einer ſolchen Ehre, daß ihm in Geſellſchaft der gaſtliche Betel beſonders gereicht wird. Manchem ſchmeckt ein wanderndes Bettelleben am beſten; Viele bauen den Acker; Einige treiben Handel; Alle aber, die nur einigermaßen ſtrebſamen Geiſtes ſind, betrachten das Bureau als den Gipfel irdiſcher Glückſeligkeit: was geht doch über ein feſtes Gehalt aus dem Geldkaſten der Sri Companiar, in welchem die Eingebornen die Schatzkammer des Gottes Kuvera, des indiſchen Plutus, zu ſehen gewohnt ſind, — die Ehre ungerechnet. Denn was ſie auch immer von unſrer unreinen und verunreinigenden Pariah-Natur fabeln mögen, derjenige Brahmine, dem ein europäiſcher Beamter oder auch nur ein Freund deſſelben die Hand zu reichen würdigt, fühlt ſich vielleicht ſo ſelig, als wenn ihm ſein lotusfüßiger Gott erſchienen wäre.

Am unwiſſendſten und deßhalb auch am verachtetſten ſind die Tempel-Brahminen. Ich wollte, ich könnte dich, mein lieber europäiſcher Leſer, der du um jedes Brahminenhaupt die Glorie der „Brahminen-Weisheit“ ſchweben ſiehſt, einmal flugs in das Aether-Linga-

Heiligthum zu Sittambalam führen, und dir die dortigen geiſtlichen Herren mit den dummen, gemeinen Geſichtern und dem rundlichen Bauche zeigen. Du würdeſt dich ſicherlich in dem klöſterlichſten Kloſter des allerdunkelſten Mittelalters wähnen.

Dennoch birgt der Brahminenſtand, — die Tempel-Brahminen und ähnliche Brahminen-Klaſſen natürlich abgerechnet, — trotz ſeiner gegenwärtigen Entartung zum Theil noch immer den Kern des Volksgeiſtes, namentlich nach der Seite der Intelligenz hin, und die europäiſchen Beamten kennen für den höhern Bureaudienſt keine geeigneteren Leute. Leider hat die proteſtantiſche Miſſion bis jetzt ſehr, ſehr wenig an ihnen ausgerichtet, und die Ausſicht, ihr Pfund für die Heranbildung eines chriſtlichen Lehrſtandes dienſtbar zu machen, ſcheint noch in ſehr weiter Ferne zu liegen. Vielleicht daß ihnen die Sudra's in dieſer Beziehung zuvorkommen.

Ich kann mich hier unmöglich auf eine weitläufige Schilderung aller ihrer Gebräuche einlaſſen.

Ein Stündchen etwa, bevor ſich der Sonnengott erhebt, verläßt der Erdengott, der Brahmine, ſein Lager, — und putzt ſich die Zähne. Gegen Sonnenaufgang eilt er zum Waſſer, um dem armen Sonnengotte beizuſpringen, dem die böſen Dämonen (offenbar Perſonificationen der Wolken) gleich im Anfang ſeiner Laufbahn in den Zügel fallen. Das Waſſer nämlich, das der badende Brahmine, ſein Angeſicht der Sonne zukehrend, in die Hand faßt und über ſich ſpritzt, ſammelt ſich gleichſam zu einem mächtigen Streitheere, vor welchem die böſen Dämonen, die der Welt das liebe Sonnenlicht nicht gönnen, die Flucht ergreifen. Derſelbe Kampf entſpinnt ſich wieder um Mittag, wo der Sonnenwagen den Scheitelpunkt erreicht, ſo wie am Abend, wo die ſieben Sonnenpferde zu Rüſte gehen. Da helfen dann die Erdengötter den himmliſchen Kampf zum Beſten der Erde wiederum ausfechten. Kein Wunder daher, daß das Haupt auch des ärmſten, un-

wiſſendſten und laſterhafteſten Brahminen ein unaustilgbarer Heiligenſchein umgiebt.

Drei Stücke gehören zu einem vollſtändigen Brahminen: die Leſung der Veda's, die Haarlocke, und die aus ein und zwanzig Fäden bereitete heilige Schnur, das Abzeichen der „Zweigebornen.“ Mit der letztern vermählt man ſich im 5. oder 7. Lebensjahre.[101] Dann wird das heilige Feuer geſchürt und die heilige Schnur davor aufgehängt; die dazu geladenen Brahminen murmeln ihre Formeln her und berühren ſegnend die heilige Schnur. Das Letztere thun auch die verheiratheten Frauen aus der Verwandtſchaft. Endlich wird ſie dem jungen Brahminen angelegt und mit ihr zugleich das h. Saffrangewand. Derſelbe darf nun an das Leſen der vier Geheimniſſe d. i. der Veda's gehen.

Alles ſcheint darauf berechnet, den jungen Brahminen in den Eheſtand hinein zu treiben und ſo ſein heiliges Geſchlecht, ohne das ja die Erde nicht einen Tag ordentlich beſtehen kann, gnädiglich fortzupflanzen. So lange er unverheirathet iſt, darf er nämlich ſein Eſſen nicht im eignen Hauſe nehmen, ſondern muß es ſich ſtets aus dem Hauſe ſeiner Verwandten holen. Er faßt es in ſein Gewand und breitet es auf ein Bananenblatt.

Hat des Vaters Bruder eine Tochter, ſo bleibt keine weitere Wahl; ſie und keine Andere iſt die Erwählte. Wo nicht, ſo hilft die übrige Verwandtſchaft aus; man wählt aber gern womöglich ſo, daß das Familien-Vermögen beiſammen bleibt.

Das Hochzeitsfeſt iſt, wie für jeden Hindu, ſo auch für den Brahminen, und für ihn ganz beſonders, ein hohes Feſt. Der Hochzeit-Pandel wird im Hofraum mit großem Fleiße hergerichtet; je längere Zeit daran gebaut wird, deſto ehrenvoller. Der Hauptfuß des Pandels wird mit Mangoblättern, Kuſagras u. ſ. w. umwunden und mit Sandel, Saffran und derlei beſtrichen; dicht dabei ſteht das ſich ſelber ſchnäuzende Hochzeitslicht mit gewaltigem Docht,

und rings um den Fuß werden neunerlei Kornarten gesäet, die, weil die Erde reichlich mit Milch getränkt wird, schon am dritten Tage aufgehen, dem neuen Hauswesen fröhliches Gedeihen verheißend.[152] In demselben Sinne wird auch der Eingang zum Pandel mit Fruchtbüscheln der Areka, Kokos und namentlich der Banane, deren Name selbst auf Wachsthum und Fülle deutet,[153] geschmückt.

Hochzeits-Zeugen sind die beiderseitigen Väter, die heiligen Veda's, die heilige Schnur, der Feuergott, der höchste Gott*, die „Wolkenstimme", die Erdengöttin, und die versammelten Erdengötter. In dieser Zeugen Gegenwart denn reichen die beiderseitigen Väter Reis, Betel, Areca und Geld einander dar, und gießen sich aus einem geschnepften Kupfer-Topf ein wenig Wasser in die Hand. Zuletzt weihen die Brahminen Saffran-gefärbten Reis. Die Anwesenden fassen der Reihe nach Etwas davon in beide Hände, falten die Rechte über die Linke und legen es dem Bräutigam zuerst auf den Schooß, sodann auf die Schulter und endlich auf das Haupt.

Liegt der Vater im Sterben, so holt man schnell einen Brahminen, der gegen das übliche Geschenk an Geld oder an Geldeswerth das heilige Feuer unter Gebet anzündet. Die Verwandten schaffen die Leiche hinweg; der Sohn aber schreitet, einen Topf mit Feuer tragend, dem Leichenzuge voran. Dort hat der dazu bestellte Pariah allbereits einen Scheiterhaufen aus 2000 Stücken getrockneten Kuhdüngers aufgeschichtet. Man umschreitet denselben dreimal und legt die Leiche darauf. Nun wird der Sohn von Kopf bis zu Fuß geschoren, und nachdem er gebadet, zündet er dem Rudra, als dem Gotte des Leichen-Ackers, ein Opfer-Feuer an und spritzt unter Gebeten Oel und Wasser darein. Darauf nimmt er ein Gefäß mit Wasser auf seine Schulter, und umkreist die Leiche von der Rechten zur Linken und umgekehrt, indem er bei jeder Runde mit einem Feuerbrande aus seinem Topfe ein Loch in das Wasser-Gefäß auf seiner Schulter stößt. Zuletzt legt

er den Feuerbrand dem Leichnam zu Häupten; der dazu Verordnete aber wendet den brennenden Leichnam von Zeit zu Zeit um, und darf nicht eher von der Stelle weichen, als bis dieser ganz zu Asche geworden. Am nächsten Tage sammelt dieselbe Person die Gebeine in ein Gefäß, netzt sie mit Milch und versenkt sie in fließendes Wasser. War der Verstorbene ein begüterter Mann, so behält vielleicht der Sohn einiges Gebein zurück, und befördert es durch die Hand eines Brahminen entweder nach Benares oder nach Rameſseram, dem Benares des Südens. Da kann der Hingeſchiedne der engen Pforte zum himmliſchen Kailaſa oder Vaikuntha — je nachdem derſelbe ein Verehrer des Siva oder Viſchnu war, — nicht verfehlen. Wie wichtig daher, daß man ſich vor allen Dingen auf Erden Schätze ſammele, wenn man wünſcht, daß Einem hernach der Himmel unfehlbar zufalle!

Obgleich der Brahminenſtand mehr als alle andern Stände mit heiligen Bräuchen auf allen Seiten umſchanzt iſt, ſo darf man doch ja nicht glauben, daß die Brahminen durchgängig in ſtrengem Feſthalten am alten Herkommen es allen andern Klaſſen zuvorthun. Mit nichten. In Combaconum z. B., einer der alten Hauptſtädte des Tſchola-Reiches, einem rechten Brahminenneſte, werden unter den 10,000 Brahminen, die dort die Erde beglücken, vielleicht kaum 6000 gefunden, die nicht den „Feuertrank" aus Erfahrung zu ſchätzen wiſſen; und in Madras ſelbſt giebt es der Zweigebornen genug, die ſogar ihre Töchter, — allerdings gegen ungeheure Summen, — an Europäer zu verkuppeln kein Bedenken tragen. Es hat auch kein andrer Stand der Freigeiſter ſo viele aufzuweiſen, als grade der brahminiſche, der ja zum großen Theile von der Lüge lebt; war doch ſelbſt der erſt kürzlich verſtorbne gelehrte Erklärer des ſogenannten „großen Puranam," — einer Sammlung ſivaitiſcher Heiligen-Geſchichten,[104] — ein entſchiedener Freidenker, der, während er das große Puranam des ſchönäugigen Siva commentirte, trotz einem europäiſchen Frei-

denker in seinem Herzen dachte: „Morgen wieder neu sich zu entbinden, wühlt sie heute sich ihr eignes Grab, und an ewig gleicher Spindel winden sich von selbst die Monden auf und ab!“ Es wirkt dazu ohne Zweifel der Umstand bedeutend mit, daß die Brahminen hauptsächlich die höhere Region derjenigen Beamtenstellen, die man mit Eingebornen zu besetzen pflegt, füllen und auf diese Weise mit europäischem Brauch und Wissen mehr als alle andern Stände in Berührung kommen. Eine solche Berührung wirkt natürlicher Weise zunächst zersetzend.

Es scheint daß die Einführung europäischer Mißbräuche leichter von statten geht, als die Abstellung brahminischer Mißbräuche. Es ist bekannt genug, daß ein Brahminen-Mädchen im 5. oder 7. Lebensjahre einen Mann haben muß; derjenigen, der es auch im 10. Jahre noch nicht gelungen ein „Tali“[185] zu erjagen, ist alle weitere Hoffnung auf Verehelichung rund abgeschnitten; sie ist und bleibt ein Gegenstand der Mißachtung, und keine Brahminen-Frau wird mit ihr zusammen essen oder trinken. Wenn es ihr nun aber auch gelingt, noch vor Ablauf der anberaumten Zeit in den Hafen der Ehe einzulaufen, die Gefahr bleibt immer, daß sie ihren Gemahl über kurz oder lang wieder verliert, — vielleicht noch ehe sie selbst das Kindesalter hinter sich hat, — und dann ist ewige Wittwenschaft mit all ihren Schrecken ihr Loos. Das treibt dann Viele dieser Elenden in ein unordentliches Wesen hinein. Daher, wenn irgend ein Mißbrauch das gesellige Leben zerrüttet, so ist es dieser der frühen Verheirathung im Zusammenhang mit dem Verbot der Wiederverheirathung für die Wittwen.

Es ist mir in einer tamulischen Zeitschrift ein Artikel zu Gesicht gekommen, der diesen bedenklichen Gegenstand offen bespricht. Da derselbe einen Blick in das tamulische Volksleben thun läßt und zugleich in echt tamulischer Weise mit Versen, Gleichnissen, und Sprüch-

wörtern durchwürzt iſt, ſo werden es mir meine Leſer vielleicht Dank wiſſen, wenn ich ihn hier ziemlich vollſtändig wiedergebe, nur da hauptſächlich weglaſſend, wo die in ſolchen Dingen freiere Art des Morgenlandes für europäiſche Ohren das Maß überſchreitet.

Der Verfaſſer beginnt mit einem kurzen Stoßgebete:

„O du himmliſcher Eber, Viſchnu! der du wohneſt in Seiteipöttei (in der Nähe von Madras), das, bergesgleich ſich erhebend, in Fülle prangt, — beſelige doch die Bewohner der meerumbrauſten Erde durch Tugend verleihende Wiſſenſchaft!“ — Darauf redet er den Herausgeber der Zeitſchrift in der üblichen pomphaften Weiſe an:

„Unter den Anhängern der ſechs Religionen, in die ſich die vier Kaſten innerlich zerklüftet haben, welche der Lotus-Gott, Brahma, erſchaffen hat auf der durch die heilige Dreigeſtalt entſtandnen blumengleich weit-erſchloßnen Erde, giebt es gewiß nur Wenige, denen ein tüchtiges Wiſſen und ein edles Weſen zu Theil geworden; alle Andern ſind durch der Unglücksgöttin Schuld ſolchen Vorzugs baar, — Leute, die weder in dieſem noch in jenem Leben Heil erlangen. Mit der Abſicht nun, auch ſolchen Elenden Heil zu bereiten, — der Sonne gleich, welche die Erden-Finſterniß verſcheucht, aufgehend, — erſcheint jeden Sonntag Morgen, die heilige Dreigeſtalt an der Stirn, Eure wackre Zeitſchrift. In dieſer wollet Ihr gefälligſt den paar Zeilen, die ich ſchreiben werde, ein Plätzchen gönnen; in dieſer zuverſichtlichen Hoffnung ſchärfe ich denn meine Feder und ſetze ſie an.“

Nun erſt kommt er zur Sache ſelbſt.

„Ich habe ſchon ſeit längerer Zeit einen großen Zweifel in mir gehegt und, obgleich ich ſtets im Sinne hatte, ihn in Eurer Zeitſchrift offen darzulegen, ſo hat ſich doch jetzt erſt eine paſſende Gelegenheit dazu geboten. Ihr ſelbſt habt Euch in einer der letzten Nummern über den Kindesmord ausgeſprochen und dazu bemerkt, daß ſich darin eine Verruchtheit offenbare, die grauſer ſei, als die Luſt der

Leidenſchaft ſelbſt. Ein ſcheinbar geringes Wort, aber ſo voll Sinnes, daß ich es einen Thautropfen auf des Grashalms Spitze, in welchem ſich ein gegenüberſtehender mächtiger Baum ſpiegelt, nennen möchte. Es iſt ja wahr, in der Welt giebt es keine größere Luſt, als die Liebe. Das beweiſt der Spruch des Dichters: „Iſt denn etwa die Welt des Lotos-äugigen Gottes ſüßer, als das Träumen auf der Geliebten Schulter?“ Ja kein Rauſch ſelbſt iſt ſo mächtig als der Liebe Rauſch. Das geht aus einem andern Verſe zur Genüge hervor: „Nicht der Palmenſaft, ſondern die Liebe durchſaftet das Innere und reißt hin durch bloßes Anſchaun.“ Noch mehr, die Liebe iſt ein Feuer über alle Feuer. Dafür kann ich noch einen Spruch des Dichters anführen. „Wenn ich weiche, — ſo brennts, wenn ich nahe, ſo kühlts. Woher doch hat ſie genommen ſolch ein Feuer?“

„Jene Liebe aber läßt weder Hohe noch Niedre unangefochten. Selbſt der Lockenträger Siva hat der Macht der Liebe nicht widerſtehen mögen; davon kann man in der Geſchichte des Pandva mit dem Fiſch-Banner, ſo wie in vielen andern Geſchichten leſen. Leider ſteht das weibliche Geſchlecht an Leidenſchaftlichkeit dem männlichen Geſchlechte keineswegs nach. Daher denn die heimliche Unzucht und, aus Furcht vor der Schande, die grauſamſte aller Sünden, der Kindesmord. Stirbt aber das Kind nicht ſchon im Mutterleibe, ſo ſtirbt es vielleicht, wenn es geboren iſt, und dazu die Mutter ſelbſt, — nach dem Sprüchworte: Das kalte Fieber iſt ſammt der Hülle dahingefahren. Der böſe Ruf folgt dann doch und die Verwandten eines ſolchen Weibes gehen mit geducktem Haupt einher. Iſt das nicht alles die Folge jener Leidenſchaft? Und ſolche Schanddinge gehen doch ſchon ſeit langer Zeit unter uns im Schwange, — nicht wahr? Man ſagt freilich, das ſei der jetzigen Frauen Schuld; wackre Frauen würdigen ſich nicht zu ſolcher Schändlichkeit herab. Allein es iſt doch auch ſchon in jenen Zeiten, welche man die tugendhaften zu nennen pflegt, viel

Schande der Art getrieben worden, und ſo eben iſt das gegenwärtige böſe Zeitalter geworden. Wie der König, ſo die Unterthanen. Wo geht denn in dieſer Welt Keuſchheit noch im Schwange? Sie iſt wahrlich eine Ausnahme von der Regel. Das kommt aber daher, daß man in ſo zartem Alter heirathet. Wenn dann der Mann ſtirbt, noch ehe das Kind zur Jungfrau reift, was für Trübſal und Anfechtung wird über ſie kommen! Tiruvalluver ſagt: Auch wenn ein Weib den Göttern nicht dient, wenn ſie nur dem Mann zu dienen eilt, ſo mag ſie wohl ſprechen: Regne! — und es regnet. Nun Frauen, die auf ein ſolches Wort merken, werden ja freilich in den Pfad der Sitte einlenken. Allein das iſt eine über die Maßen leidige und verdrießliche Sache. Jenes ſchöne Wort ſteht freilich in dem Gedichte des Tiruvalluver, das Unglück iſt nur eben, daß Niemand danach thut. Man richtet ſich viel lieber nach einem andern Verſe des Dichters, der ſo lautet: „Auf der Liebe grauſem Meer ſchwimm ich; kein Ufer ſeh' ich; auch des Nachts drin umher irr' ich."

„Ach mein lieber Herausgeber! An derlei hölliſchem Greuel ſind doch wohl Vater und Mutter Schuld, die demſelben keinen Einhalt thun. Wenn man, den Veda's und den darauf fußenden heiligen Büchern gemäß, den Frauen die Wiederverheirathung geſtattete, ſo würde derlei Aergerniß und Schmach wohl wegfallen. Da ſchreiet man aber: „Nein, nein, Wiederverheirathung der Frauen, das iſt gegen alles Herkommen und grundgemein." Ei, ei, ſo ſind die heiligen vier Veda's, die ihren Urſprung aus dem Lotusgebornen Gotte haben, Lügen- und Läſter-Bücher? Wenn das wahrhaftig unſre Meinung iſt, ſo drücken wir damit allen unſern heiligen Bräuchen, die ſich doch nach den Veda's richten, den Stempel der Lüge auf. Man vergeſſe doch ja das alte Sprüchwort nicht: Wer ſich nicht ſelber ſtraft, dem geht es wie dem Affen auf dem Kokosbaum. Fahren wir ſo fort, ſo wird das für die fremden Religionspartheien, die uns nur allzugern ſchmähen, zu

einem Honig-Regen werden, der von einem Zuckerdache herniederrieſelt. Heißt es denn in den Veda's wirklich, daß nur der Mann zwei-, drei-, viermal heirathen dürfe, oder heißt es nicht an eben jenem Orte auch, daß die Frau wenigſtens zweimal ſich verehelichen möge? Darüber ſollten doch unſre Weiſen nachſinnen. Wahrlich die niedern Kaſten beſchämen uns, ſie richten ſich in dieſer Sache ganz nach den heiligen Veda's, und wir, — wir ſetzen ſie bei Seite. O Wunder über alle Wunder! Dieſe Welt iſt voll von Leuten, welche die heilige Kuh zu morden kein Bedenken tragen; muß denn dazu auch noch der Kindermord gefügt werden, als wäre es am Kuhmord nicht genug? Mein lieber Herausgeber! Wie lange wird das unſer Gott noch mit anſehen können?"

Der Schreiber des Artikels bittet am Schluß den Herausgeber, ſich doch mit ſeiner Feder in's Mittel zu legen, und es ja nicht wie der Herausgeber einer andern tamuliſchen Zeitſchrift zu machen, der, weil er ſich die Finger nicht habe verbrennen wollen, zu dem Allen ſtill geſchwiegen habe. Einige Wochen darauf erſchien denn auch ein darauf bezüglicher Artikel in der betreffenden Zeitſchrift. Der Einſender deſſelben ſagt, jener Herr habe ſeine Sache mit Beiſpielen u. ſ. w. ſehr wohl durchgefochten, und man müſſe ja freilich zugeſtehen, daß, wenn eben nach dem Sinne deſſelben gehandelt würde, das nur vollkommen gut und weiſe zu nennen wäre. Allein der Schreiber jenes Artikels habe Eines außer Augen gelaſſen, — nämlich den allgemeinen Brauch, und nach ſeiner eignen geringen Anſicht ſei allgemeiner Brauch weit wichtiger als alle Bücher, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil nach dem allgemeinen Brauch ſich eben Alle richten. Er wolle dem Schreiber einen hierher gehörigen Fall erzählen. Da ſei vor einiger Zeit ein großer Sanſcrit-Gelehrter hier geweſen, deſſen Tochter auch ſchon im Kindes-Alter Wittwe geworden. Das habe der Vater ſchwer ertragen mögen und deßhalb alle Schriften durchforſcht, um herauszubringen ob denn einer Brahminenwittwe

die Wiederverheirathung in der That untersagt sei. Er habe grade das Gegentheil befunden und sei nun fest entschlossen gewesen seine Tochter zum zweiten Male zu verehelichen, aber da seien alle seine Verwandten über ihn hergefallen und haben ihm die Unmöglichkeit einer Abweichung vom allgemeinen Brauche vor Augen gestellt. So habe denn jener Mann die Sache aufgegeben. — Er selbst wolle nun dem Schreiber des Artikels einen guten Rath geben, der ihn wohl zum Ziele führen könnte. Nämlich, er solle doch eine große Versammlung weiser Männer zusammen berufen und ihnen die Sache mit allen ihren schlimmen Folgen vor Augen und an's Herz legen. Wenn dann diese Herren sich für seine Meinung entschieden, so sollten Einige die Sache getrost in's Leben führen; so würde sie ohne Zweifel allmählig das Ansehen eines allgemeinen Herkommens gewinnen.

So weit der Einsender jenes Artikels.

Wir verlassen nun die Region der „zweigebornen Erdengötter", die von Norden her in das „süße"[166] Tamulenland einzogen, und steigen unmittelbar hinab in die Region der nur „einmal gebornen" Sudra's. Manu sagt: „Der oberste Herr wies dem Sudra nur Eine Pflicht zu, nämlich die, den Brahminen, Kschatriya's und Vaisya's zu dienen." Wie aber die Gesetze Manu's in Bezug auf viele andre Bestimmungen in diesem und jenem Theile Indiens Theorie blieben, so namentlich die den Sudra's zugedachte Stellung hier im Süden. Derselbe geschichtliche Umstand, der die Brahminen hier, wie anderwärts, über alle andern Volksklassen so hoch hinaushob, sicherte auch den Sudra's eine verhältnißmäßig höhere Stellung im bürgerlichen Leben, der Umstand nämlich, daß weder Kschatriya's noch Vaisya's von unzweifelhaft reiner Abkunft die Kluft zwischen der ersten und vierten Kaste füllten. Sie treten daher als der eigentliche Mittelstand auf. Was sonst nur den Vaisya's zustand, Ackerbau, Viehzucht und Handel, — das Alles wurde recht eigentlich zu ihrer Beschäftigung[167],

und während sie so in die Rechte und Pflichten des arischen Nährstandes eintraten, durften sie sich hie und da auch an den Rechten und Pflichten des arischen Wehrstandes, und als Gurus, so wie überhaupt als Männer der Wissenschaft selbst an den Beschäftigungen des arischen Lehrstandes betheiligen. Nimmt man nun noch dazu, daß durch Zwischenheirath den Sudra's sich hie und da auch arische Elemente beimischten, so kann es nicht auffallen, daß gewisse Abtheilungen derselben sich heut zu Tage mit der arischen Schnur schmücken und je nach ihrer Beschäftigung auf den Kschatriya- oder Vaisya-Titel Anspruch machen. Unter denjenigen, die solchen Anspruch erheben, gelten einige allgemein als Linke-Hand-, das ist, als Misch-Kasten, bei anderen dagegen liegt es deutlich genug auf der Hand, daß nur das gleiche Gewerbe zu dem gleichen Titel geführt hat. Das Letztere gilt wohl in Bezug auf die Kaller, davon unten ein Mehreres, das Erstere in Bezug auf die Vanicher[158], mit denen wir die Reihe der Sudra-Klassen[159] beginnen.

Die Vanicher, zu deutsch Kaufleute, mit ihren verschiednen Abtheilungen, deren verschiedne Benennungen oft nur auf Orts-Verschiedenheit beruhen[160], eröffnen insofern mit Recht die Reihe der Sudra-Kasten, als sie zu den wohlhabendsten und einflußreichsten gehören. Diejenigen die zu Ramnad, Sivaganga und Puducottah ihren Sitz haben[161], sich aber des Handels wegen häufig von ihren Familien trennen und an fremde Orte ziehen, stehen besonders im Rufe des Reichthums, und wer nicht 100,000 Rupi's im Beutel hat, gilt unter ihnen für unbemittelt. Aber auch unter den andern Abtheilungen der Vanicher giebt es Leute bei der Stadt, und so groß ist der Hochzeit-Aufwand und so bedeutend die Mitgabe der Frau in einer derselben, daß hier die Verheirathung eines Mädchens fast für den Ruin der Familie angesehen wird. Uebrigens halten sich fast alle Abtheilungen von einander getrennt, und nur der Götze „Gold" vermag zuweilen,

— was ſonſt keiner Erdenmacht ſo leicht gelingt, — eine Zwiſchenheirath zu Stande zu bringen. Dagegen vermag all ihr Reichthum die Schmach nicht zu tilgen, die auf allen Miſch-Kaſten haftet, — und ſelbſt die ariſche Schnur an ihrem Halſe kann ſie nicht verhüllen. Sogar der Wäſcher und der Barbier, die geringſten der geringſten Sudra's, werden ſich ſchwer entſchließen, in den Häuſern gewiſſer Banicher-Abtheilungen zu eſſen. Der Brahmine dagegen, dem für die geringe Mühe eine unverhältnißmäßig reiche Belohnung wird, raunt dem ſterbenden Banichen mit Freuden ſeine magiſchen Sprüche ins Ohr und nimmt dann mit noch größrer Freude eine Kuh, ein Stück Acker, ein Kleid, oder ein kupfernes Geſchirr, am liebſten das Eine mit dem Andern, in Empfang. Zwei Abtheilungen der Banicher jedoch unterhalten mit den übrigen Sudras Gemeinſchaft des Eſſens und Trinkens. Dort haben es die Frauen ganz beſonders gut. Sie tragen nicht, wie ihre übrigen Schweſtern, den Waſſer-Krug auf dem Kopf, der Mann muß es ſelbſt thun oder durch Andre thun laſſen. Dagegen muß Diejenige, die einen Groß-Sohn oder eine Groß-Tochter auf ihre Arme zu nehmen die Freude hat, ſich dafür mit dem Waſſer-Kruge ſchleppen; ſie hebt ihn dann aber nicht auf den Kopf, ſondern auf die Hüfte. In einer andern Abtheilung der Banicher herrſcht der ſonderbare Brauch, daß ſich der Vater in das Haus des Erwählten begiebt, und ſeine Tochter ohne Weiteres anträgt. Wieder in einer andern geht es bei der Verheirathung noch viel eigenthümlicher zu. Sobald die Braut engagirt iſt, wird es dem Kaſten- oder Stammes-Häuptling angezeigt. Dann verſammeln ſich die beiderſeitigen Verwandten in dem Hauſe der Braut, und man bereitet aus den verſchiedenen Körnern, welche die Gäſte mitbringen, eine Art Picknick. Die Frauen laſſen ſich auf kleinen Matten im Innern des Hauſes nieder, und die Männer draußen in der Verandah. Hier nun müſſen Braut und Bräutigam über Leibeskraft eſſen, — und da die Korn-

arten, aus denen das Zweck-Essen zusammengesetzt ist, alle blähender Natur sind, so erfolgt zuletzt eine Scene, die sich nicht füglich beschreiben läßt. Erfolgt sie aber nicht oder doch nicht in dem gehörigen Maaße, so ist das ein Zeichen von so übler Vorbedeutung, daß die Verwandten sich einhellig erheben und sprechen: Wir können deinem Sohne das Mädchen nicht geben. Geht dagegen alles nach Wunsch, so legt man dem glücklichen Bräutigam zehn bis vierzig Pon (jeder zu zwölf guten Groschen) in die Hand; damit muß er vier bis fünf Monate hinaus auf den Handel gehen und sein Handels-Meisterstück machen, dessen Werth nach dem Betrag der klingenden Münze beurtheilt wird, die er, außer dem Capitale und nach Abzug der Zehrungs-Kosten, mit nach Hause bringt. In einigen Abtheilungen der Vanicher zieht der Neuverheirathete für die ersten drei Monate nicht auf den Handel aus. Das junge Paar ißt abwechselnd vier Tage bei der Mutter des Mannes und zehn Tage bei der Mutter der Frau, — und erst nach Ablauf jener drei Flitter-Monate beziehen die Neuvermählten ihr eignes Haus. Daran schließt sich ein andrer Brauch, der sich auch sonst unter den Sudra's findet, und den ich deßhalb mit einigen Worten beschreiben will, weil er uns so recht in das Familienleben des Mittelstandes einführt. Er erstreckt sich übrigens nur auf die drei ersten Jahre nach der Verheirathung.

Im Tei-Monat (der mit der zweiten Hälfte unsres Januar seinen Anfang nimmt) bemalt man neue Töpfe mit Saffran, schmückt sie mit Blumen, füllt sie mit Reis, und schickt sie nebst Kokosnüssen, Bananen-Blättern und -Früchten, Wurzeln, Kürbissen, Zuckerrohr, Milch und andren Leckerbissen unter Trommelschlag in das Haus der Frau. Meint man's recht gut, so müssen zehn bis zwölf solcher schön gezierten und wohl gefüllten Töpfe daherprangen. Wehe der armen Frau, die zu dieser angenehmen Zeit ganz leer ausgeht. Man heißt sie spottweise: Paneikku mel Paneiyattavel d. h. Eine, bei der

ſich nicht Topf auf Topf häuft. — Am erſten Tage des Adi-Monats aber (der mit der zweiten Hälfte unſeres Juli beginnt) ladet die gütige Schwieger-Mutter Mann und Frau in's Haus und bewirthet ſie drei Tage auf's Beſte. Geſchieht das nicht, ſo wird das abermals für eine große Schande angeſehen, und das Sprüchwort ſagt: „Eine Schwieger-Mutter, die nicht zum Adi eingeladen hat, ſoll man aufſuchen, faſſen und mit dem Schuhe ſchlagen.“ — Noch ein paar Monate ſpäter, im Eippaſi-Monat nämlich (der mit der zweiten Hälfte unſers Oktobers anhebt), muß die vielgeplagte Schwieger-Mutter abermals ihre milde Hand öffnen und einen kleinen Meſſing-Topf, gutes Oel zum Einreiben, eine Art Oelkuchen für das Haar, Saffran, Reis, Früchte, Kari, Kuchen, Kleider u. ſ. w. ſpenden. Der letztere Brauch namentlich geht durch alle Sudra-Kaſten hindurch.

Von den Vanichern, die, ſämmtlich Siwaiten, ſich zum Theil aller thieriſchen Speiſe enthalten, und unter denen die römiſchen Miſſionare zu Tanjore Manche für ihre Kirche gewonnen haben[162], wenden wir uns zu den Velalern, die uns um ſo mehr intereſſiren, als ſchon unſre früheren lutheriſchen Miſſionare bis in dieſe oberſten Schichten des tamuliſchen Mittelſtandes hinein Eingang fanden.

Wie die Vanicher den Handel repräſentiren, ſo die Velaler den Ackerbau, und wie jene die reichſte Klaſſe darſtellen, ſo dieſe die ehrenhafteſte.[163] Die ächten Velaler ſind gewiß auch nicht ohne ariſches Blut; Farbe und Geſichts-Bildung, ſo wie der Name „Ganges-Geſchlecht“,[164] der ihnen von Alters her zuſteht, ſcheinen dafür zu ſprechen. Sie, — die ächten Velaler nämlich, — zerfallen in drei Haupt-Abtheilungen, in die Sorzhier, Karaler[165] und Tondamandala-Velaler. Die erſtern ſitzen an den fruchtbaren Ufern des waſſerreichen Cavery, ſo recht im ſaftigſten Kern des Tamulenlandes; die zweiten hauſen an den Ufern des minder geſegneten Veichei-Fluſſes bei Madura auf altklaſſiſchem Boden; die dritten wohnen in dem alten Tonda-

mandalam, einem Nebenzweig des Tschola-Reichs, in der natürlicher Weise noch minder begünstigten, aber durch Kunstteiche in Culturland umgeschaffnen Umgegend von Conjeveram. Die Sorzhier, theils Saiva's, theils Waischnava's, nennen sich übrigens gradezu Arier, und da sie sich überhaupt als zum Geschlecht der alten Tschola-Könige gehörig ansehen, so halten sie so streng auf ihre Kaste, daß sie zu ihren Hochzeiten nur Verwandte zulassen. Die Tondamandala-Sorzhier, offenbar ein Absenker derselben, sind die einzigen Velaler, mit denen sie Gemeinschaft halten, und auch das nicht ohne Ausnahme, da diese sämmtlich, sie selbst aber nur zum Theil Fleisch essen. Unter allen Velalern aber, die, weil sie bei Vertreibung der brahmanischen Erzfeinde, der Buddhisten, hülfreiche Hand leisteten, sammt und sonders zu großem Ansehn gelangten, stechen gegenwärtig die Tonda-mandala-Vellaler am meisten hervor. Während die beiden andern Abtheilungen der ächten Velaler nur den Titel „Pilley“ [160] d. i. Kind führen, dürfen sie ihrem Namen ein „Muteli“ d. i. „Erster“ hinzufügen. Vor mehreren Jahrhunderten machten sie sich um das Tondamandala-Land, das ohne künstliche Bewässerung noch immer eine halbe Wüste sein würde, durch großartige Wasser- und andre Bauten sehr verdient und stiegen in Folge davon in der Gunst des Königs und in der Liebe des Volkes, und obschon die eifersüchtigen Brahminen ihnen die Bau-Schastra's im Laufe der Zeit wieder entrissen, so erhielt sich doch das einmal errungne Ansehn. Sie stehen gegenwärtig in dem Rufe des eifrigsten Sivaismus, bei weitem mehr als die Saiva-Brahminen selbst, und es geht in Bezug darauf unter der gleichgültigern Menge folgendes Sprüchwort: Willst du einen Fluß verderben, so laß das Rohr wachsen; willst du einen Ort verderben, so laß Bücher lesen; willst du einen Djangel verderben, so laß Schafe hinein; willst du aber alles Dreies mit einander verderben, so laß den Muteli kommen! (Der läßt über seinen strengen religiösen Uebungen Alles zu Grunde gehen.)

Die Vermählungs-Ceremonien sind bei den Muteli's u. s. w. ähnlich, wie bei den Brahminen. Am Tage nach der Hochzeit findet ein eigenthümlicher Brauch statt. Die beiderseitigen Verwandten versammeln und ordnen sich in zwei Haufen. In der Mitte der Versammlung steht eine große Schüssel für einzulegende Hochzeitsgelder. Einer sitzt daneben und zeichnet den Betrag der Gaben, wie sie eingelegt werden, sammt den Namen der Einleger auf ein Palmblatt, so jedoch daß er die Worte, die er schreibt, zugleich laut ausspricht. Am dritten Tage nach der Hochzeit muß die junge Frau gleichsam Probe kochen und der Mann mit der Frau dann Probe essen. Die Frau selbst hat zur Ueberwindung ihrer Blödigkeit dem Manne das zugerichtete Essen auf einem großen Bananenblatte vorzulegen. Nun aber lassen die Zuschauer den armen Mann nicht ruhig essen; man fährt etwa mit dem Stiele des scheerenähnlichen Werkzeuges, womit man die vielgeschätzte Betelnuß zu zerschneiden pflegt, in das Essen hinein und rührt es um. So und ähnlich treibt es der tamulische Humor mit drei aufeinanderfolgenden Blättern. Endlich wird das Essen auf einer Art Schüssel gebracht, und nun erst dürfen Mann und Frau ungestört Probe essen. Der vierte Tag endlich ist allerlei Spielen gewidmet. Man stellt z. B. ein Gefäß mit Saffran-gefärbtem Wasser hin, wirft einen Ring und eine Muschel hinein, und läßt der Vorbedeutung halber die Neuvermählten danach fischen. Darauf bespritzen sich die jüngern Hochzeitgäste mit dem Saffran-Wasser und gehen gleich darauf baden. Aehnlich geht es bei den Hochzeiten auch der übrigen Sudra's zu.

Es steht der Frau des Muteli nicht an zu spinnen, oder die Frau einer andern Kaste zu berühren, sie gehöre denn etwa der Karaler-Kaste an, die, wie oben gesagt, im Mittelpunkt des alten Pandya-Reiches ihren Sitz hat. Dort hausen auch die eigentlich sogenannten Pandi-Velaler, deren Hauptsitz Arumucha-Mandalam in der Nähe der alten Pandya-Hauptstadt ist. Dort mußten vorzeiten alle Pandi-

Velaler hin, wenn sie einen Proceß hatten, und da jene Processe in Folge des genauen schriftlichen Verfahrens sich meist sehr in die Länge zogen, so räth ein altes Sprüchwort: „Wenn du nach Arumucha-Mandalam gehst, nimm ja Reis mit! So sage ich, so sage ich.“ Noch weiter unten im Süden, in Tinnevelly nämlich, begegnen wir einer Abtheilung der Velaler, die ihrer Abgeschlossenheit wegen erwähnt zu werden verdient.[167] Diese leben nicht gern an andern Orten; sind sie aber doch dazu genöthigt, so halten sie sich, wo möglich, in eignen Straßen hübsch beisammen. Ihre Häuser umwallen sie mit hohen Mauern, damit Niemand hineinzusehen im Stande sei. Kein andres Auge, als das Auge der eigenen Kaste darf je auf denjenigen Theil der Frauenwelt, der das fünfte Lebensjahr überschritten hat, ungestraft fallen, die Frauenleiche nicht ausgenommen. Wer aber doch das Unglück hat, eines ihrer Mädchen oder Weiber ansichtig zu werden, wird sammt Angehörigen hinausgestoßen. Kommen Leute andrer Kaste zur Hochzeit, so müssen sie es sich außerhalb, wo eine zeitweilige Bude für derlei Besuche aufgeschlagen ist, gefallen lassen. Doch macht man mit alten Frauen und Bekannten eine Ausnahme. Auch bei der Hochzeit selbst geht es ziemlich seltsam zu. Die weiblichen und männlichen Verwandten dürfen sich bei der eigentlichen Vollziehung derselben nicht sehen, — ja selbst Braut und Bräutigam sind in Folge eines dazwischen gezognen Vorhangs für einander unsichtbar. Der Guru der Kaste spricht seine Formeln, der Bräutigam aber streckt beide Hände hinter den Vorhang, greift die Braut und bindet ihr so das Tali um.

Es giebt übrigens auch hörige Velaler, wie z. B. die Valla-Naddu-Velaler bei Ramnad u. s. w. Bei diesen findet zur Versinnbildlichung ihrer täglichen Beschäftigung im Dienste ihrer Herren, die meist Telugu-Leute sind, am Tage nach der Hochzeit eine Art Ceremonie statt. Man macht einen Pflug, der Mann ergreift den Sterz

desselben, und die Frau, schön geschmückt, zieht ihn. Diese aber, so wie die über weitere Strecken verstreuten Torzhuva-Velaler,[168] die sich selbst zu Leichenträgern für gewisse Velaler herablassen, und wenn sie mit Leuten aus bestimmten Velaler-Klassen zusammentreffen, ihr Oberkleid ehrerbietigst unter den Arm nehmen, sind, außer vielen andern Verzweigungen, wenn ächt, doch kein Typus des Velalerthums. Den Namen Velalen lieben übrigens auch andre ackerbauende Kasten sich beizulegen. Ein Sprüchwort sagt: Der Kallen, der Maraven, und der Achamudeijan[169] von unvergleichlicher Würde wird ganz sacht, sacht zum Velan (oder Velalen).

Doch ich habe mich bei den Velalern schon zu lange aufgehalten. Ich füge nur noch hinzu, erstens daß sie meist Sivaiten, und zum Theil strenge Nicht-Fleischesser sind, und zweitens daß unsre alten Missionare unter den Sorzhier'n einigen Eingang fanden, während die katholischen Missionare unter den Karkatta-[170] und Pandi-Velalern in früherer Zeit nicht unbedeutende Fortschritte machten. Von protestantischen Bekehrten unter den Muteli's, dem Adel des tamulischen Volkes in einem gewissen Sinne, ist mir selbst kein Beispiel bekannt. Daß aber die Katholiken ihren Weg auch dahin gefunden, meine ich, freilich nicht mit voller Sicherheit, auch daraus abnehmen zu dürfen, daß bei dem neuen Abdruck der hochtamulischen Grammatik von Beschi ein mit dem Pondichery-College in Verbindung stehender Muteli dem Titelblatte zufolge betheiligt war.

Von den Velalern gehen wir zu den Jdeiyer'n[171] d. i. Hirten über, die in acht Haupt-Abtheilungen zerfallen, deren jede sich wieder in achtzehn Unter-Abtheilungen spaltet. Unter den achtzehn Zweigen ist jedesmal nur ein einziger, der mit den siebzehn übrigen Gemeinschaft hat, — der sogenannte „Liebes-Werk-Zweig."[172]

Sobald die Jdeiyer-Braut das für ihren Ehrentrag errichtete Gemach betritt, muß ihr Gefolge an die Schwester des Bräutigams

das ſogenannte „Braut-Zimmer-Geld" entrichten, und dieſem löblichen Brauche haben ſich nachher auch die beiderſeitigen Verwandten zu unterziehen. Begiebt ſich aber der Bräutigam in das Haus der Schwieger-Mutter, ſo verſperren ihm die jungen Burſchen den Weg und laſſen ihn nicht eher frei, als bis er ihnen ein Stück Geld verabreicht hat. Wenn dann am dritten Tage der Hochzeit die beliebte Neckerei mit dem Saffran-Waſſer vorüber iſt, ſo begiebt man ſich an den Teich des Ortes. Der Brautführer des jungen Mannes trägt eine Haue und einen Korb; der Mann ergreift die Haue und fördert drei Körbe Erde aus dem Tank heraus; dieſe hat dann die junge Frau hinwegzutragen und draußen hinzuſchütten. Nun heißt es: „Wir haben einen Liebes-Werk-Teich" gegraben. Der ſonderbare Brauch empfängt, meine ich, ſein Licht, wenn man bedenkt, daß in den minder waſſerreichen Gegenden, wo die Ideiyer der Viehzucht pflegen, der Teich von erſter Wichtigkeit iſt. So verhält es ſich, — beiläufig geſagt, — mit manchen Gebräuchen hier zu Lande, die den Europäern ſo auffällig erſcheinen, und an denen manche Miſſionare zuweilen ohne Noth ſo großen Anſtoß nehmen. Bei weitem nicht alle ſind eine unmittelbare Frucht des Götzendienſtes; ſehr viele ſind auch auf natürlichem Boden gewachſen, — und nur der Schlüſſel dazu iſt hier und da abhanden gekommen.

Auch bei Todesfällen kommt unter den Ideiyer'n manches Seltſame vor. Da erſcheint unter Andern ein Mann von der Maraver-Kaſte, ein Höriger, der ſich des Groß-Vaters Vater nennt, und ſich mit dem etwas räthſelhaften Spruche einführt: „Der Hörige, der von freien Stücken ſich eindrängt, die Füße über den Weg ſpreizt und den Starken zu einem Nagel in der Bruſt wird." Die Maraver (von denen weiter unten) ſind nämlich auch heut zu Tage noch zum Theil Wegelagerer, und werden eben deshalb gelegentlich zu Wächtern und Schützern beſtellt. Vielleicht daß die Hirten, die in derſelben Gegend, wo die Maraver hauſen, ſo recht heimiſch ſind, mit Einigen derſelben, die

ein Hörigkeits-Verhältniß einzugehen bereit waren, eine Art Vertrag schlossen.

Schon in den älteren tamulischen Schriftwerken wird dem Weidelande Wischnu [173] als Schutzgott zugewiesen. So ist denn noch immer Wischnu der Gott der Hirten auch im Tamulenlande; wurde doch eben in der Hirten-Kaste der lotusfüßige Gott als Krischna geboren. Kein Wunder daher, daß ein Krischnafest unter den Idoiern alljährlich feierlichst begangen wird. Man pflanzt zu dem Ende eine große Stange auf, befestigt an der Spitze derselben ein Stricknetz, stellt ein Gefäß mit geronnener Milch hinein, und bindet mehrere Geldstücke daran. An diese mit Lampenöl und einer andern fettigen Substanz bestrichene Stange muß nun Jemand hinanklettern, um die oben aufgehängten Sachen herunterzuholen. Die Processíon begiebt sich unter klingendem Spiel dahin. Man declamirt zuerst die Geschichten Krischna's her, wie er in der Hirten-Kaste geboren wurde, die Butter stahl, einen Baum erkletterte u. s. w. Darauf nimmt man eine lederne Spritze, füllt sie mit Saffrangefärbtem Wasser und spritzt unter allgemeinem Gelächter auf denjenigen los, der die Stange zu erklettern und das an der Spitze befestigte Netz herunterzuholen hat. Diese Feierlichkeit sagt dem tamulischen Volksgeschmack so zu, daß man sie auch bei einigen Siva-Tempeln nachzumachen keinen Anstand nimmt.

Den Idoiern, die meines Wissens bis jetzt für die Mission kaum eine Bedeutung gewonnen haben, den Rücken kehrend, wenden wir uns zu den Achampadier'n, [174] deren Einige bereits Christen geworden sind. Sie stehen fast sämmtlich in keinem besonders guten Rufe. Ein Sprüchwort sagt in Bezug auf eine Abtheilung [175] derselben: „Der Ort verdirbt, wo ein Anuppen der regierende Herr, ein Achampadian der Statthalter, und ein Saluppen der Unterthan ist.“ Was aber eine andre Abtheilung [176] betrifft, die früher einmal des Kriegshandwerks sich beflissen zu haben scheint, so steht es in

Folge der ſogenannten „Kalavu", die unter derſelben im Schwange geht, oft ſehr traurig um das Familien-Leben. Kalavu heißt eigentlich Geheimniß und es wird damit eine Ehe bezeichnet, die ohne die ſonſt üblichen Ceremonien insgeheim zu Stande kommt. Der dritte Theil der tamuliſchen Grammatik,[177] der von Liebes- und Kriegs-Sujets handelt, ſtellt ſie als durchaus ehrenhaft neben die Karpu d. i. die ordentliche Ehe hin, ja will ſie eben nur den „Gottesgelehrten, Königen, Kaufleuten und Handwerkern", alſo den vier höchſten Kaſten, und unter den niedern nur einer Standesperſon (einem Häuptling u. ſ. w.) geſtatten. Dennoch kann ſie ihrem heimlichen und loſen Charakter nach ein geordnetes Familienweſen nicht wohl aufkommen laſſen. Eben ſo ſchnell als ſich ein Paar zuſammenfindet, kann es auch auseinandergehn; zum Erſtern braucht es weiter Nichts, als daß der Mann dem Weibe ein Tali umbindet, und zum Letztern nur, daß das Tali wieder abgebunden wird. Daher ſagt ein andres Sprüchwort: „So lange an des Elephanten Hals der Strick ſitzt, ſo lange wird das Tali am Halſe der Frau eines Achampadien hangen."

Von den Achampadier'n, die theils Siva, theils Wiſchnu verehren, und von denen Einige einſt Zemindar's und Polygar's waren, jetzt aber ſich gar zu gern das Anſehn von Velalern geben, gehen wir zu einigen Kaſten über, die früher ebenfalls mit der edlen Kriegs-Kunſt zu thun gehabt zu haben ſcheinen, und zwar zuerſt zu den Kallern, die im Puducottah-Diſtrikt, wo unſre Miſſion eine Station beſitzt, die Haupt-Bevölkerung bilden.

Kallen heißt zu deutſch „Dieb", und in der That der Landſtrich, wo die Kaller beſonders zu Hauſe ſind, eignet ſich ſeiner wüſten Strecken und Wälder wegen ſehr wohl zu ſolchem Handwerk. Jener Name iſt aber ſchwerlich ihr urſprünglicher Name geweſen. Sie bildeten zur Zeit der Polygar's, wie es ſcheint, die militäriſche Macht des Landes; darauf deutet nicht bloß ihre Beanſpruchung des Kſchatriya-Titels,

ſondern auch manche der Ehren-Bezeichnungen, die gewiſſen Abtheilungen derſelben noch heut zu Tage eignen, Viramudeiyan (d. i. Held), Senei-nadan (d. i. militäriſcher Landhalter) u. ſ. w. Vielleicht daß die Polygar's in Zeiten des Friedens ihren Soldaten Land anwieſen,[178] und wenn dieſe dann neben dem friedlichen Ackerbau ihre militäriſchen Gewohnheiten hie und da gegen Durchreiſende fortſetzten, ſo konnte der Ehrenname „Held" natürlich genug in den Schimpfnamen „Dieb" umſchlagen. Unter derjenigen Abtheilung der Kaller, die ſich der oben erwähnten kriegeriſchen Titel erfreut und im Tſchola-Lande ihren Sitz hat, findet ſich denn auch der königliche Brauch, das Hochzeits-Tali an einer Goldſchnur, oder, wo man das nicht erſchwingen kann, an einem Golddraht aufzuhängen. Die ſogenannten Nattu-Kaller d. i. Landes-Kaller[179] im Oſten von Madura haben Viele aus andern Kaſten zu Hörigen angenommen. Falls ſich Einer dieſer Hörigen an einem Kallen vergeht, ſo tritt der Herr deſſelben als verantwortlich ein. Betrifft die Klage z. B. einen Ehebruch, ſo beruft derſelbe eine Gemeinde-Verſammlung, citirt ſeine eigne Frau oder Tochter und ſtellt ſie hinter einen Vorhang. Der beleidigte Theil ſteckt die Hand durch den Vorhang, faßt das Weib und zieht ſie hervor. Damit iſt die Sache nach dem Grundſatze „Wie Du mir, ſo ich Dir" abgethan; die Verſammelten rufen wie mit Einem Munde: „So iſt es recht, ſo iſt es recht" und ziehen unter lautem Geſchrei davon. Ein Höriger zahlt jährlich vier Fanam Schutzgeld und hat, wenn im Hauſe des Herrn eine Hochzeit vorfällt, einige Stücke Zeug zu den Hochzeits-Geſchenken hinzuzufügen, — wo nicht, ſo wird der Schutzbrief zerriſſen.

Das Hauptheiligthum der Nattu-Kaller befindet ſich auf einem Hügel Malla-Kottei genannt, den Gruppen von Uſil-Bäumen (Mimoſa amara) krönen. Dort feiert man mit blutigen und unblutigen Opfern, und leider auch mit allerlei berauſchenden Getränken das ſogenannte Ochſen-Band-Feſt an einem beſtimmten Tage des

Jahres. Es erſtreckt ſich aber über ſechs volle Monate hinweg und wird bald in dieſem, bald in jenem Dorfe begangen. Man bindet dann beſonders kräftigen Ochſen ein Stück Geld nebſt Kokos, Bananen und Blumen an die bemalten Hörner und läßt ſie frei umher laufen, indem man ſie durch Schreien und Trommeln möglichſt ſcheu macht. Nun läuft, wer Luſt und Muth hat, hinter dem wüthigen Ochſen her, faßt ihn beim Horn und ringt mit ihm um die darangebundenen Sachen, um ſich ſo den Ehrentitel eines „wackeren Burſchen" zu erwerben. Zuweilen aber ſtreckt der gereizte Ochs ſeinen Gegner auf den Boden und ſpießt ihn. „Heute hat der Fürſt, der als Schirm einen Berg faßte, den Stier gefaßt, den die Unſern entſandten, die Trommel wirbelnd ſo, daß durch die Flucht der Frauen mit den im Gehen ſich löſenden ſchönen Zöpfen, und von dem Stiergebrüll die Straße erbebte und ſich verwirrte."[180] Dieſes wilde Volksfeſt von offenbar kriegeriſchem Charakter beſchränkt ſich übrigens nicht auf die Naddu-Kaller, noch auf die Kaller überhaupt.

Auch im Weſten von Madura ſitzt ein Zweig der Kaller, — die ſogenannten Piramalei-Nattu-Kaller, bei denen es ebenfalls in mancher Beziehung eigenthümlich hergeht. Sobald das Hochzeit-Pandel geſetzt iſt, kommt ein Velaler-Guru und ſpricht ſeine Formeln. Darauf geht die Braut baden. Die Frauen des Orts begleiten die Tief-Verſchleierte. Auf dem offnen Felde macht man Halt; die Begleiterinnen löſen ihr Haar und werfen ſich ihr weinend um den Hals. Abermals ſetzt ſich der Zug in Bewegung, und das Weinen nimmt nun kein Ende, bis die Braut am Bade-Platze angelangt iſt. Nach dem Bade wieder heimgekommen, ſetzt man ſich dann zum fröhlichen Hochzeitmale nieder. Wollen ſich Mann und Frau ſcheiden, ſo hat das eben keine Schwierigkeit. Man beruft die Verwandten, trägt ihnen die Sache vor, und giebt ſich dann das Turumbu (einen Stroh- oder Rohr-Halm) zum Zeichen der Scheidung. Die geſchiedne Frau darf

zwar wieder heirathen, muß aber dann dem frühern Manne die Hochzeits-Kosten erſetzen, und zwar auch in dem Falle daß ſie vom Manne entlaſſen worden. — Die Frauen ſchürzen die Kleider hinten und gehen mit unbedecktem Buſen,[181] wie faſt alle Kaller-Frauen. Die oben erwähnte Geheim-Ehe iſt neben der ordentlichen auch hier in Brauch, wie bei den Achampadier'n. Beide Kaſten hatten ja früher mit dem Kriegs-Handwerk zu thun, und der loſe Soldat liebt loſe Verhältniſſe.

An das eigentliche Kaller-Land, den Puducottah-Diſtrikt, grenzt das Gebiet des Zemindars von Ramnad. Dort hauſen die ſchon oben erwähnten Maraver, unter denen, wie unter den Kallern, bereits die alten lutheriſchen Miſſionare Eingang ſuchten und fanden. Der dortige Landſtrich iſt ſogenanntes Palei- oder unfruchtbares Land, wo der Palei (Asclepias volubilis) und ſeine Genoſſen, der Kura (Webera corymbosa) und Mara (Eugenia ramecosa) zu Hauſe ſind. „Die Nahrung eines ſolchen Landſtriches", ſo heißt es im dritten Theile der tamuliſchen Grammatik, beſteht in „Erbetteltem und aus fruchtbaren Gegenden Geſtohlnem" und die „Haupt-Beſchäftigung" der Bewohner in „Plündern am hellen Tage." Nun das paßt genau auf die Maraver, was nichts Andres als Räuber heißt;[182] nur daß in demſelben Maaße, wie geregelter Fleiß doch auch in dieſem natürlich unfruchtbaren Gebiete den kargen Boden in Cultur-Land umgeſchaffen hat, jenen Maraver'n das ſchädliche Handwerk gelegt worden. Bei ihnen erinnert faſt Alles an Krieger und König. Ihr gemeinſamer Ehrenname iſt Dever d. i. Gott; an einigen Orten führen ſie auch die Bezeichnung Servei-Karer d. i. Hauptleute, Manya-Karer d. i. Regierungs-Beamte, und Mudi Tangki, d. i. Kronhalter. Und wie im Puducottah-Diſtricte der König ſelbſt den Kaller'n entſtammt, ſo die Zemindare von Ramnad und Sivaganga den Maraver'n. Was Wunder daher, wenn ſie in alten Liedern auf ihre Ahnen

pochen: „Die alten Ahnen sind wackre Leute; sie sind dieses Mannes Ahnen; meines Vaters Vater ist Der; noch stets hat der nach Geschlecht und Familie mir unverbrüchlich Verwandte einen Mund voll berauschenden süßen Meths.“ [183]

Diejenige Abtheilung der Maraver, die den Namen Kondeiyen Kuddattu Maraver [184] führt, zeichnete sich zur Zeit der Karnatika-Herrschaft im Kriege aus; sie waren die eigentlichen Burgwächter. Noch immer geht es bei ihren Hochzeiten sehr kriegerisch her. Schwert, Schild und Köcher dürfen dabei nicht fehlen; ja der Brahmine, der die Vermählungs-Ceremonien verrichtet, legt das zu weihende Tali gradezu auf ein Schwert. Uebrigens wird auch bei ihnen, wie bei allen Maravern die Ehe sehr lax gehalten; die Kinder ihrer Kebsweiber aber führen den prächtigen Namen Parivarattar, d. i. Gefolge. Wo immer Maraver hausen, da werden auch diese gefunden. Sie tragen deren Palankin und bedienen sie auch sonst. Dafür bekommen sie dann den auf dem Blatte übriggelassenen Reis.

Ein Theil der Maraver, die schimpfweise so genannten Adappa-Karer (Betelnuß-Beutel-Träger), lebt in Hörigkeit. Ein entartetes Geschlecht, das mit Aufgabe alles Kasten-Unterschiedes des Nachts seine Fest-Gelage, selbst bei berauschendem Getränke feiert, am Tage aber die dabei gepflogne Brüderschaft verleugnet. [185]

Die Hauptstadt der Maraver ist Ramnad; sie haben sich aber zu verschiednen Zeiten auch über die Provinzen von Tanjore, Madura und Tinnevelly ausgebreitet. Eines ihrer Hauptquartiere befindet sich zwischen Tuticorin und Manadu. Diese zahlen Taxe an den Häuptling in Maraver-Perun-Kudi, 10 bis 15 englische Meilen von Alvar Tinnevelly. [186]

Einige Maraver haben sich mit der Zeit selbst dem Ackerbau gewidmet, um den es in diesen sandigen Gebieten freilich nicht besonders steht; Andere dagegen lassen sich, wie oben erwähnt, als Hüter und

Wächter, im Grunde gegen ſich ſelbſt und Genoſſen, anſtellen. Die Weiber der Maraver ſchürzen die Kleider hinten, ganz in der Weiſe der Kaller-Frauen, wie denn überhaupt Kaller und Maraver einem und demſelben Stamme urſprünglich anzugehören ſcheinen. War doch auch in frühern Zeiten der Polygar von Puducottah, dem Hauptſitz der Kaller, von dem Haupt-Polygar in Ramnad abhängig.

Von den Maraver'n eilen wir zu den benachbarten Schanar's[187] in Tinnevelly, die unter allen tamuliſchen Volks-Klaſſen ſich dem Einfluß der proteſtantiſchen Miſſionen am meiſten geöffnet haben. Der Boden, den ſie bewohnen, iſt trocken, ſandig und unfruchtbar, und die Regenwolke, jene unſchätzbare Gabe Gottes in einem Lande wie Indien, ſchüttet alljährlich einen nur kurzen Segen darüber aus. Nirgends freilich gedeiht die Palmyra-Palme ſo wohl, als in jenem Sand-Meer, allein die daran gewendete Arbeit ſteht in keinem Verhältniß zu dem erzielten Gewinn. Daher, obſchon nicht wenige Schanar's Eigenthümer des Stücklein Landes ſind, worauf ſie ihre Palmyra's bauen, die tiefe Armuth der großen Mehrzahl, die ſich im Ganzen nicht beſſer ſteht, als diejenigen unter den Pariahs und Paller'n, die im Reislande als Hörige das Land ihrer Herren bearbeiten. Nur diejenigen unter ihnen, die größere Strecken Landes beſitzen und herrſchaftliche Rechte auch über die Ländereien der übrigen Schanar's anſprechen, die ſogenannten Nadan's, ſind im Allgemeinen wohl auf, — desgleichen ein paar glückliche Handels-Speculanten aus den niedern Abtheilungen. Die große Maſſe bringt ſich mit allen ihren Anſtrengungen nur um ein paar Grade über das eigentliche Hungerleiden hinaus.

Leider ſind faſt alle Schanar-Familien in endloſe Streitigkeiten verwickelt und zwar nicht ſowohl in Folge angeſtammter Proceßſucht, als vielmehr in Folge des herrſchenden Erb-Geſetzes. Jenem Geſetze gemäß nämlich wird das Eigenthum des Vaters unter die hinter-

lassenen Söhne gleichmäßig vertheilt und auch die Tochter, — wenn es nur irgend zureicht, geht nicht leer aus. So werden denn die kleinen Familien-Güter im Laufe der Zeit fast in's Unendliche zerstückelt. Meist jedoch kommen die Erben unter sich überein, das Familien-Gut mit Rücksicht auf den augenscheinlichen Vortheil, den vereinte Bearbeitung gewährt, vor der Hand ungetheilt zu erhalten. Allein da entsteht nun bald ein so heilloser Streit über die Theilung der gewonnenen Erzeugnisse, über das von dem Einzelnen auf eigne Hand Hinzu-Erworbne u. s. w., daß sich die Häuptlinge in's Mittel legen müssen und zuletzt die Regierung selbst dazwischen zu treten hat. Jedes folgende Geschlecht mehrt die Rechts-Verwirrung, und das Grundstück wird zuletzt zu einem Kampfplatz streitender Interessen, die sich um so schwerer entwirren lassen, als die Schanars in der Regel weder lesen noch schreiben können und daher alle ihre Verträge mündlich abschließen.

Wir begeben uns nun in die Region der Handwerker, an deren Spitze die Pancha-Kammaler oder Fünf-Gewerker d. i. die Eisen-, Holz-, Kupfer-, Gold- und Stein-Arbeiter stehen. Ein stolzes, unabhängiges Völkchen im Allgemeinen, das sich auf seinen Priester-Titel, den es vielleicht seiner Unentbehrlichkeit beim Tempel-Baue und bei Verfertigung andrer heiliger Arbeiten, wenn nicht etwa auch einigen Tröpflein beigemischten arischen Blutes verdankt, etwas Rechtes einbildet, und von eingewanderten nördlichen Guru's aufgereizt, vor mehrern Jahren hier und da das Brahminen-Joch abgeschüttelt hat.[188] Ihre Frauen haben mit dem Abwurf des Brahminen-Joches die Kleidung der Brahminen-Weiber angenommen, und die Männer, die als Nachkommen des Visva-Karma, des himmlischen Welt-Bau-Meisters, kein Bedenken tragen, sich ohne Weiteres über die Brahminen, als eben so viele von ihren Almosen zehrende faule Bäuche zu stellen, haben auf Rath jener Gurus das Fleischessen aufgegeben. Dennoch haben sie mit all ihren großthuerischen Ansprüchen eine höhere bürger-

liche Stellung nicht zu erzwingen vermocht. Bloß arme Pariahs eſſen allenfalls in ihren Häuſern und auch das nicht gern, wenn ſie dabei geſehen werden. Unter den Linke-Hand-Kaſten jedoch, an deren Spitze ſie ſtehen, genießen ſie volles Anſehn; namentlich betrachten ſie den Pallen, welchem der auf ſeine Rechte-Hand-Kaſte eiferſüchtige Pariah[189] an manchen Orten die Gemeinſchaft des Eſſens und Trinkens verſagen zu müſſen glaubt, als ihr Pillei d. i. Kind, im vorzüglichen Sinne. Auch unter dieſen Fünf-Gewerkern ſind die Bemühungen der römiſchen Miſſionare nicht umſonſt geweſen; in der Gegend, wo ich ſpäter zu Madras wohnte, war mehr als Ein römiſcher Katholik, der zu jener Gilde gehörte.

An die Fünf-Gewerker reihen wir die Kujaver oder Töpfer, deren Einige, gewiß auch mit Rückſicht auf ihren Antheil an heiligen Tempel-Arbeiten, die heilige Schnur tragen. Sie führen nebenbei den Ehren-Namen Velan[190], und ſind auch in ſo fern religiös bedeutungsvolle Perſonen, als ſie dem Chemiker oder vielmehr dem Alchymiſten zur Verfertigung von Retorten, Pfannen u. ſ. w. zur Hand gehen, dieſe Kunſt aber unter den Hindu's einen religiöſen Charakter trägt.

Von den Töpfern, auf welche die proteſtantiſche Miſſion einigen Einfluß gewonnen zu haben ſcheint, begeben wir uns mit Uebergehung der Salier, einer reichen Weber-Kaſte, die ich bereits anderwärts charakteriſirt habe, (ſ. S. 93) zu den Kuraver'n, deren Mehrere im Trankebarſchen Gebiete das Chriſtenthum angenommen haben.

Der Name Kuraver[191] kommt urſprünglich allen Gebirgs-Bewohnern zu, und der dritte Theil der tamuliſchen Grammatik weiſt ihnen folgende Haupt-Beſchäftigungen zu: 1) Die Bereitung berauſchender Getränke, 2) den Verkauf von Eivanam (Hinnah-Pflanze?), 3) das Hüten vollgarbiger junger Hirſe, 4) das Einſammeln rothen Honigs, 5) das Ausgraben dicker Berg-Wurzeln, 6) das Baden in donnernd herabſtürzenden Waſſer-Fällen und vollen Berg-Quellen. Die min-

der poetiſchen Beſchäftigungen der gegenwärtig vorzugsweiſe ſo genannten Kuraver, die das Land nach allen Seiten hin durchſtreichen, beſtehen jetzt in Folgendem: Sie flechten Körbe aus Bambus-Gerten oder aus den biegſamen Zweigen des Itſchu-Maram (Phoenix farinifera); ſie verfertigen Käſtchen aus Palmyra-Blättern, Matten und Siebe aus geſpaltenem Bambus; ſie fangen Vögel und jagen Schildkröten; ſie ziehen Schweine und Eſel, und richten Schlangen zum Tanzen ab; ſie durchſtechen den Mädchen andrer Kaſten das Ohr zum Einhängen des üblichen Schmucks, und machen Schönheits-Striche. Die Frauen treiben Zigeuner-Künſte und die Männer zaubern; diejenigen aber, die das letztere Handwerk aufgegeben haben, fertigen Draht aus Stahl, Meſſing und Eiſen, — noch Andre betteln umher. Das Landſtreichen iſt ihnen überhaupt die ſüßeſte Beſchäftigung, ſie bauen ſich, wo es ihnen gefällt, in aller Eile ein Hüttchen und ziehen weiter, wenn ehrlicher und unehrlicher Verdienſt, Betteln und Stehlen den Bauch nicht mehr füllen wollen, oder die eingefleiſchte Wanderluſt ſie ergreift. Ihre Todten begraben ſie bei Nacht, Niemand weiß, wohin. Daher zur Bezeichnung ſpurloſer Vergänglichkeit die ſprüchwörtliche Redensart: „Es iſt damit ergangen, wie mit dem Begräbnißplatz der Kuraver und dem Tanzplatz der reiſenden Mimiker.“

Kein Wunder wenn, bei ſolcher Lebensweiſe von Kind an, die Kuraver ſich als ein ſehr ſtumpfes und rohes Geſchlecht zeigen. In einigen Abtheilungen dieſes wanderluſtigen Volkes, — das beiläufig die Regel unter ſich hat, daß das Geſchäft, was der Eine thut, der Andre nicht thun darf, — nimmt man keinen Anſtand die eigne Frau dem Gläubiger zu verpfänden. Stirbt dieſelbe auf dem Wege der Natur, ſo iſt die Schuld getilgt, ſtirbt ſie aber an harter Behandlung, ſo muß der Gläubiger entweder die Schuld erlaſſen oder dem Schuldner eine neue Hochzeit ausrichten. Bleibt die Frau bis zur Abzahlung der Schuld leben und hat ſie dem Gläubiger unterdeß Kinder geboren, ſo behält

dieſer bei Zurückgabe der Frau die männlichen, nur die weiblichen folgen der Frau. Wie es bei ſo loſen und rohen Verhältniſſen um das Familien-Leben ſtehen müſſe, bedarf keiner weitern Erörterung. Uebrigens aber ſchlichten ſie ihre Familien-Streitigkeiten ſelbſt. Die Verwandten machen dann die Schiedsrichter. Dieſe ſitzen jedoch nicht umſonſt zu Gerichte. Erſt müſſen der Verkläger ſowohl als der Verklagte jeder fünf Fanam darlegen und außerdem eine gewiſſe Quantität berauſchenden Getränkes herbeiſchaffen, indem die Kuraver mit trocknem Munde Recht zu ſprechen nicht gewohnt ſind. Ein ſolcher Proceß dehnt ſich trotz des durch und durch mündlichen Verfahrens oft ſehr in die Länge, und der „Kuraver Proceß" iſt daher zum Sprüchwort geworden.

Auch die Uppukarer[102] (eigentlich Salzmacher), die, wie die Kuraver, Linke-Hand-Kaſte ſind, gehören wohl eigentlich zu dieſer Familie. Ihr Wohnſitz iſt der Wald. Sie handeln nämlich gegenwärtig beſonders mit Holz, und beſitzen zur Betreibung ihres Geſchäftes Eſel und Ochſen. Beſtiehlt Einer den Andern, ſo verſammeln ſich die Verwandten, binden den Dieb, den Kopf zu unterſt, prügeln ihn tüchtig ab, verurtheilen ihn zu einer Buße und ſtoßen ihn aus der Kaſte. Will er nach einer beſtimmten Zeit wieder aufgenommen werden, ſo muß er ſeinen Verwandten zu Füßen fallen und ein Strafgeld erlegen.

Von den Kurumber'n iſt ſchon bei den Nilagiris die Rede geweſen (ſ. B. III. S. 303). Der Name leidet an einer gewiſſen Weitſchichtigkeit. Mir wurden die Kurumber im Tamulenlande der Beſchäftigung nach als hauptſächlich in drei Klaſſen zerfallend dargeſtellt. Die Einen hüten die Schafe, die Andern verfertigen Ziegel, noch Andere bauen ein Gewächs (Sadambu, oder Kadambu?), aus deſſen Faſern ſie Säcke, Beutel u. ſ. w. machen. Im Adi-Monat (Mitte Juli bis Mitte Auguſt), am 18. Tage, wo man die Schleuſen öffnet und das Flußwaſſer in die Kanäle laufen läßt,[103] kommen ſie von verſchiednen Orten

zuſammen und richten der Stammes-Gottheit ein Pongkel aus, d i. eine Art Speisopfer. Man ſagt ihnen nach, daß ſie dabei die Kokosnüſſe an den Köpfen der Männer zerbrechen. Faſt unglaublich. Minder unglaublich, aber nicht minder unſchön iſt der Segensſpruch, den bei vorkommenden Hochzeiten die Frauen der Braut und dem Bräutigam vorſingen: Amma, gieb Wind, gieb Wind, gieh dem armen Bauche Wind! Ich weiß nicht, ob auch ſie dazu blähende Sachen eſſen, wie jene Banicher, von denen oben die Rede war (S. 170); die Scene aber, die dann erfolgt, iſt ſo ziemlich dieſelbe, und dabei beten ſie zu ihrem Gotte.

Den Tomber'n, die ſich den taſchenſpieleriſchen, athletiſchen und Seiltänzer-Künſten weihen, und Alles, was ſie dadurch und durch andre unehrliche Handthierung erwerben, mit Weib und Kind zu vertrinken pflegen, ſo wie den Odder'n,[194] die zwar auch mit Weib und Kind trinken, ſich aber mit ſtets gebeugtem Rücken, die ſchwere Erdhaue in der Hand, mit Teich- und Brunnen-Graben u. ſ. w. redlich plagen, widmen wir hier billig keine Details, da ſie bis jetzt von der Miſſion ſo gut wie unberührt geblieben ſind und auch ſonſt als Volkselemente aller Bedeutung entbehren. Wir übergehen aus demſelben Grunde eine ganze Reihe andrer niedrer Kaſten und gedenken nur kürzlich der Vannar[195] oder Wäſcher, unter denen ſich einige Chriſten befinden. Jede Kaſte hat bekanntlich ihre eignen Wäſcher, und derjenige, der für eine niedrigere Kaſte zu waſchen ſich unterſtände, würde damit alle Kundſchaft in ſeiner Kaſte verlieren. Wird nun ein Wäſcher Chriſt, ſo läßt natürlich, außer Europäern und Pariahs, Niemand mehr bei ihm waſchen. Damit wird einem Solchen der Uebertritt zum Chriſtenthume von dieſer Seite her erſchwert.

Eine ähnliche Stellung haben die Ampadder[196] oder Barbiere, die zugleich den Arzt machen, während die Frauen Hebammendienſt verſehen. Da die Mädchen der Ampadder häufig Tempel-Dirnen, und

die Knaben derſelben Trommelſchläger werden, ſo ſtehen ſie auf der Stufenleiter des bürgerlichen Lebens noch tiefer.

Zwiſchen dem Saluppa Setti, der mit Salz handelt, und dem Vannan, die Beide zu ihrem Geſchäfte des Eſels bedürfen, ſcheint ein alter Vertrag ſtatt zu finden. Das betreffende Wort im Südland lautet: „Hat der Wäſcher ein weibliches Eſelfüllen, ſo mag es der Saluppen ohne Streit und Hader nehmen; hat dagegen dieſer einen männlichen Eſel, ſo darf ihn der Vannan ſich zueignen.“ Dabei kann man jedoch einander mit Geld abfinden. Unter den Saluppen'n ſelbſt, die beſonders im Pandya-Reiche wohnen ſollen, ſcheinen die Knaben in Bezug auf die Hütung der Eſel eine Art Gemeingut zu bilden. Fragen wie die: Willſt du nicht deinen Bürſchen meinen Eſel hüten laſſen? ſind da an der Tagesordnung.

Diejenige Klaſſe, womit es die gegenwärtige Miſſion römiſcher- und proteſtantiſcherſeits zumeiſt zu thun hat, ſind die Pariahs.[197] Weil die Sudras zum Theil in die Rechte und Pflichten der Waiſya's eintraten, ſo rückten hinwiederum die Pariahs an die Stelle, die Manu den Sudras zugedacht, und zwar inſofern noch höher, als hier von einem irgendwie unfreien Dienſtverhältniß von vorn herein auch nicht im Entfernteſten die Rede iſt. Daher, obſchon zu den Unterſten gehörig, haben ſie doch im Tamulenlande eine gewiſſe bürgerliche Ehre. Ihr Ehrenname iſt Petta Pillei („das Kind vom Hauſe“). Damit wird ihr Verhältniß zu den Sudra's angedeutet, das ſich in jenem Ehrentitel allerdings etwas zärtlicher ausnimmt als in der Wirklichkeit. Zu dem Ehrentitel kommen dann noch achtzehn Ehrenzeichen, mit denen ſie, falls es nicht an Luſt und Mitteln dazu fehlt, bei feſtlichen Gelegenheiten paradiren dürfen, als z. B. ein weißer Schirm, ein weißer Wedel, ein großer Schirm, der zur Abhaltung der Sonnenſtrahlen vorweg getragen wird, quer über die Straße gezogne Blumen-Guirlanden, über den Weg gebreitete Gewande, ein

weißes Pferd, ein weißer Elephant, Palankin-Gefolge, allerhand muſikaliſche Inſtrumente u. ſ. w.

Die Pariahs zerfallen in 13 Haupt-Abtheilungen, darunter die der Valluver die angeſehenſte iſt.[100] Der Valluven nämlich macht unter den Pariahs den Guru und den Prieſter, und ſteht um ſo angeſehener da, als die Ueberlieferung den Pflegevater des tamuliſchen Dichterfürſten, der „wie ein Aar im Flug All' überwindet", Tiruvalluver nämlich, dieſer Abtheilung der Pariahs zuzählt. Er beſchäftigt ſich aber gewöhnlich auch mit der edlen Heilkunde, und Mancher genießt darin eines ſolchen Rufs, daß ſelbſt Sudras zu ihm kommen und ſich — allerdings über einem darübergewundenen dünnen Seidentuche — den Puls fühlen laſſen.

Unter den niedrigſten Pariah-Klaſſen iſt beſonders die des Vettian zu nennen. Dieſer verſieht das Geſchäft des Leichen-Verbrennens, macht den Nachtwächter, und trägt Trauer-Botſchaften aus. Die Gemeine überläßt ihm für ſeine gemeinnützigen Dienſtleiſtungen ein Stück Feld zur freien Benutzung, außerdem aber auch einen gewiſſen Antheil an der jährlichen Ernte.

Leider ſind ſehr viele Pariahs, oft nur in Folge kleiner Schulden, ſo gut wie in Hörigkeit verſunken und hängen daher ganz von ihren Herren ab. Daraus erwächſt denn, falls ſie Chriſten werden wollen oder geworden ſind, vielerlei Hinderniß und Noth. Faſt trauriger noch iſt in mancher Hinſicht das Loos derer, die auf eigne Hand ſich mit Laſttragen u. ſ. w. durchbringen müſſen. Denn während jene ihr karges, aber gewiſſes Brod genießen, und auch von dem roheſten Herrn aus ſelbſtſüchtigen Rückſichten doch mindeſtens ſo gut wie ein koſtbares Stück Vieh gehalten werden, müſſen dieſe oft genug bittern Hunger leiden und zur Stillung deſſelben mit Krähen, Eichhörnchen u. ſ. w., oder gar mit Aas vorlieb nehmen, — und wenn ſie dann wieder einmal etwas verdienen, ſo iſt die Verſuchung, welche die

ſaure Arbeit des Laſttragens und das damit verbundne unſtäte Weſen mit ſich bringt, ſo groß, daß ſie ihr bischen fliegende Habe ſammt Verſtand bei der erſten beſten Gelegenheit vertrinken. Eine dritte Klaſſe hinwiederum drängt ſich nach einem Dienſt oder Dienſtchen in europäiſchen Häuſern und macht dort den Koch, den Pferdeknecht, den Gärtner u. ſ. w. Dieſe ſtehen ſich verhältnißmäßig ſehr gut, zumal kein Kaſtengeſetz ſie hindert, ſich die Ueberbleibſel vom Tiſche des Herrn, oder gar die Vorräthe deſſelben zu nutze zu machen. Es iſt wahr, die Pariahs, die auf dieſe Weiſe mit den Europäern in Berührung kommen, erſcheinen viel reinlicher und manierlicher, gewitzigter und geweckter; allein das iſt mit wenigen Ausnahmen auch Alles, — die Trinkluſt wird durch ihren Verkehr mit Europäern gewöhnlich nur größer, und die Kunſt zu betrügen raffinirter. Dazu lernen ſie allerlei europäiſche Bedürfniſſe, der europäiſchen Laſter zu geſchweigen, kennen und ſchätzen, und da ihr Gehalt zur Befriedigung derſelben nicht auslangen will, ſo iſt das nur ein neuer Sporn, die vorhin erwähnte unſelige Kunſt noch weiter zu verfeinern. Einige fangen ſchon an, ſich halb europäiſch zu kleiden. Als ich mich in Madras aufhielt, erhielt einer der Pariahs in unſerm Hauſe gar eine gedruckte Note, worin der „geehrte Herr" zu einer Hochzeit mit muſikaliſcher Unterhaltung eingeladen wurde. Ueber derlei Dinge freut ſich gar mancher unverſtändige Europäer, der europäiſche Cultur mit europäiſchem Chriſtenthum verwechſelt, ſtatt darüber von ganzem Herzen zu trauern.

Noch tiefer als der Pariah ſteht der Pallen, der als Höriger Knechtsdienſte verrichtet (S. 185); dann kommt der Sakkili, der als Schuhmacher mit dem unreinen Leder handthiert; die allertiefſte Stellung hat der Totti, der gewiſſe Oertlichkeiten im Hauſe rein hält.

So viel über das Tamulenvolk in ſeinen verſchiednen Abtheilungen. Der Raum geſtattete mir aus dem überreichen Stoffe nur

das Wichtigste und Interessanteste herauszugreifen und flüchtig zu skizziren. Ich füge bloß noch eine Bemerkung hinzu. Diejenigen Volksklassen, aus denen sich die Netze der protestantischen Missionen im Tamulenlande gegenwärtig am meisten füllen, — dafern sie sich überhaupt füllen, — sind die Pariah's und die Schanar's: zwei Volksklassen, davon die eine die höchste der allerniedrigsten, die andre aber die allerniedrigste der höhern Volksklassen darstellt.

Geistiger Zustand des Tamulenvolkes.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die arischen Ansiedler dem Volke der Tamulen den eigentlichen Cultur-Ackerbau, und mit der modificirten Einführung des arischen Staats-Gesetzes eine höhere bürgerliche Ordnung brachten, damit den Grund zu jener Gesittung legend, vermöge welcher das Tamulenvolk, — wie alle indischen Stämme, die sich der arischen Cultur ergaben, — unter die civilisirten Völker der Erde gerechnet werden muß.

Wir haben aber schon früher gesehen, daß der Brahmanismus mit seiner lichteren Religionslehre den finstern Dämonendienst der Urbevölkerung so wenig vollständig überwand, daß er nur die scheußlichsten Ausbrüche desselben, die mit der Verehrung der finstern Gottheiten verbundenen Menschenopfer, zum Theil abstellte, im Uebrigen aber selbst eine Art Verbindung mit demselben einging. Auch besaß er bei seiner brahminischen Geheimthuerei keineswegs das rechte Geschick, eine Volksliteratur hervorzurufen. Dies war, wie es scheint, dem Buddhaismus, der bekanntlich viele Jahrhunderte hindurch von den be-

deutendsten Höfen im Tamulenlande gehegt und begünstigt wurde, so wie dem ihm verwandten Djainathum vorbehalten. Dieser Buddha-Djaina-Richtung, welche die Veda's als bindende Autorität verwarf, den Brahminenstand geißelte, und mit Aufhebung alles Kasten-Unterschiedes in religiösen Dingen die Lehre frei gab, mußte es vor allem daran liegen, statt des gelehrten Sanscrit die tamulische Volkssprache selbst zu einem angemessenen Träger ihrer reformatorischen Ideen zu machen. Wir finden demgemäß, daß grade die besten grammatischen und lexicographischen Werke im Tamulischen Buddhisten oder Djaina's zu Verfassern haben. Die übrigen Schriften derselben sind zwar nach Vertreibung der Buddhisten von den Brahminen möglichst vertilgt worden, doch ist ihnen der Vertilgungskrieg gegen das buddhistische[199] Schriftenthum nicht ganz so vollständig gelungen, als gegen die buddhistischen Bauwerke: denn während ich nur einem einzigen buddhistischen Bautrümmer von Bedeutung bei Nagapatnam begegnet bin, kenne ich mehrere bedeutende Schriftwerke, die offenbar buddhistisches Gepräge tragen. Die steinernen Monumente der Buddhisten konnte der Glaubens-Eifer der Brahminen in Trümmer legen, den Geist des Buddhaismus in seinen Schrift-Monumenten hat er nichts weniger als übermocht. Die von einem Buddhisten verfaßte Nannul[200] ist noch stets der große grammatische Compaß auf dem „Oceane" der Tamulsprache; die von Buddhisten verfaßten Wörterbücher des Senthen[201] und des Mandala Purushen[202] liegen als die lexicographischen Haupt-Schlüssel zu den schwer sich öffnenden Pforten der alterthümlichen Hoch-Tamul-Literatur allen neuern Werken der Art zugrunde;[203] der Kural, ein in sich wunderbar abgerundetes Werk von buddhistischer Färbung, ist noch stets das unübertroffene und zuweilen fast an griechische Vollendung hinanragende, von Allen bewunderte und in Vieler Munde lebende Muster eines keuschen Stils; ja selbst einige der wichtigsten Schulbüchlein von noch immer allgemeinem

Gebrauch selbst in den orthodoxesten Schulen rühren von buddhistisch gesinnten Verfassern her. Die beste Seite der tamulischen Literatur aber ist offenbar die moralisch-sententiöse, und dieser Zweig des tamulischen Schriftenthums giebt sich fast durchweg als unmittelbares Erzeugniß der buddhistischen Richtung zu erkennen.

Es ist schon von Burnouf in seiner Introduction à l'histoire du Bouddhism hervorgehoben worden, daß der eigentliche Berührungspunkt zwischen Sivaismus und Buddhaismus in der freieignen Selbstvergötterung kraft der Askese liegt. Es läßt sich nicht behaupten, daß die Askese dem Sivaismus erst von Seiten des Buddhaismus zugekommen sei, sie ist ja allzumal älter, als der Buddhaismus selbst; das aber läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß, seitdem der Buddhaismus allem äußern Ceremonienwesen den Krieg ankündigte, und die selbstbeschauliche Askese als den einzigen Heilsweg geltend machte, dieß nicht ohne einen verstärkenden Einfluß auf die asketischen Elemente im Sivaismus bleiben konnte, sondern dieselben zur entschiednen Richtung ausbilden helfen mußte. Diesem Einflusse des Buddhaismus auf den umgebenden Sivaismus möchte es daher besonders zuzuschreiben sein, daß auch der letztere seine Heiligen und seine Heiligen-Legenden hat, die in dem sogenannten „großen Purana" zusammengefaßt worden sind. Jedenfalls fällt die Abfassung jenes Werkes in die nach-buddhistische Zeit, wie denn überhaupt die Blüthe der sivaitischen Literatur unter den Tamulen erst von dem Zeitalter des Manika Vasacher, des berühmten sivaitischen Vorkämpfers den Buddhisten gegenüber, an zu datiren scheint. Offenbar hatte der Buddhaismus, wie er der asketischen Richtung des Sivaismus nach dem Gesetze der Gleichartigkeit Nahrung gab, auf dem Wege des Gegensatzes zugleich auch Oel auf die Flamme des Eifers um Siva und seine Heiligthümer gegossen.

Eine ähnliche Wirkung übte an ihrem Theil die unduldsame Re-

gierung der Muſelmänner, von deren Peſt das Tamulenland nicht ganz verſchont geblieben. Daneben bildete ſich natürlicher Weiſe vorzüglich ein Knechtſinn mit aus, der, wie bei allen Hindus, die unter dem Druck derſelben geſeufzt haben, ſo auch bei den Tamulen im Ganzen und Großen ſich kund thut. Ich kann mich nicht enthalten, hier ein ziemlich erheiterndes Beiſpiel knechtiſcher Gefügigkeit mitzutheilen. Als der Biſchof Spencer auf einer Viſitations-Reiſe in Tinnevelly einen falſchen Weg einſchlug, lenkte gleich auch ſein Führer, der ein wenig voran war, in die von Seiner Lordſchaft betretne Straße ein. Lange nachher frug der Biſchof, ob ſie auch recht gingen; da hörte er zu ſeinem Erſtaunen das Gegentheil, und als er nun den Führer darüber zur Rede ſetzte, ſo antwortete dieſer: Da Eure Lordſchaft dieſe Straße wählten, ſo kam es mir nicht zu, Ihnen darin zu widerſprechen.

Die britiſche Regierung der Gegenwart übrigens, die in der That mehr als tolerant iſt, wirkt eher umgekehrt; die liberale Behandlung, die ſie ihren indiſchen Unterthanen angedeihen läßt, erzeugt bei dem einmal vorhandenen Knechtſinn leicht eine gewiſſe Unverſchämtheit; und die Schulanſtalten der Regierung, die den Kopf füllen und das Herz leer laſſen, befördern zum Theil religiöſe Gleichgültigkeit und ſogar Freigeiſterei. Im Uebrigen trägt die engliſche Regierung dazu bei, die alten Kaſten-Bande, die ſchon das buddhiſtiſche Syſtem gelockert hatte, noch mehr zu lockern, und zwar hauptſächlich in Folge des Umſtandes, daß die im Lande befindlichen Europäer die Dienſtleiſtungen der niedern Kaſten nicht entbehren können und dieſe dadurch in ihrer bürgerlichen Stellung allmählig gehoben werden. Vor Zeiten war es, — wie ich aus gewiſſen Tamul-Werken entnehmen zu können glaube, — Geſetz, daß die Pariah's nur zur Mittagszeit (wo der Hitze wegen die Straßen ziemlich leer ſind) aus ihren benachbarten Ortſchaften in die Stadt herein durften. Der engliſche Herr kehrt ſich natürlich an ein ſolches Geſetz nicht, und die ihn etwa begleitenden Pariah-Diener

theilen die von ihm in Anſpruch genommene Freiheit. So iſt denn jenes Geſetz allenthalben, wo Europäer in größerer Menge ſchon ſeit länger hauſen und ſchalten, längſt verſchollen. Auch die Muſelmänner, die in gleicher Lage waren und außerdem eine große Anzahl Bekehrter aus den unterſten Klaſſen zogen, trugen zur Lockerung der Kaſte das ihrige bei; eben ſo die römiſchen und proteſtantiſchen Miſſionare, inſofern ihre Miſſionsthätigkeit hauptſächlich den niedern Kaſten gewidmet war und iſt, und dieſe durch Annahme des Chriſtenthums in ihrer bürgerlichen Stellung nicht verlieren, ſondern gewinnen.

So weit der geſchichtliche Abriß, der zum Verſtändniß der Gegenwart dienen ſoll. Ich will nun verſuchen den Geiſt des Tamulvolks mit Wenigem zu zeichnen.

Natürlich findet ſich auch bei den brahmaniſirten Tamulen das Geſammtgepräge aller Bewohner dieſes durch die Natur ſelbſt gleichenlos in ſich ſelbſt abgeſchloſſenen Landes. Denn obſchon urſprünglich aus verſchiedenen Nationalitäten geſammelt, in verſchiedentlich geartete Länder vertheilt und von dem Brahmanismus in verſchiednem Grade beeinflußt, bilden die Hindus doch in gewiſſer Hinſicht Ein Ganzes, und zwar in Folge der allenthalben im Ganzen gleichen Natur, der allenthalben im Ganzen gleichen Verfaſſung, der allenthalben im Ganzen gleichen geſchichtlichen Verhältniſſe.

Liebe zur Ruhe iſt auch bei den Tamulen die hervorſtechende Geiſtesrichtung, und dieſe offenbart ſich in der Literatur als entſchiedne Vorliebe zur Beſchreibung ſtatt Erzählung, im Leben bei den ungebildeten Klaſſen als träges Hinbrüten, und bei dem Gebildeten als Liebe zu beſchaulichem Weſen, — unter hindernden Umſtänden als Geduld, und in Widerwärtigkeiten, wo das Selbſt nicht beſonders betheiligt iſt, als Gleichgültigkeit. Obgleich es mithin an der rechten Energie bedeutend fehlt, ſo würde man ſich doch ſehr irren, wenn man ſie ihnen ganz und gar abſprechen wollte. Wo ein „Muß" dahinter

ist, können sie selbst eine erstaunliche Energie entwickeln, — es mangelt ihr nur die rechte Freiheit der Selbstbestimmung, sie will abgenöthigt und überwacht sein, sie ist mehr leidender als thätiger Art. Wie das Tamulenland durch sein heißes Klima die Erschlaffung in einem besonders hohen Grade fördern mußte, so gab es andrerseits durch die Beschaffenheit seines Bodens der menschlichen Thätigkeit einen so mächtigen Anstoß, daß man wohl sagen kann, die eine Einwirkung habe der andern die Wage gehalten. Freilich bietet das Cavery-Delta mit seinen üppigen Feldern, Gärten und Hainen gegenwärtig den Anblick einer Fruchtbarkeit, die kaum überboten werden kann; aber was für Arbeit wird es auch gebraucht haben, ehe die beiden Flußarme, die es umspannt halten, gegeneinander abgedämmt und über das dazwischen liegende Land ausgezweigt wurden! Und was hat es anderwärts in Gegenden, denen kein in den Westghats entspringender Fluß einen Theil des malabarischen Monsumsegens alljährlich zuführt, für Schweißtropfen gekostet, ehe der dichte Urwald gelichtet und durch künstliche Teiche und Seen Oasen in der Wüste hervorgezaubert wurden.

Wie aber die alte Betriebsamkeit bedeutend abgenommen hat, so ist auch der kriegerische Muth, der sonst dem Volke zum großen Theile muß eigen gewesen sein, fast ganz geschwunden. Ich sage, „muß eigen gewesen sein," denn woher wären sonst gewisse, fast klassisch-schöne Kriegs-Poesien[204] gekommen, die nach des Tiruvalluver großem Sentenzgedicht mit als die schönsten Perlen in dem Kranze der tamulischen Literatur strahlen? Poesie ist doch eben nicht bloß „Traum und Gedicht," sondern vielmehr Nachhall der Wirklichkeit, und wenn es in den Liedern eines Volkes von Schwertern klirrt und von Pfeilen schwirrt, von Muth haucht und von Blut raucht, — wie das hier der Fall ist, — so muß dem doch zu irgend einer Zeit eine Lebensrichtung irgendwie entsprochen haben.

Wie aber Klima und Natur des Bodens auf der einen Seite zur Ruhe neigte, auf der andern zur Thätigkeit spornte, so gab Beides hier wie anderwärts der Phantasie jene maßlose Richtung, die, wo immer ein Anklang an klassisches Ebenmaß in Kunst und Literatur sich einstellt, uns meist wieder sogleich daran erinnert, daß wir es nur mit einem Halbbruder des griechischen Genius zu thun haben. Hier wo die Baniane ihre unzähligen Luftwurzeln zur Erde senkt und daraus allmählig einen kleinen Wald um sich her bildet, hier wo der Elephant, den die dichterische Sprache gradezu „Berg" nennt, die Urwälder auf seinen Wegen niedertritt, hier wo der jährliche Monsum das Land in einen See verwandelt; hier wo die Natur selbst alles Maaß überschreitet und den Menschen in ihre Riesengröße gewissermaßen verschlingt; hier konnte die Phantasie, weit hinaus über die Schranken der Schönheit, ins Ungemeßne hineinschweifend, nicht recht zur nüchternen Besinnung kommen. Die tamulische Poesie, der neuern Zeit wenigstens, im Allgemeinen häuft Bild auf Bild; Alles wird mit Allem verglichen; je bunter, desto besser, je überschwenglicher, desto lieber, je gesuchter desto bewunderter: da muß die bekannte Heldin des sanscritischen Romans „Nala und Damayanti", der als ein ächter Edelstein von dem reinsten Wasser klassischer Schönheit strahlt, — diese „Goldpuppe", dieser „Blumenbogen Amors u. s. w." — in so heißer Liebe entbrennen, daß das kühle Wasser, darin sie badet, flugs aufzusprudeln anfängt.[205] Die keusche einfache Sprache der heiligen Schrift will daher dem Tamulen wie den meisten andern Hindu's erst gar nicht recht munden.

Wie aber die indische Natur neben ihrer Großartigkeit eine auffallende Regelmäßigkeit zeigt, so geht auch neben der ausschweifenden Phantasie eine Alles klassificirende Verstandesthätigkeit her. Man kann sich kaum einen Gegenstand denken, den die Tamulen nicht in Zahlen gefaßt hätten. Da giebt es so und so viel Arten Geschmäcke,

ſo und ſo viel Neigungen, ſo und ſo viel Krankheiten, ſo und ſo viel Arten von Liebe, ſo und ſo viel poetiſche Weiſen, ſeine Liebe auszudrücken u. ſ. w. u. ſ. w. Die poetiſchſten Anſchauungen werden faſt zu Rechen-Exempeln. Dieſer Alles klaſſificirende und ſyſtematiſirende Verſtand iſt aber zugleich ein haarſpaltender. Ich wenigſtens kenne keine andre Sprache, die z. B. der grammatiſchen Unterſcheidungen ſo feine und ſo viele beſäße. Der gefeierte Sänger des tamuliſchen Ramayanam, Kamben, hörte eines Abends einen Brunnentreter ſingen:

„Auf des Bambu-Blattes Spitze ſchlief . . . .“

Hier brach der Sänger ab, weil er für dieſen Tag ſeine Eimer-Zahl voll hatte. Kamben, der wohl wußte, daß dieſe Art Leute (die hier zur leichtern Zählung der gefüllten Eimer ſtets eine gewiſſe Anzahl an einander gereihter Strophen mechaniſch abſingen) den nächſten Tag da fortfahren, wo ſie Tags zuvor ſtehen geblieben, dachte bei ſich ſelbſt: Ich muß mich morgen jedenfalls wieder einfinden, um zu hören was doch in aller Welt auf dem feinen Spitzchen des Bambu-Blattes zu ſchlafen im Stande geweſen. Der Brunnentreter fuhr zum Entzücken des Dichters fort: „ein Thautropfen.“ Aehnlich iſt es mir oft mit der hochtamuliſchen Grammatik ergangen. Wenn ich glaubte, nun iſt die Unterſcheidung ſo ſpitz geworden, daß darauf nichts weiter Platz hat: der Commentator oder der Commentator des Commentators wußte ſeinen logiſchen Thautropfen doch noch daran zu hängen. Natürlich geht jene ausſchweifende Phantaſie und dieſer haarſpaltende Verſtand nicht bloß ſo neben einander her, es findet vielmehr eine gegenſeitige Durchdringung ſtatt, der Verſtand wird phantaſtiſch und die Phantaſie verſtandesmäßig. Und wie man bald mit dem phantaſtiſchſten, und bald mit dem verſtandesmäßigſten Volke zu thun zu haben glaubt, ſo ſcheint es Einem jetzt, als hätte die Tamul-Sprache eine unvergleichliche Anlage zur Poeſie, und jetzt wieder als wäre ſie die allerlogiſchſte Sprache der Welt. In der That ein wundervolles

wenn auch nicht so leicht zu bewältigendes Werkzeug in der Hand des begabten Missionars.

Keine Geisteskraft wird von den Tamulen (wie mehr oder minder von allen Hindu's) so ausgebildet, wie das Gedächtniß. Diejenigen, die einen guten Schulunterricht genossen haben, wissen in der Regel nicht bloß die verschiednen Bedeutungen jedes einzelnen Wortes, sondern auch die verschiedenen Benennungen jedes einzelnen Gegenstandes in der Poesie an den Fingern und wie im Traume herzuzählen. Dabei kommt freilich das Selbstdenken meist viel zu kurz. Es giebt nicht leicht schlechtere Ausleger, als hier zu Lande; man folgt eben der gangbaren mündlichen Ueberlieferung oder dem Commentar; wo Beides fehlt, beruhigt man sich leicht mit der ersten besten Erklärung, wobei sehr häufig weder Sinn noch Grammatik zurecht kommen.

Das Gefühls-Vermögen hat im Allgemeinen keine besondre Stärke. Haben sie doch nicht einmal ein ursprüngliches Wort für „Thräne;" sie nennen die Thräne prosaisch genug „Augen-Wasser." Doch haben sie einen Schriftsteller, der namentlich wegen seiner hinschmelzenden Gefühligkeit berühmt ist. Dieß ist jener sivaitische Erzfeind der Buddhisten, — Manika Vasacher, — dessen Gedichte von überschwenglichem Liebes-Gefühl gegen den mondlockigen Gott erglühen. Ein erstaunlicher Fluß der Empfindungen und der Sprache bezeichnet namentlich seine Hymnen, und es geht in Bezug darauf die sprüchwörtliche Redens-Art: Wer an den Dichtungen des Manika Vasacher nicht hinschmilzt, den kann kein Gedicht hinschmelzen.

Man hat viel Aufhebens von dem religiösen Sinn der Hindus gemacht. Ein tamulisches Sprüchwort sagt freilich: „An einem tempellosen Orte wohne nicht!" und allerdings, der Tamule, wie der Hindu im Allgemeinen, „steht religiöser Weise auf, wäscht sich religiöser Weise, salbt sich religiöser Weise, kleidet sich religiöser Weise, sitzt religiöser Weise, steht religiöser Weise, ißt, trinkt und schläft re-

ligiöser Weise, studirt oder bleibt religiöser Weise unwissend und wird selbst religiöser Weise irreligiös.“ Allein das ist meist auch Alles. Immerhin liegt diesem mechanischen Außenwerk ein gewisser religiöser Zug zu Grunde, der dem Missionar bei seiner Arbeit an ihnen von Einer Seite her zu gute kommt. Schade nur, daß alle Religiosität in Ceremonie fast aufgeht und wo sie wirklich den Willen ergreift und fest hält, sich oft in scheußlicher Selbstpeinigung und in einer nichts weniger als religiösen Selbstgerechtigkeit und Selbstvergötterung offenbart.

An Vaterlandsliebe in unserm Sinne ist natürlich nicht zu denken. Die Kaste mit ihren unzähligen Unterabtheilungen zerklüftet die Volks-Gemeinde in eben so viele kleine Ganze, als es Familien giebt. Familienliebe tritt daher an die Stelle der Vaterlandsliebe, für die Begriff und Bezeichnung fehlt. In dieser Zersplitterung der Interessen durch die Kasten-Zerklüftung liegt die Hauptstärke der Britischen, wie jeder andern Fremdherrschaft. Ein allgemeiner Vertheidigungs-Krieg ist eine Sache der Unmöglichkeit, so lange nicht alle Volks-Klassen gleich harten Druck erfahren. Es liegt hier eben vor mir ein Aufruf zu einem sogenannten Mahanadu (einer Art mehr passiven Volksaufstandes, wobei Läden und Werkstätten geschlossen werden), den die Vier-Veda-Gesellschaft zu Madras im Sept. 1846 zu erlassen sich erkühnte. „Alle Kasten, mit Ausschluß nur der Hinduchristen, sollten sich an einem gewissen Tage in der Nähe der Hauptstadt sammeln und von der englischen Regierung Schutz gegen die Ungerechtigkeiten der Missionare und gewisser englischer Beamten fordern; Diejenigen aber, die sich der Entfernung wegen an dem Zuzug nicht betheiligen könnten, möchten doch ja Materialien zur Beschwerdeführung beitragen.“ Trotz aller Prahlerei, daß dieß Mahanadu alle je dagewesenen weit übertreffen sollte, und trotz aller Ermahnung zu einhelligem Zusammenwirken der „sechs Secten“, ist doch auch aus diesem kreisenden Berge nur eine „Maus heraus“ gekommen.

Je weniger das Vaterland bindet, um so fester hält, wie schon angedeutet, in der Regel die Familie zusammen. Es versteht sich bei den Tamulen fast von selbst, daß z. B. der Bruder des Bruders Schulden deckt. Leider ist die Liebe der Aeltern zu den Kindern oft nichts weiter als eine Affenliebe und man kann sich daher nicht wundern, wenn die Liebe der Kinder zu den Aeltern nicht gleichen Schritt hält. Uebrigens erstreckt sich die Familienliebe über die ganze Verwandtschaft. „Der Luftwurzel der Baniane gleich, seine Verwandten zu stützen, ist die Pflicht der Großherzigen.“ An der Grenze der Verwandtschaft aber findet auch die allgemeine Liebe fast immer ihre Schranke.

Obschon ein tamulisches Sprüchwort sagt: „Das Weib ist eine Fuß-Fessel, das Kind ist eine Mund-Fessel“ so ist doch der junge Tamule förmlich erpicht darauf, sich diese Doppel-Fessel anlegen zu lassen, und die junge Tamulin, der die tamulische Poesie die prächtigsten und süßesten Namen, als „Schlingpflanze, Pfau“ u. s. w. beilegt, deren Reize aber zu der Zeit, wo sie in Europa erst aufzublühen anfangen, meist schon hingewelkt sind, ist fast noch eifriger darauf aus, irgend einen jungen Mann in jene Fesseln zu schmieden. Giebt es doch für ein hiesiges Mädchen kein größeres Unglück als das, unverheirathet zu bleiben. Daher denn die unbeschreibliche Aengstlichkeit der Aeltern, für die heranwachsende Tochter einen Mann ausfindig zu machen, und sie so gegen Schmach, Elend und Versuchung aller Art zu sichern. Diese Sorge um die Zukunft der Tochter fängt mit der Geburt derselben an, und wenn sie nicht mindestens im 12. Lebensjahre derselben erledigt ist, so giebt man sich schon der Hoffnungslosigkeit hin. Ein Sprüchwort sagt sogar: „Ist ein Mädchen über die Zehn, so werfe man sie nur dem ersten besten Pariah zu!“ Ich kannte selbst einen sonst recht ehrenhaften tamulischen Vater, den seine kaum heirathsfähige Tochter um einen Mann fast zu Tode plagte. Zweimal machte er sich auf die Reise zu weitentfernten Verwandten, um

einen jungen Mann von etwas geringerer Herkunft für seine Tochter zu gewinnen; zweimal kehrte er nach Verlauf mehrerer Monate unverrichteter Sache zurück.

Sehr oft fehlt es den jungen Leuten, die zur Heirath schreiten, auch an Allem und Jedem, sich selbst, geschweige denn eine Familie, nur einigermaßen ordentlich durchzubringen. Gleichviel, die Verheirathung ist Selbstzweck, und die Stiftung einer Ehe gehört gar zu den guten Werken. Sie muß daher möglichst frühzeitig vollzogen werden; die Schwiegerältern mögen einstweilen das junge Paar behausen, kleiden und nähren. Kein Wunder, wenn in Folge solcher blinden Heirathslust ein leidliches häusliches Glück zu den Seltenheiten gehört, und Häuser, wo die Frau nicht von Zeit zu Zeit eine Tracht Schläge bekömmt, auch ziemlich rar sind. Das Elend, in das man sich unbedachter Weise stürzt, macht mißmuthig, der Mißmuth reizt zu Zank, der Zank führt zu Thätlichkeiten, und die geschlagene Frau flüchtet sich in das Haus ihrer Aeltern. Dieß ist leider nur allzuoft der Gang der Dinge. Der tamulische Dichter freilich singt so schön wie einer von der ehelichen Einheit:[206]

„Für Ein Leben hast du sie zu halten. Leute von oberflächlichem Verstande sprechen bei ehelich Verbundenen von zwei Leben. Dem, der in der Schlacht eine giftige Lanze führte, und ihr, die scheinende Spangen trug, ist das Leben zugleich ausgegangen."

Das leider zu allgemeine Familien-Elend wird durch eine unglaubliche Liebe zum Pomp noch vermehrt. Was kostet nicht allein eine Hochzeit! Selbst der Bräutigam muß, mit Juwelen überladen, daherprunken; für tausend Rupis sollte er wohl an sich haben; man borgt sie eben, wenn man sie nicht zu eigen besitzt. Rauschende Musik, brillante Feuerwerke und prächtige Aufzüge dürfen auch nicht fehlen. Eine Sudra-Hochzeit, die nicht mindestens ein paar hundert Rupis kostet, gilt kaum für recht anständig, und es geht das Sprüchwort,

daß in einem Hauſe, wo Hochzeit geweſen, ein halb Jahr danach gehungert wird. So fangen denn die meiſten Familien gleich mit Schulden an, die ſie vielleicht nie abzutragen im Stande ſind und für die ſie mindeſtens zwölf Procent Zinſen zu zahlen haben.

Wenn Geduld und Genügſamkeit, Höflichkeit und Unterwürfigkeit die ſchönſten Charakter-Züge des Tamulen ſind, ſo erſcheinen Lüge und Wolluſt als die häßlichſten. Von dem Umfang und von der ſyſtematiſchen Verfeinerung dieſer beiden Laſter hat man kaum eine Vorſtellung. Das letztere iſt förmlich zur Wiſſenſchaft ausgebildet, und das erſtere wird von Kindesbeinen an praktiſch geübt; ſobald das Kind ſprechen lernt, lernt es auch lügen. Die Unwahrhaftigkeit zieht ſich wie Ein großer ſchwarzer Schatten durch all ihr Denken, Reden und Handeln, und es giebt in der That blutwenig Beiſpiele von Leuten, deren offenes freies Weſen an europäiſche Ehrlichkeit erinnert. Selbſt der edle Tiruvalluver, unter deſſen Sentenzen ſich die allerköſtlichſten Perlen finden, geſtattet unter Umſtänden krumme Reden; und ſeine nicht minder gefeierte Schweſter, die Verfaſſerin eines noch vielgebrauchten Schulbuchs, giebt den Rath: Wie das gutterale N (deſſen vielfachgewundne Geſtalt ein treues Conterfey der windungsreichen Liſt iſt) winde Dich! Wurde doch die Lüge, wie die Tamulen ſagen, gradezu „in des Dichters Munde geboren.“ Diejenigen, die ſich grober Lügen zu enthalten gewöhnt ſind, werden ſich doch meiſt in den Netzen der feinen Lüge mit verſtrickt finden, — jener Unwahrhaftigkeit, die, wenn ſie auch die Wahrheit redet, dieſelbe doch nicht grade heraus ſagt, ſondern ſie wie verbotne Waare auf großen Umwegen und durch die Hinterthür herein an den Mann bringt, ſelbſt wenn die zu ſagende Wahrheit in keiner Weiſe etwas Bittres in ſich ſchließt. Sie halten große Stücke auf dieſe Kurippu d. i. andeutende, indirecte oder verblümte Redeweiſe. Als ich einſt einen jungen Tamul-Gelehrten frug, „was verſteht ihr nun eigentlich unter Kurippu?“ ſo gab er mir fol-

gende charakteriſtiſche Erklärung. Ein Hausherr will morgen etwa da oder dorthin gehen; ſo bricht er den Tag zuvor eine Gelegenheit vom Zaune und ſtreicht die Annehmlichkeit des Ortes heraus, wohin er nächſten Tages zu gehen gedenkt. Des andern Tags macht er ſich dann ſtillſchweigend auf, und erſt wenn ihn die Hausgenoſſen vermiſſen, denken ſie: Ha ha, er ſagte geſtern ſo und ſo, er wird wahrſcheinlich dort hingegangen ſein. Dieß alſo ein Beiſpiel tamuliſcher „Blume." Wunderbar iſt es nur, daß, obſchon im Allgemeinen hier Jedermann ſehr wohl weiß, daß Niemand leicht die helle volle Wahrheit oder wie ſich die Tamulen ausdrücken, „die wirkliche Wahrheit" ſagt, ſie doch ſo überaus geneigt ſind, ſich einander zu glauben. Es iſt als wenn Unwahrhaftigkeit und Leichtgläubigkeit ſich einander die Waage hielten.

Ich kann nicht umhin, hier gleich ein Beiſpiel in Bezug auf den letztern Punkt beizufügen. Die Heiden laſſen es ſich nicht nehmen, daß die engliſchen Ingenieurs auf „lebende Yogi's aus uralter Zeit" mitten im Schooße der Erde ſtießen, und auch der Hindu-Chriſt, der es mir erzählte, und der beiläufig zu den wiſſenſchaftlich Gebildetſten ſeiner Gattung gehört, ſchien dieſem Mährchen Glauben zu ſchenken gar nicht abgeneigt.

„Wo Jeder ſich als einen Schelmen" (zwar nicht „giebt", aber doch) weiß „und ſeines Gleichen auch für Schelmen nimmt" — möchte ich faſt ſagen —: da kann es natürlich nicht auffallen, wenn man ſich trotz angeborner Leichtgläubigkeit doch fein vorſieht in allen ernſten d. i. in allen das Selbſtintereſſe berührenden Fällen. „Willſt du das thun?" Ja. „Iſt es auch wahr?" Ja. „Nun ſo ſchwöre mir bei dem Haupte deines Vaters oder Kindes!"

Mit der Unwahrhaftigkeit ſteht natürlich die Schlauheit in der engſten Verbindung. Sie haben ein ſehr charakteriſtiſches Sprüchwort zur Bezeichnung Jemandes, der es an Pfiffigkeit allen Andern zuvorthut. „Wenn alle Andern ſich unter einer Kinder-Matte verkriechen,

ſo verkriecht ſich der unter Figuren (wie ſie zu einer gewiſſen Zeit des Jahres von den Hausfrauen der Zierde halber vor den Hausthüren hingemalt werden.)" Das Sprüchwort zeigt jedenfalls, daß es den Tamulen an Neigung und Anlage zur Verſchlagenheit nicht fehle, und wer nur irgendwie in Lebens-Berührung mit denſelben gekommen iſt und des pſychologiſchen Blicks nicht ganz entbehrt, der wird leider nur zu oft Gelegenheit gehabt haben, ſich mit Schmerzen praktiſch davon zu überzeugen. Europäer vollends, wenn ſie nicht ſehr auf ihrer Hut ſind, werden in die Fäden der Liſt, die wie die Fäden des ſogenannten Alten-Weiber-Sommers allenthalben umherweben, ſo wohl eingeſponnen, daß ſie es zuletzt gar nicht mehr merken.

Der tamuliſche Volks-Geiſt, obgleich den Hauptzügen nach allenthalben derſelbe, zeigt ſich doch natürlicher Weiſe in den verſchiedenen Volksklaſſen in etwas verſchiedener Geſtalt. Bei den Brahminen finden wir im Ganzen genommen die größte Maſſe der Intelligenz vor, denn obſchon „in dem Schulweſen keine Kaſte gilt," ſo haben die Brahminen doch vorzugsweiſe Veranlaſſung und Gelegenheit etwas Ordentliches zu lernen, und die von Hauſe aus reichere Befähigung des ariſchen Stammes kommt ihnen meiſt ebenfalls zu gute. Die britiſche Regierung hat denn auch mit Rückſicht auf die größeren Fähigkeiten des brahminiſchen Stammes von vornherein ihre Unterbeamten hauptſächlich aus deſſen Mitte gewählt, und ſo iſt denn der „milde Despotismus der väterlichen Regierung" im Innern des Landes faſt zu einer brahminiſchen Oligarchie geworden. Das Hindu-Chronicle, das hier in Madras von einem eingebornen Chriſten redigirt wird, kennt einen großen Diſtrikt, der in nicht weniger als zwanzig Taluks zerfällt, an deren Spitze faſt nichts als Brahminen ſtehen. Die engliſchen Beamten ſelbſt, die zu ſelten die Sprache des Landes ordentlich zu lernen ſich die Mühe nehmen, werden natürlich meiſt von ihnen beherrſcht, und dieſe Herrſchaft iſt um ſo ſichrer, als die Brahminen den Einfluß,

den sie üben, schlau genug zu verbergen wissen. Sie sind vornehmlich die Leute, die „während sich Andre unter Kinder-Matten verkriechen, sich unter gemalte Figuren verstecken." Die Fälscher aller Art in den Landesgefängnissen sind meist Zweigeborne.

Die Sudras, die den Brahminen an Bildung nacheifern und hier und da selbst den Rang ablaufen, stellen im Allgemeinen den sittlichen Kern des Volkes dar. Hier im Ganzen die ehrenhafteste Gesinnung, hier die gediegenste Betriebsamkeit, hier der solideste Wohlstand. Es fehlt selbst nicht an gelehrten Leuten unter ihnen.

Von den Sudras zu den Pariahs herabsteigend, stößt man offenbar auf einen gewaltigen Absatz. Ein geistig und sittlich ganz und gar verkommnes Völklein! Man weiß oft nicht, soll man sich mehr über ihren bodenlosen Stumpfsinn, oder mehr über ihre sittliche Haltlosigkeit wundern und betrüben. Unter ihnen blühet das Laster der Trunkenheit in hohem Grade und heimliche Sünden, für die es unseren Sprachen an Worten fehlt, gehen unter ihnen im Schwange. Essen, Kochen und Schlafen rechnet man hier zu Lande für drei besondre Seligkeiten; die Pariahs hauptsächlich wissen sie zu schätzen. „Für einen spannelangen Pariah gehört ein ellenlanger Stock" sagt das im Allgemeinen nur allzuwahre Sprüchwort. Erwirbt er sich aber, etwa als Diener in einem europäischen Hause, einiges Vermögen, so kann sich ein Frosch nicht ärger aufblasen; er paradirt dann wohl mit dem Sonnenschirme umher, auch wenn keine Sonne scheint. Die allergefährlichsten aber sind diejenigen, die ihre schwarzen Beine in europäische Beinkleider stecken und auf das buschige Haupt einen europäischen Hut setzen, um damit für Halbeuropäer zu passiren. Hunc cave, Romane. Glücklicherweise giebt es aber doch auch unter den Pariahs ehrenvolle Ausnahmen.

Der anglikanische Missionar Bilderbeck in Madras sagt in einem seiner Berichte vom Jahre 1852: „Der vorherrschende Wunsch (der Eingebornen) scheint jetzt darauf hinaus zu gehen, daß man sich all-

mählig ganz nach den Sitten und Bräuchen einer Nation (der engliſchen nämlich) richte, „die Gott fürchtet und Recht thut," und deren Religion, Geſetze und Einrichtungen man eben jetzt erſt ſchätzen lernt. Es iſt wahr, ſie werden vielleicht (!) nie im Stande ſein, ein Volk zu überholen, das ihnen in jeder Weiſe ſo weit voraus iſt; aber ſie ſcheinen in der That entſchloſſen, jenem Volke „hart auf den Ferſen" nachzufolgen (?); ſchon wetteifern ſie in ihrer Tracht mit einander, wer von ihnen am meiſten wie ein Engländer ausſehe (!). Die ärmern Klaſſen auf der andern Seite, bis zu den Pferdeknechten, Grasſchneidern und Taglöhnern auf der Landſtraße nach dem Thomasberge, ſind jetzt bei weitem aufgeklärter. Sie überzeugen ſich täglich mehr von dem Irrthum, der Unwiſſenheit und der Herabwürdigung, darin man ſie bisher gehalten hat, und wachſen ſo weit an Einſicht und Erkenntniß, daß ſie über ihren frühern Aberglauben zu lachen und die höhern Anſprüche der Brahminen in Frage zu ziehen bereit ſind. So wird denn von allen Seiten ein Druck auf das Volksſyſtem geübt, der die fernere Exiſtenz deſſelben bedroht. Fallen muß es zuletzt; denn wer biſt du, o großer Berg? Vor Serubabel ſollſt du zur Ebne werden. Groß iſt die Wahrheit, und ſie muß zuletzt auch ſiegen." Nun wir können uns weder über die in engliſcher Tracht wetteifernden Dandy's, noch auch über die „aufgeklärten" Pferdeknechte, Grasſchneider und Taglöhner ſchlechthin freuen. Daß die Letzteren über ihren heidniſchen Aberglauben zu lachen anfangen, der doch immerhin ein Körnlein Wahrheit, wenn auch unter einem großen Haufen von Spreu, in ſich birgt, bringt ſie dem Chriſtenthume weſentlich nicht um ein Haar breit näher, und wenn ſie die ſtolzen Anſprüche der Brahminen in Frage ziehen, ſo mögen ſie wohl zuſehen, daß ihr eignes Herz ſich nicht in leerem Pariahdünkel noch unleidlicher blähe, als das Herz jener in ihrem, wenigſtens ethnologiſch und geſchichtlich einigermaßen begründeten Brahminen-Hochmuth.

Wie die Kaste, so macht auch das Geschlecht einen bedeutenden Unterschied. Obschon die Schwester des Tiruvalluver eine allgemein verehrte Dichterin des tamulischen Volkes ist, so können doch sonst die Tamulen gelehrte Frauen nicht leiden. „Mögen sie auch mit der Gelehrsamkeit der Gelehrten vertraut sein, Weiberwissen bleibt große Thorheit.“ So sagt das Sprüchwort, und Tiruvalluver singt: „Thorheit ist der Frauen Schmuck-Kästchen.“ So will es der Tamule haben. Neben „Furcht und Blödigkeit“ stellt er als die dritte charakteristische Eigenschaft der Frauen „die Thorheit“, und in der Poesie wechseln schmückende Beiwörter des weiblichen Geschlechts wie „Perlen-Mund, Gazelle, Mond-Gesicht u. s. w.“ unbefangen mit „Thörin“ u. s. w. ab. Die Aeltern sind daher außerordentlich schwer dahin zu bringen, ihre Töchter etwas Andres als Kari-Kochen und derlei lernen zu lassen; ja die Fertigkeit des Schreibens gilt bei einem Mädchen fast für ehrlos; man meint, eine solche Kunst verführe zu heimlichen Händeln. Kein Wunder daher, wenn Vorurtheil und Aberglaube ganz vorzüglich von den Weibern gehegt, und in der Weiberwelt die eigentlichen Bollwerke der Zauberei und des Kasten-Geistes gefunden werden.

Viele Missions-Berichte sprechen von der Kasten-Einrichtung in einer Weise, daß man glauben sollte, es gäbe hier in Indien kein größeres Hinderniß der Missionssache, und die Leute würden dem Evangelio haufenweise zufallen, wenn es nur nimmer eine Kaste gegeben hätte. So viele und erhebliche Uebel aber auch mit der Kasten-Einrichtung zur Zeit verbunden sind, so ist die Kaste doch nicht das Uebel der Uebel. Neben dem Kasten-Unfug steht auch eine Kasten-Ehre, und wer wollte leugnen, daß diese Einrichtung neben dem vielen Schlimmen, das sie von jeher erzeugen mußte, doch wesentlich beigetragen hat, dem sittlichen Verwesungsproceß, dem jedes heidnische Volk allmählig entgegenreift, Maß und Schranken zu setzen, durch ihr immerhin knöchernes Absperrungs-System die hohen Kasten vor

der tiefen Verderbniß der niedern Kasten zu wahren, und so einen gewissen sittlichen Kern zu erhalten. Wer das Volk nur einigermaßen kennt, wird es ja nicht in Abrede stellen können und wollen, daß Leute von guter Kaste im Durchschnitt mehr sittlichen Halt zeigen, als die Pariahs, die beiläufig nicht minder steif an ihrer elenden Kaste hängen, und z. B. mit den noch tiefer stehenden Sakkili's (eine Schuhmacherkaste) nicht minder schwer Gemeinschaft machen werden, als ein Sudra mit ihnen selbst. Es wäre in der That traurig, wenn die Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes auf eine Volksklasse, wie die Pariahs, beschränkt sein müßte! — Dazu kommt ferner, daß die Kasten-Einrichtung eine Seite hat, die unter Umständen sogar der Ausbreitung des Christenthums zum Vortheil gereichen kann. Der Kasten-Geist nämlich, wie er auf der einen Seite, am alten Herkommen mit unglaublicher Zähigkeit festhaltend, sich gegen jede Neuerung wie verzweifelt sträubt, treibt zuletzt der Neuerung selber zu, wenn dieselbe nur erst einen gewissen Anhang gefunden hat. Die reißenden Fortschritte des Christenthums unter den Schanar's im Tinnevelly-Distrikt in der neueren Zeit stehen mit dieser Eigenthümlichkeit des Kasten-Geistes, zu einem Theil wenigstens, in Verbindung.

Ich wiederhole es nochmals. Man thut der indischen Kasten-Einrichtung, die ja freilich des Schlimmen genug in sich schließt, durchaus Unrecht, wenn man ihr die geringen Fortschritte des Christenthums in Indien fast lediglich zur Last legt. Ich frage, wenn Kaste das eigentliche Uebel, und Kastenlosigkeit das eigentliche Gut ist, warum macht denn das Evangelium unter den ganz kastenlosen Berg- und Waldstämmen am allerwenigsten Fortschritte?

Eben so thut man häufig dem Geiste des Brahmanismus im Allgemeinen Unrecht. Stellt man das brahmanische System den übrigen Schattirungen des herrschenden Volksglaubens entgegen, so erscheinen allerdings manche der letztern dem Christenthum zugänglicher. Denkt

man ſich aber als Gegenſatz dazu den vom Brahmanismus überwundnen Buddhaismus mit ſeinen ſkeptiſchen Tendenzen, ſo kann ſich der Miſſionar in Oſtindien nur Glück wünſchen, daß er es hier mit dem Brahmanismus zu thun hat. Man hat oft die Miſſion in dem buddhiſtiſchen Ceylon gegen die Miſſion auf dem brahmaniſchen Feſtlande glücklich geprieſen. Aber wo ſind die Thatſachen, die dazu berechtigen? Die holländiſche Regierung freilich hat durch die weltlichen Mittel, die ſie dazu in Bewegung ſetzte, ſelbſt aus den dortigen Buddhiſten eine große Anzahl Namenschriſten geſammelt; die gegenwärtigen proteſtantiſchen Miſſionare aber, die ſolche Mittel verſchmähen, haben noch ſehr wenig unter den rein buddhiſtiſchen Singhaleſen ausgerichtet; faſt alle Kirchen-Mitglieder nicht bloß, ſondern ſelbſt die regelmäßigen Zuhörer entſtammen jenen ſogenannten Regierungs-Chriſten, oder gehören den brahmaniſchen Hindu's zu.

Ich will mit dem Allen weiter nichts ſagen, als daß Kaſte und Brahmanenthum nicht die Uebel aller Uebel ſind, obſchon ſie die Fortſchritte des Chriſtenthums nach innen und nach außen vielfach erſchweren. Ich finde den Hauptſitz des Uebels in der bodenloſen Entſittlichung des ganzen Volkes, wie ſie jedes heidniſche Syſtem zuletzt erzeugen muß, beſonders wenn, wie das hier der Fall war, Knechtſchaft dazu ſchlägt. Die Alten rühmen die ausnehmende Wahrheitsliebe der Hindus; jetzt iſt die Unwahrhaftigkeit grade der hervorſtechendſte Charakterzug, und die unbändige Fleiſchesluſt vollendet den ſittlichen Ruin. Daher bei den reichſten geiſtigen Anlagen die vollendetſte Charakterloſigkeit, die ſich um Vortheils willen gegen Alle ſchmiegt und in Alles fügt, im beſten Falle aber, wo es ohne grobes Heucheln und Schmeicheln abgeht, doch ſtets des treibenden Stachels bedarf. Was Wunder denn, daß die Chriſten-Gemeinden dieſes Landes, die zur Zeit obenein meiſt den verkommenſten Volksſchichten entſtammen, in der Regel einen weit unkräftigern Schein in die Fin-

ſterniß des Heidenthums hinein werfen, als das erſte kaum ſichtbare Streiflein des jungen Mondes über den Abendhimmel, und wo ſie nicht ernſtlich und redlich gehegt und gepflegt werden, dem Chriſtenthum zum Spott und der guten Sache zum Aergerniß gereichen. Was Wunder ferner (ſelbſt wenn andre Gründe dazu nicht mit wirkten), daß die Herausbildung eines eingebornen Lehrſtandes, ohne welchen die Miſſion unter einem Volke nie zur Miſſion für das Volk werden kann, ſo langſam voranſchreitet, und eine geſunde Erziehung des heranwachſenden Geſchlechts zur Zeit noch die Haupt-Ausſicht bildet.

Glücklicherweiſe hat auch hier die Regel ihre Ausnahmen, und das Chriſtenthum, das ſich nie überlebt, kann zu ſeiner Zeit auch wohl ein überlebtes Volk neu gebären. O daß die Zeit, die der Herr der Kirche nach ſeiner Weisheit und Barmherzigkeit dazu erſehen hat, herbeieilen und die reichen Anlagen des Volkes aus dem tiefen Schutt der Verderbniß hervorziehen und daraus „Etwas machen wollte zu Lobe Seiner Herrlichkeit.“

III.

Reiſe in den Süden.

Nach Combaconum.

Combaconum, den 3. Januar 1851.

Vor allen Dingen wünsche ich Ihnen und allen Freunden in der Heimath ein reich gesegnetes Neujahr. Mir selbst ist, was das Aeußere anlangt, gar nicht neujährlich zu Muthe. Ich sitze, während ich dieses schreibe, in einem anmuthigen Gartenhäuschen dicht an dem romantischen Ufer des Cavery, der dem Lande seine Schätze so königlich freigebig gespendet hat, daß er selbst bereits wieder bettelarm geworden ist. Rings um mich breitet sich das parkähnliche Gehöfte des Miss. Nimmo aus, dessen grüne Matten von gewaltigen Mango-Bäumen so dicht beschattet werden, daß auch jetzt zur Mittagszeit nur hie und da das liebe Sonnenlicht hereinfällt. Da liegen denn unsre guten Reise-Ochsen, die mit ihren stattlichen messingverzierten Hörnern und mit ihren von der Kehle lang herabhängenden Hautlappen ganz stattlich aussehen, behaglich im Grase, während unser lahmer Knecht geschäftig um sie her hinkt.

Ehe ich Mayaveram verließ, ging ich nochmals auf ein paar Tage nach Trankebar hinüber. Obgleich dasselbe kaum acht Stunden von Mayaveram entfernt ist, so ist doch der Unterschied zwischen beiden Orten in mehr als einer Beziehung sehr bedeutend. Mayaveram eine rein-heidnische Stadt, Trankebar eine vorwiegend europäische. Dort die üppigste Natur und der dichteste Schatten, den man sich denken kann; hier freie sandige Meeresküste. Dort die tiefste Stille der Natur,

die aber von dem Lärmen der Heidenfeste oft genug unterbrochen wird; hier ein ewiges Tosen und Branden, zumal in jetziger Jahreszeit, wo der Monsum sich erst allmählig zu beruhigen anfängt.

Es war mir eine rechte Freude, nun auch in Trankebar selbst einmal Tamulisch zu predigen, und zwar in der alten, aber schmucken Jerusalems-Kirche, wo die alten würdigen Vorkämpfer das Wort des Lebens verkündigt haben. Ich habe darin manches schöne Lied unserer Kirche mitgesungen, und der in das gegenüberliegende Missionshaus herüberschallende Orgelton hat uns Beide oft an die Zeiten erinnert, wo wir noch in der Heimath den vollen Segen kirchlicher Gemeinschaft genossen, der uns hier nur in beschränktem Maaße zu Theil wird. Nun Friede sei mit dir und mit denen, die in dir aus- und eingehen, du friedliches Gotteshaus unter den friedlichen Palmen!

Das liebe Weihnachtsfest feierten wir noch in Mayaveram. Der Weg zur Kirche war mit Guirlanden überhangen; vor die Kirchthüren hatte man Bananen gepflanzt und die Kirche selbst mit Kränzen von weißen Blumen ausgeschmückt. Leider brannte am heiligen Abend kein Weihnachtsbaum; dafür aber gab es allerlei künstliches Feuer, das die Tamulen sehr lieben. Unser Diener hatte uns eine Festlampe hergerichtet, indem er das Wasser, auf welchem das Oel schwimmt, roth färbte. An jedem der Festtage durften die tamulischen Christen auch von ihren eingebornen Dichtern gedichtete Lieder in ihrer tamulischen Weise zwischenein singen. Das europäische Ohr will erst gar keinen Geschmack daran finden; allmählig aber lernt es sich auch des tamulischen Gesanges freuen, dessen weicher, melancholischer Charakter zu der umgebenden Natur trefflich stimmt.[207]

Unter denen, die kurz vor meiner Abreise mir Lebewohl zu sagen kamen, war auch ein fremder Guru, ein Sudra, aus Kivalur bei Nagapatnam, der in Mayaveram mehrere Schüler hat, die er gelegentlich besucht und in der hochtamulischen Litteratur unterweist.[208] Ich

war erſt in der letzten Zeit mit ihm bekannt geworden und hatte in ihm einen wirklichen Gelehrten ſeines Volkes gefunden. Er zählt die grammatiſchen Sätze des Nannul, d. i. der guten Sprachregel, an den Fingern her; er ſagt die Reihen der ſinnverwandten Wörter im Schlafe her; er kann den Kural, das große Sittengedicht ſeines Volkes, ſammt Erklärung auswendig. Das Beſte aber an ihm iſt, daß er offen bekennt, wenn er etwas nicht weiß, — eine in der That ſeltene Tugend der Tamulen ſo wie überhaupt der Hindu's, die aus lauter Gefälligkeit auch über das Auskunft geben, wovon ſie kaum einen Begriff haben. Sonderbar, eine bunte Seifenkugel auf meinem Bücherrücke ſchien ihn mehr anzuziehen als die Bücher. Nicht eher wurde er ruhig, als bis ich die wunderbare Kugel herunterlangte und ihm unter die Naſe hielt. Er verlangte zuletzt ein Zeugniß von mir über ſeine Sanſcrit- und Tamul-Gelehrſamkeit; das, meinte er, wäre ihm 1000 Rupis werth. Die Tamulen nämlich ſchätzen Alles nach Rupis, und ſo ſüß iſt ihnen der Klang derſelben, daß ganze Schaaren herbeieilen und Einem ſtier auf die Hände ſehen, wenn man etwa auf offener Straße eine Kleinigkeit an Jemanden auszuzahlen hat.

Ein Guru genießt bekanntlich eines faſt päpſtlichen Anſehns; er iſt der wahre Vater des Schülers. Dennoch macht ſich in den tamuliſchen „Schwaben-Streichen" (S. 34) der Volkswitz auch über die Gurus luſtig, in denen Anſpruch und Charakterwerth oft in ſo ſchneidendem Widerſpruche ſtehen.

Einſt wollten ein paar Narren ihrem Guru ein Rind verehren. Sie begaben ſich zu einem Hirten.

„Nun ich hab da ein recht fettes Kuhlein, — dieweil ihr ſagt, ihr wollt's für den Guru haben. Wie viel wollt ihr dran wenden?" Fünf Pagoden haben wir mitgebracht; dafür müßt Ihr uns das Thierlein laſſen. „Ihr ſollt's haben; aber merkt euch wohl, wenn ihr das Kuhlein melkt, müßt ihr den Fuß anbinden und das Horn faſſen." Herzensfroh eilten die guten Jünger davon. Als ſie die Kuh melken wollten, fehlte es an einem Stricke

zum Anbinden; man rief den Guru, hieß ihn dicht daneben hinſetzen, und befeſtigte die Vorderbeine der Kuh an ſeinen zwei langen Haarzöpfen. Da fiel dem einen der Jünger ein, daß ja der Hirt geſagt hatte, man ſollte beim Melken auch „das Horn faſſen.“ Er holte in der Geſchwindigkeit einen Lederarbeiter; der ſtellte ſich vor die Kuh, faßte das mitgebrachte Horn und ſchmetterte gewaltig darein. Die Kuh ſcheute, überrannte zwei bis drei der umherſtehenden Jünger und raſte mit dem darangebundenen Guru über „Dorn und Stein“ davon. Als der Guru am Ende doch noch mit dem Leben davon kam, war's als wäre er neu geboren worden.

Zu Neujahr endlich waren wir reiſefertig. Unſer Wagen (für 190 Rupis) war ſchon einen Monat vorher von Tritſchinopoli angekommen; ein paar weiße Ochſen mit kühngeſchwungnen Hörnern hatten wir (für 70 Rupis) auch gekauft; ein Fuhrmann, der die lange Reiſe nicht ſcheute, war mit großer Mühe gewonnen. Leider wollten ihn die Ochſen erſt lange nicht anerkennen; ſo oft er nahte, drohten ſie ihn zu ſpießen. Sie mochten wohl denken: „Was hinkt der Kerl auf einem Fuß?“ Er war nämlich lahm. Zuletzt fehlte uns nur noch ein Küchenkorb, der unter den Wagenſitz paßte. Der tamuliſche Korbmacher hatte ja nie einen Korb, der unter einen Wagenſitz paſſen ſollte, verfertigt; er wußte ſich erſt gar nicht zu helfen. Ich ſelbſt mußte für ihn das Maaß nehmen.

Am Neujahrsabend brachen wir in Gottes Namen auf. Wir verbrachten die nächſte Nacht und die Hälfte des folgenden Tags in dem ſchönen Naſthauſe zu Tiruvulangkadu (S. 103) und gelangten am Abend des zweiten Januar hier in Combaconum[209] an. Doch ich muß für dießmal ſchließen. So eben wird zum Mittagseſſen gerufen, und nach demſelben muß zur Weiterreiſe vollends eingepackt werden.

Nach Vediarpuram.

Vediarpuram, den 5. Januar 1851.

Seitdem ich Ihnen das letzte Mal schrieb, hat sich die Scene bedeutend verändert. Rings um mich her eine weite unfruchtbare Fläche, auf der Bäume nur mit Mühe gedeihen, und die Sonne, die darüber brütet, so blendend, daß ich zu erblinden fürchten müßte, hätte ich hier für längere Zeit zu bleiben. Um so freundlicher aber ist unser Wirth, Missionar Bower, der, obgleich ebenfalls im Lande geboren, die meisten Missionare in gründlicher Erforschung des Volkes, unter welchem und für welches er arbeitet, weit hinter sich läßt. Er ist ein tüchtiger Kenner der tamulischen Litteratur, dem ich bereits manchen lehrreichen Wink verdanke. Ich wünschte nur länger bleiben zu können.

Doch ich muß vor allen Dingen sagen, wie wir hierher gekommen sind. Bald nach dem Mittagsessen fuhren wir mit Herrn Nimmo in die Stadt, einst eine Hauptstadt des alten Tschola-Königreiches, und noch immer ein sehr bedeutender Ort. Wir begegneten unterwegs sehr nett und kostbar gekleideten römisch-katholischen Christen in zierlichen Wagen. Zuerst besichtigten wir den berühmten, mit sechszehn Tempelchen verzierten heiligen Teich, in welchen der Volkssage gemäß alle zwölf Jahre die heilige Ganga unterirdisch einströmt, und der daher auch alle zwölf Jahre eine Unmasse von Menschen aus allen Weltgegenden herbeizieht[210], trotzdem daß gewisse Dichter des Volks selbst die Wallfahrten nach der heiligen Ganga bei Kasi oder Benares, dem Sitze aller Heiligkeit, offen verlachen:

„Kasi, Kasi, Kasi! schreiend, rennst du, daß die Füße schmerzen.
Lauf und bade! Aber wird denn Weißes werden aus dem Schwarzen?“

Von dem heiligen Teiche ging es dann zu der Hauptpagode des hain-, teich- und tempelreichen Combaconum, die den viſchnuitiſchen Anhängern des Ramanuja gehört.[211] Ich hatte Erlaubniß bekommen, dieſelbe zu beſteigen. Die umſtehenden Brahminen verſuchten mich durch die Bemerkung, daß die Treppe ſehr ſchadhaft und mithin gefährlich ſei, zurückzuhalten. Da ich aber feſt blieb, ſo öffnete man das enge Loch, und ich folgte dem Fackelträger nicht ohne einigen Schauder. Die ſteinerne Treppe, die auf die Spitze der Pagode hinaufführt, läuft frei an der Wand hinan; die Stufen ſind gerade nur ſo breit, daß Ein Menſch darauf ſtehen kann. Ich zählte deren 163, und 11 verſchiedene Geſchoſſe. Je weiter nach oben, um ſo ſchadhafter wurde die Stiege. Der kühn voranſchreitende Fackelträger zeigte mir ſtets, wohin ich den Fuß zu ſetzen hatte. Im vorletzten Geſchoſſe wollte mir der Muth faſt ausgehen. Ich mußte über ein langes ſchmales Bret ſchreiten, zu deſſen beiden Seiten eine Kluft gähnte. Da aber die mich begleitenden Hindu's, die an derlei ſchwindelnde Wege gewöhnt ſind, keinen Anſtand nahmen, darüber hinzuſchreiten, ſo mochte ich nicht feiger ſein als ſie, und folgte ihnen, jeden Blick in die Tiefe ſorgfältig vermeidend. Von der Spitze der Pagode hatte ich denn aber auch eine reichlich belohnende Ausſicht über das Land ringsumher, ein wahres Meer von Grün, über das die ſinkende Sonne ihr ſchönſtes Gold hinſtreute. O wann wird doch die Sonne der Gerechtigkeit über dieſem zauberhaften Lande aufgehen! Schon länger als ein Jahrhundert hat die Miſſion in dieſen Umgebungen gearbeitet, und noch iſt nicht einmal die volle Morgenröthe hereingebrochen.

In Combaconum lebt ein ſehr reicher Chriſt aus alter Zeit. Er beſitzt ein ganzes Dorf, wird aber ſo vom Kaſtengeiſte geplagt, daß er durchaus keinen Pariah in ſeine Capelle laſſen will. Er wollte zur lutheriſchen Kirche zurücktreten, falls man Einen aus ſeiner Familie zum Paſtor zu machen ſich verbände. Natürlich wurde er mit ſeinem

fleiſchlichen Anſinnen zurückgewieſen. Durch ihn übrigens iſt das Miſſionsgehöft zu Mayaveram mit ſämmtlichen Bauten an uns gekommen. Als er Mayaveram von der anglikaniſchen Geſellſchaft verlaſſen ſah, ſchrieb er an den engliſchen Collector Stokes in Guntur, und dieſer veranſtaltete eine Sammlung unter ſeinen Freunden, um die Miſſionsgüter in Mayaveram, die eben an die Heiden verkauft werden ſollten, für unſre Geſellſchaft zu erſtehen.

Von der Pagode aus begaben wir uns auf einen der Predigtplätze des Herrn Nimmo. Es dauerte nicht lange, ſo ſammelte ſich eine Schaar aus den Heiden, angelockt von dem tamuliſchen Liede, welches ein paar Katecheten anſtimmten. Nun hielt Herr Nimmo eine ziemlich lange Anſprache, deren Inhalt mir kaum für eine ſolche Verſammlung angemeſſen ſchien. Alles lauſchte vom Anfang bis zu Ende, und ſo echt tamuliſch war die Art und Weiſe des Vortrags, daß man den Leuten das Vergnügen darüber auf den Geſichtern abſehen konnte. Er ſchloß auffallender Weiſe mit dem apoſtoliſchen Segenswunſche, und noch ehe ſich die Menge zerſtreute, machten wir uns auf die Weiterreiſe. Es war Abends gegen 8 Uhr.

Glücklicherweiſe iſt unſer Reiſewagen ſo eingerichtet, daß zwei Perſonen ſich der Länge nach darin ausſtrecken und ſchlafen können. Aber ehe es zum Schlafen kam, waren wir in Pavanaſam, wo wir die Ochſen füttern und ein paar Stunden raſten ließen. Gegen 1 Uhr wurde wieder angeſpannt, und mit der aufgehenden Sonne langten wir hier auf dem Miſſionsgehöfte in Vediarpuram an, beide leider etwas unpäßlich, wahrſcheinlich von dem ſtarken Thaue, der in dieſer Jahreszeit während der Nacht zu fallen pflegt.

Die Tamulen reden von ſechs Jahreszeiten, jede zu zwei Monaten. Die erſte, „Pflugzeit", beginnt Mitte Auguſt; dann folgen Kühle, Vorthau, Nachthau, Junghitze, Althitze. Der Beginn unſrer Reiſe fiel in das Ende des „Vorthaus".

Noch an demselben Tage hatten wir einen sehr interessanten Besuch von einem wohlhabenden Brahminen aus Mysore. Er kam zu Pferde an, an seiner Seite die mit Elfenbein ausgelegte Vina. Dieß ist eine Art Guitarre mit kesselartigem Boden und sieben Saiten, davon vier über den Steg, die andern drei aber daneben gespannt sind. Da wo die Schrauben für die vier obern Saiten sich befinden, bauscht sich ein kürbisförmiger Beutel von Holz mit einer Oeffnung. Ich hatte schon lange gewünscht, einmal einen guten Vina-Spieler zu hören, indem die Vina in der indischen Litteratur auch der Neuzeit eine so große Rolle spielt. Nichts geht dem Hindu über die süßen Laute der hochgefeierten Vina.. „Nur das erste Lallen des Kindes," sagt der Dichter des Kural, „ist süßer als der Vina Ton für das Ohr des Vaters." Der brahminische Meistersänger ließ sich alsbald ganz behaglich auf den Divan nieder, mit untergeschlagenen Beinen, während einer seiner Schüler, ein schmucker Jüngling mit zarten ausdrucksvollen Zügen, ehrfurchtsvoll daneben stand. Der Letztere war in weißes Musselin gehüllt, Schultern und Füße bloß. Der alte Sänger dagegen trug weiße Beinkleider und einen feinwollnen grauen Rock; um den mit der heiligen Rudrakscha-Kette gezierten oder vielmehr verunzierten Hals einen silber- und seidegewirkten Shawl und auf dem Haupte einen geblümten seidenen Turban. Sein bärtiges Gesicht, über das lange kein Scheermesser gekommen, war mit heiliger Asche tüchtig übertüncht. Er ergriff die Vina fast krampfhaft entzückt und fing bald in den Saiten derselben umherzurasen und zu wirbeln an. Zuletzt erhob er auch seine Simme und sang bald Canaresisch, bald Tamul, bald Hindostani und bald Sanscrit dazu; er ahmte sogar ein englisches Liedchen nach, das man ihm vorgegeigt. Auch der Schüler ließ sich zwischenein hören. „Dann strömte lieblich helle des Jünglings Stimme vor, Des alten Sang dazwischen wie dumpfer Geisterchor." Es war in der That ein ganz angenehmes Concert; nur durfte man dem alten Meister-

ſänger, der ſich je länger je mehr als ein Halbwahnſinniger geberdete, nicht in das über alle Maßen ſchmuzige und verzerrte Geſicht ſehen. Er hätte übrigens die ganze Nacht fortgeſpielt und fortgeſungen, hätten wir nicht endlich Einhalt gethan. So leidenſchaftlich iſt der unſchöne Mann der ſchönen Kunſt ergeben.

Bei einem ſpätern Beſuche fanden wir auch Gelegenheit, über religiöſe Gegenſtände mit ihm zu reden. Er iſt ungemein bewandert in der herrſchenden Philoſophie der Hindu's, dem ſogenannten Vedanta. Er ſchauerte ſeine Sanſcritverſe nur ſo auf uns herab, natürlich ſtets in ſingendem Tone, und dazu mit den Fingern ſchnalzend. Einem ſolchen indiſchen Philoſophen iſt nicht minder ſchwer beizukommen, als unſern europäiſchen. Sie ſind tauſendfach verſchanzt gegen die Wahrheit und haben eben ſo viele Schleichwege. Er machte ein ganz eigenthümliches Geſicht, als ich ihm ſagte, daß die Vedas in Europa gedruckt würden. Wir Ketzer könnten ſie ja unmöglich verſtehen, meinte er.

Ich hatte mit ihm auch ein Geſpräch über das uralte Soma-Opfer. Dieſes käme, ſo behauptete er, gegenwärtig nur noch unter den Vedantiſten vor, und auch da nicht allgemein. Zur Beſeitigung meines Zweifels, daß in hieſiger Gegend die Somapflanze wohl gar nicht gefunden werde, brachte er mir des andern Tages mehrere Ranken derſelben, und nannte mir den tamuliſchen Namen des Gewächſes, Puliteha Kodi d. i. ſaure Schlingpflanze.[212]

Am folgenden Tage war Sonntag. Ich hörte Herrn Bower vor einer Verſammlung von etwa 150 Hinduchriſten predigen, und zwar durchweg geſprächsweiſe, eine Methode, die gewiß unter den gegebenen Verhältniſſen recht am Platze iſt. Es iſt unglaublich, wie ſchwer es den armen Pariah's wird — und der bei weitem größte Theil der Gemeinde beſteht aus derlei Leuten — etwas zu begreifen. Auch hier wird noch immer das alte trankebarer Geſangbuch gebraucht. Wir ſangen das ſchöne Lied: „O daß ich tauſend Zungen hätte ꝛc.“ Leider

war auch keine Spur der alten Melodie geblieben. Sie war bei dem längern Mangel deutscher Missionare in einen wahrhaften Djangel ausgeartet. Wenn ich schon bei der fünften Silbe war, so zogen sie sich noch um die erste herum, hinauf und herab. Das ist so tamulische Gesangweise.

Miss. Bower steht hier an der Spitze eines Seminars zur Ausbildung eingeborner Arbeiter für die Mission. Der Zöglinge sind gegenwärtig 53. Ein christlich gesinnter Engländer hat eine bedeutende Summe hergegeben zur Errichtung von sogenannten Scholarships d. i. Freistellen. Da er aber die Aufgabe der Kaste zur ausdrücklichen Bedingung für die Aufnahme in eine solche Freistelle gemacht hat, so melden sich zur Zeit meist nur Pariahs, die dabei nicht viel zu verlieren haben. Dieß erkennt Herr Bower selbst als einen großen Uebelstand, indem die Sudras die Pariahs an Charakter und Fähigkeit im Allgemeinen weit übertreffen. Bis jetzt ist nur erst Ein ordinirter Geistlicher aus dem Seminar hervorgegangen, wol aber eine ziemliche Anzahl von Schullehrern und Katecheten. Das Seminar hat unter anderm das Gute, daß darin auch die tamulische Litteratur zu ihrem Rechte kommt. Dagegen dünkt mich die Aufnahme des Griechischen und Lateinischen in den allgemeinen Lehrplan eine sehr fragliche Sache, unter den gegenwärtigen Umständen wenigstens. Daneben hat Herr Bower auch eine ziemlich bedeutende Gemeinde von etwa 600 Seelen zu besorgen. Ihr erster Gründer war Haubroe.

Ich höre, daß es in hiesiger Gegend einige Sudra-Gurus vischnuitischen Bekenntnisses giebt, die umherziehend an bestimmten Wochentagen Versammlungen halten und über irgend eine moralische Sentenz predigen. Sie ermahnen besonders nicht zu processiren, und sich der Armen und Kranken anzunehmen. Ihre Ansprache wird mit Gesang ein- und ausgeleitet. Diese heidnischen Laienprediger erfreuen sich in der That eines guten Lobes; sie gelten für besser, als die übrigen Heiden. Haben sie diese Art der Seelsorge den Missionaren abgesehen?

Miſſ. Bower erzählte mir von der vortrefflichen Architectur eines Linga-Tempels ziemlich an der Ausmündung des Vellar-Fluſſes: Avudeijar Kovil. Wenn ein Architekt einen Vertrag macht, ſo ſchreibt er etwa: „Ich will es nach den beſten Muſtern machen, Avudeijar Kovil ausgenommen.“ Wenn ich nicht irre, ſo ſieht die Volksſage darin jenen Tempel, den Manikavaſacher, als Miniſter des Königs von Madura, für das Geld baute, das er zum Ankauf von Pferden bekommen hatte.

Doch ich muß abermals ſchließen, da wir uns ſchon wieder zur Abreiſe zu rüſten haben.

Tanjore. Vellam.

Vellam, den 9. Januar 1851.

Am ſechsten Januar zwiſchen ſieben und acht Uhr des Morgens brachen wir von Vediarpuram auf und eilten nach dem nur drei engliſche Meilen entfernten Tanjore. Eine ſchöne Landſtraße führt in die Königsſtadt hinein. Die Umgegend nahm bald wieder den alten anmuthigen Charakter an: ſchattige Bäume zu beiden Seiten des Wegs; rings grünende Reisfelder, maleriſche Haine, luftige Pagoden, zierliche Tempel und Tempelchen, lotusüberwachſene Teiche, und auf der Straße und in den darangebauten Dörfern und Dörfchen das bunteſte Leben. Faſt vor jedem Hauſe mehr oder minder künſtliche Malereien im Sande, ganz ähnlich denen, die man daheim auf den Torten u. ſ. w. ſieht, und die weißen Sternchen und Kringelchen mit meiſt gelben Blumen beſteckt. Die Heiden erwarten nämlich von Mitte

December bis Mitte Januar die Ankunft eines Gottes. Nur die Brahminen ſehen ihn und die prophezeien dann aus der Farbe ſeines Gewandes den Lauf der allgemeinen Ereigniſſe.

Wir überſchritten den Cavery, der auch hier, wie bei Combaconum, zur Hälfte den ſandigen Boden zeigte. Dieſer wimmelte denn aber von einer Unzahl von Wäſchersleuten, die geſchäftig ihr Tagewerk verrichteten, und die ſchön bewachsnen Ufer deſſelben nahmen ſich in der Morgenſonne lieblicher als je aus. Schon winkten uns die luftigen Pagoden der Königsſtadt, und eben als wir an den Fuß der Feſtungswerke gelangten, kamen uns zehn bis zwölf der königlichen Elephanten entgegen, von jedem Alter und von jeder Größe, einige wahre Ungeheuer. Unſer hinkender Fuhrmann konnte kaum ſchnell genug vom Bock herabkommen, um die Ochſen, die ſich vor den wandelnden Koloſſen entſetzten, nach der entgegengeſetzten Seite umzudrehen.

Tanjore (S. 10 u. fgg.) das 50,000 Einwohner zählen ſoll, iſt ſehr angenehm. Alles ſo rein, frei, luftig. Allerdings eine rechte indiſche Königsſtadt. Der Palaſt des Rajah, und die berühmte Pagode, ein Meiſterſtück indiſcher Kunſt, ragen hoch über alle andern Gebäude weg. Dazu kommt die überaus üppige Umgebung.

Wir frühſtückten bei der Wittwe des Miſſionars Irion, der im Dienſte der Gospel-Propagation-Society ſtand. Sie bewohnt ein ſehr einfaches, aber niedliches Häuschen mitten in einem ziemlich europäiſch ausſehenden Gärtchen. Auf ihrem Stuhl in der freundlichen Verandah lag ein altes (Hoffmannſches) Leipziger Geſangbuch. Sie ſpricht nämlich auch ein wenig Deutſch.

Darauf begaben wir uns zu dem Miſſionar Gueſt, dem entſchiedenſten Gegner lutheriſcher Miſſion, an deſſen Thür ich aber grade deshalb nicht vorbeigehen mochte. Das weite Miſſionsgehöft iſt ein wahrer Luſtgarten; neben dem hübſchen Miſſionshauſe liegt die von Vater Schwarz erbaute Kirche; in einiger Entfernung noch ein andres

ziemlich bedeutendes Missionshaus, und dem Missionsgehöfte gegenüber das von Schwarz gestiftete Waisenhaus, ein mächtiges Gebäude, das durch seine Bauart an das Hallesche erinnert: es besteht aus vier Flügeln, die einen Hof umschließen. Etwa 50 Kinder und einige Wittwen werden darin vollständig unterhalten. Ein Grundstück, das ein früherer König der Mission schenkte, liefert die dazu nöthigen Mittel. Schulzimmer, Hospital und Bibliothek sind mit dem Waisenhause verbunden. In der letztern modern viele deutsche Manuscripte, als Predigten, Collegienhefte u. s. w., und dazu auch manches gute Buch, wie Starke's Commentar zur Bibel.

Von hier aus besuchten wir einen bejahrten Schüler des alten Vaters Schwarz, Vedanaichen mit Namen, um in ihm den ersten christlichen Dichter des Tamulenvolkes zu begrüßen. Da man ihn von unserm Kommen zuvor benachrichtigt hatte, so hatte er mit seiner ganzen Familie sich schnell in seine Sonntagskleider geworfen und erwartete uns mit ihr in der Verandah des Hauses. Der alte Meistersänger, auf hohen Holzpantoffeln, einen grünen Shawl über den Schultern, streckte uns in europäischer Weise vertraulich die Rechte entgegen, während die übrigen Glieder des Hauses uns in ächt indischer Weise begrüßten, die flache Hand auf die Stirn legend. Nun nöthigte uns der muntere Siebziger-Greis, dessen edle Gesichtszüge mich gleich von vorn herein angenehm berührten, in das Innere des Hauses hinein, ein offenes Viereck mit ringsum laufenden Verandahs, an deren innerer Seite die Zimmer liegen. Die Säulen der Verandahs waren durchweg mit Kränzen behangen, wahrscheinlich noch vom Weihnachtsfeste her. Der Alte ließ sich auf eine Art Sopha nieder und wir neben ihm auf europäischen Stühlen, rings um uns die Schaar seiner Kinder und Sängerschüler auf dem Boden, hinter uns aber eine ziemliche Menge von Zuschauern und Zuhörern. Nachdem ich ihn mit mir selbst und mit dem Zwecke meiner Reise bekannt gemacht hatte, ließ er die Kinder eins nach dem an-

dern erſt in der engliſchen und dann in der tamuliſchen Bibel leſen. Er ſelbſt verſteht kein Engliſch; wenigſtens ſpricht er es nicht, und ſo war ich genöthigt, ſeine eigne Sprache mit ihm zu reden. Da das ganze Haus ein Sängerhaus iſt, ſo bat ich ihn, man möchte uns doch ein paar von ihm gedichtete chriſtliche Lieder in tamuliſcher Weiſe vorſingen. Nun dazu brauchte es keines langen Nöthigens. Das Geſicht des alten Meiſterſängers leuchtete hell auf; Geige, Trommel und Schellen waren ſchnell herbeigeſchafft, und nun ſang alles, was Mund und Odem hatte, Klein und Groß, Kind, Knabe, Jüngling und Jungfrau. Seine ſchönſten Lieder ſind die Weihnachtslieder. Nachdem eins derſelben geſungen worden, bemerkte ich, daß ich ſelbſt in Jeruſalem und Bethlehem geweſen ſei. Er ſah mich groß an und frug dann nach dieſem und jenem. Beſonders erkundigte er ſich danach, ob denn noch Juden in Jeruſalem wohnhaft wären. Er hat nämlich eine große Liebe zu den Brüdern des Herrn nach dem Fleiſche. Vor einiger Zeit kamen einmal ein paar perſiſche Juden nach Tanjore. Man führte ſie unter anderm auch zu ihm. „Alſo ihr ſeid die Brüder unſers Herrn? O ihr ſeid der ächte Oelbaum, wir Heiden blos die aufgepfropften wilden Zweige!“ So ſagend, umarmte und küßte er die ſeltenen Gäſte, die gar nicht wußten, was ihnen widerfuhr. Seine beſondere Liebe zu den Juden hängt übrigens auch mit eigenthümlichen Ideen vom tauſendjährigen Reiche zuſammen. „Wenn ihr wieder nach Jeruſalem zurückkehrt, ſo werdet ihr auf dem Rücken der Heiden reiten!“ ſo äußerte er ſich denn auch im Laufe des Geſprächs eigenthümlich genug; Miſſionar Bower aber, der die jüdiſchen Gäſte bei dem Dichter eingeführt hatte, hielt es für räthlich, dieſe Aeußerung lieber nicht zu verdolmetſchen.

Nach etwa einem Stündchen brachen wir auf, und mit uns das ganze Sängerchor, das uns noch auf der Straße nachſang, während der alte Sänger, der in der That etwas Patriarchaliſches an ſich hatte, mit aufgehobenen Händen uns nachſegnete. Ich hatte ihm zum Ab-

ſchiede eine Kleinigkeit in die Hand gedrückt. Er hat nämlich in der letzten Zeit ſeine kleine Penſion von der königlichen Familie, bei der Vater Schwarz bekanntlich in hohen Ehren ſtand, verloren. Und warum? Der gegenwärtige König, welcher der Miſſion und allem was damit zuſammenhängt im Herzen gram iſt, hatte zu ihm geſprochen: „Dichter, ſing' mir nun endlich auch einmal ein Lob auf meinen Gott." Der Sänger aber antwortete: „Mein König, ich bin ein Chriſt; ich kann nicht das Lob Deines Gottes ſingen."

Der Dichtergreis iſt übrigens an Fruchtbarkeit dem Lande gleich, dem er angehört, und wenn man ihm irgend ein ſchmückendes Beiwort geben wollte, ſo könnte es kein andres ſein, als „der Fruchtbare," ein Titel, den auch die alten Könige des Landes führten. Mehr als hundert verſchiedne Werke und Werkchen ſind aus ſeiner Feder gefloſſen, darunter auch polemiſch-apologetiſche. Er hat mit den Anhängern des falſchen Propheten, mit den Römern und mit den Arminianern zu Felde gelegen. Er hat auch mit Rhenius gehadert, der viel Waſſer unter den guten Wein der alten Kirchenlieder gemiſcht hat. Er zürnte noch immer mit der engliſchen Traktatgeſellſchaft in Madras, weil ſie ihm ſein polemiſch-apologetiſches Schriftchen „Der Weg der Blinden" durch Zuſatz und Weglaſſung entſtellt hat. Der Mann iſt in der That ein ſelbſtſtändiger Charakter, und wenn ſich in ſein ſonſt ſo liebenswürdiges Weſen ein Gränlein Unbeugſamkeit miſchen ſollte, ſo kann es Einen doch freuen, einmal einen Hinduchriſten zu ſehen, der einen entſchieden mannhaften Charakter zeigt und von dem Nationalfehler allzugroßer Bieg- und Schmiegſamkeit verhältnißmäßig frei iſt.

Noch am Abend deſſelben Tages verließen wir das freundliche Tanjore mit all ſeinen theuren Erinnerungen und fuhren nach dem 7 engliſche Meilen entfernten Vellam, das ein wenig ſeitwärts von der Straße nach Puducottah liegt. Hier wurde die Gegend mit einem Male ziemlich öde. Der röthliche Laterit-Boden mahnte uns an die

Weſtküſte. Der indiſche Mandelbaum jedoch, ein niedriger, ſtrauchartiger, aber ſeine bis auf den Boden herabgehenden Aeſte weithin breitender Baum, war gütig genug, die Armuth des Bodens auf eine gute Strecke hin zu beiden Seiten der Landſtraße zu verdecken, und noch ehe wir Vellam erreichten, hatte die Nacht Alles um uns her in Schatten gehüllt.

Hier nun genießen wir ſeit zwei Tagen die Gaſtfreundſchaft des Herrn G., deſſen Bekanntſchaft wir ſchon in Mayaveram machten. Er verſieht hier die Stelle des Collectors. Der Hauptcollector von dem ganzen Tanjore-Diſtrikt, den er gegenwärtig zugleich mit vertritt, hat in dieſer wüſten Gegend einen reizenden Park angelegt, der ſo dichten Schatten giebt, daß man in jetziger Jahreszeit ſelbſt am Mittag darin luſtwandeln kann. Unter dem Schatten der maleriſch verſtreuten Baumgruppen liegen mehrere europäiſch bequem eingerichtete Häuſer umher, und deren eins hat uns Herr G. freundlich eingeräumt. Ein lachender Blumengarten und ein ſeeartiger Teich verſchönern das Ganze, und da der Boden hier ziemlich hoch und dabei wellenförmig iſt, ſo iſt es Einem faſt zu Muthe, als lebte man auf einem Bergplateau, beſonders da die Luft von allen Seiten rein, friſch und frei hereinſtreicht. Ringsum nämlich breiten ſich offne wenig bebaute und bewohnte Flächen aus. Nur ein Viertelſtündchen vom Gehöfte liegt die von Vater Schwarz geſtiftete Miſſionsſtation der Gospel-Propagation-Society. Alſo auch hier die geſegneten Fußtapfen des theuern Gottesmannes. Miſſ. Regel, ein im Lande geborener Holländer, hat mit der etwas verwilderten Gemeinde in der letztern Zeit viel Noth gehabt. Sie verheiratheten ſich mit Heiden und folgten heidniſchen Feſtzügen, und als man nun ſtrenge Zucht zu handhaben anfing, wurden ſie gar rebelliſch. Ich kann freilich nicht ſagen, ob man die Sache auch beim rechten Zipfel anfaßte und ſich in den richtigen Schranken hielt.

Sie können ſich wohl denken, daß es uns in dieſer zauberiſchen

Einſamkeit an nichts gebricht, und werden uns auch gern die kurze, aber angenehme Raſt gönnen. Wir haben eine weite, beſchwerliche Reiſe vor uns, und ſchon heute geht es will's Gott weiter, in das unwirthliche Gebiet des Tondaman von Puducottah, dem uns Herr G., als dermaliger Reſident von Tanjore, bereits angemeldet hat. Dennoch ziehe ich im Allgemeinen das einfache, aber ganz zwangloſe Leben in den öffentlichen Ruhehäuſern vor. Ich bin nicht gewöhnt, mich von ſo vielen Bedienten umſchwärmt zu ſehen, und ich möchte lieber nicht ſpazieren gehen, als mir den Schirm, den ich Gottlob ſelber zu tragen noch ſtark genug bin, von einem übergefälligen, ſchnell daher ſtürzenden Polizeiſoldaten halb mit Gewalt aus den Händen nehmen und von hinten her über mich halten zu laſſen. Sonſt freilich geht es in dem Hauſe unſres gütigen Gaſtfreundes vollkommen zwanglos her. Geſtern Abend fuhren wir in dem prächtigen, mit zwei ſchwarzen Rennern beſpannten Staatswagen aus, in welchem der engliſche Reſident dem Könige von Tanjore ſeine Aufwartung zu machen pflegt. Da ſahen wir denn auch zu unſerm Erſtaunen die zwei Hindus wieder, die, eine Anſtellung ſuchend, ſich allabendlich an dem Wege aufpflanzten, auf welchem Herr G. in Mayaveram ſeine allabendliche Spazierfahrt zu machen pflegte. Sie ſind ihm auch hierher gefolgt, um das bereits viele Monate in Mayaveram geübte Geſchäft, ihm alltäglich ihren Salam zu machen, unverdroſſen fortzuſetzen. So ſuchen ſie durch ihre Geduld die Geduld des Collectors zu ermüden, und hoffen endlich doch noch das kleine Aemtchen mit drei bis ſieben Gulden monatlich zu erjagen. O wenn doch die Hindus mit derſelben Beharrlichkeit dem Reiche Gottes nachjagen wollten!

Schon packt der Knecht den Wagen, und der Koch, der zugleich alle andere Dienſtleiſtungen mit verſieht, legt die Matratzen und Kiſſen zum Schlafen hinein. Wir brechen noch heute Abend in das Land des Tondamans auf, das ſich über den waſſerloſen und daher ziemlich

unfruchtbaren Hochboden ſüdlich zwiſchen Tanjore und Tritſchinopoli ausbreitet.

Die Kaller (S. 123, 178), die dort die Hauptbevölkerung bilden, erfreuten ſich früher einer an Unabhängigkeit grenzenden Freiheit, die ſie zu Freibeutereien benutzten. Die umwohnenden Regenten vermochten ſie nicht zu zähmen. Schon unſre alten Miſſionare ſuchten an dem Hofe des Kaller-Fürſten zu Puducottah die Fahne des Evangeliums aufzupflanzen; noch immer aber ſchwingt dort die Zunft der Brahminen das Scepter. Die heidniſchen Anti-Miſſionsredner, welche noch zu meiner Zeit die Vier-Veda-Geſellſchaft zu Madras in's Land ſchickte, wurden am Hofe zu Puducottah viel lieber gehört — oder wenigſtens geſehen —, als weiland Vater Schwarz.

Der erſte ausführliche Bericht unſrer alten Miſſionare über das Land des Tondaman findet ſich in den „Halleſchen Nachrichten" vom Jahre 1775. Der Tondaman, ein Sudra „vom Palli[213]-Geſchlechte" war damals tributpflichtiger Vaſall des Nabobs von Arcot, ganz wie die übrigen 71 Polygars.[214] Sein ganzes Land[215] ſtreckte ſich 21 Stunden von Oſten nach Süden, und eben ſo viele Stunden von Norden nach Süden. Etwa zwanzig Jahre früher betrug die „Breite von Norden nach Süden nur vier und ein halbes Katham" (das Katham zu drei Stunden); er hatte aber „von ſeinen Nachbarn in Süden und Norden nach und nach ſo viel mehr abgezwackt." Das Land war damals von allen Seiten drei Stunden breit von Wald umſchloſſen; ein wenig Ackerbau wurde nur an einigen Orten betrieben. Der Tondaman unterhielt an ſechs Orten Geſandtſchaften.[216]

Während der Kriegsjahre in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts marſchirten zu wiederholten Malen Militärabtheilungen gegen die Kaller. Dieſe verübten zwar Grauſamkeiten aller Art, richteten aber nichts aus. Da wandte ſich die engliſche Regierung an Vater Schwarz; dieſer lud die Kaller-Häuptlinge zu ſich und vermochte ſie

nicht bloß zur Wiedererſtattung des Geraubten, ſondern auch zu dem Verſprechen, hinfort nicht mehr zu plündern, ſondern das Land zu bauen. Schon damals nahm die lutheriſche Miſſion unter den Kallern ihren Anfang; ſie mußte auch gleich durch einen tüchtigen Sturm hindurch. Faſt wäre es zwiſchen den alten Heiden und den jungen Chriſten zu einem Kampfe auf Leben und Tod gekommen. Glücklicherweiſe ließen ſich die Letztern von Schwarz noch zeitig genug bedeuten, ihren Feinden ja nichts Anderes als Gebet und Geduld entgegenzuſetzen.

Der Vorfahr und Vater des jetzigen Tondaman leiſtete den Engländern in den Polygar-Kriegen bedeutende Dienſte; ſie machten ihn daher zu einem ſouveränen Fürſten. Noch jetzt ſteht dem Tondaman das Recht über Leben und Tod zu; er hat ſich jedoch desſelben, wie ich höre, noch nie bedient.

Doch ich muß ſchließen. Heute Abend geht es durch ziemlich wüſte Gebiete. Der Herr behüte uns und Sie!

Puducottah. Tirupatur. Melur.

Tirupatur, den 15. Januar 1851.

Welch ein Wechſel in einem indiſchen Wanderleben! Wenn irgend wo des Apoſtels Wort vom Hoch- und Niedrigſein, vom Ueberfluß- und Mangelleiden gilt, ſo hier. Geſtern in ſchloßähnlicher Herberge mit Schlaf-, Studir-, Speiſe-, und Badezimmern, Alles auf das koſtbarſte und bequemſte eingerichtet, heute in einem ſtallähnlichen Ruhehauſe, die nackten Sparren zu Häupten und den aufgeriſſenen Eſtrich zu Füßen; geſtern gebettet auf weichem Pfühl mit ſeidnen Vor-

hängen, heute hingeſtreckt auf eine über den blanken Eſtrich gebreitete Matte, den zuſammengelegten Rock zum Kiſſen; geſtern eine mit europäiſchen Genüſſen, Bier und Wein nicht ausgenommen, wohlbeſetzte Tafel; heute das alltäglich wiederkehrende Reisgericht auf dem mehr als einfachen Tiſche; geſtern endlich in der Geſellſchaft eines indiſchen Fürſten mit goldfunkelnder Bekleidung; heute zu Gaſte bei einem ſchmuzigen, ſtruppigen Pariah mit kaum einem Lappen um die Hüfte. Dennoch laſſen ſich dieſe Gegenſätze, ſo ſchneidend ſie auch ſind, leicht genug ertragen; ja wie oft haben wir uns aus der Höhe in die Tiefe hinab, aus dem Ueberfluß in den Mangel hinein geradezu *geſehnt*. Anders verhält es ſich mit dem Gegenſatze: Geſtern geſund, — heute krank. Leider hat ſich auch dieſer wieder mit eingeſtellt, und zwar für uns beide zugleich. Wir befinden uns beide ſehr unwohl in dem häßlichen Ruhehauſe zu Tirupatur, deſſen Luft und Waſſer überdies ſo ſchlecht ſind, daß wir trotz Unwohlſein wieder davon müſſen, ſobald wir nur irgendwie alle die Rippenſtöße zu ertragen vermögen, die mit einem zweirädrigen Ochſenwagen, zumal auf indiſchen Seitenwegen, unzertrennlich verbunden ſind. Morgen Abend, will's Gott, machen wir uns auf den Weg nach Melur, eine Strecke von etwa acht Stunden. Dort iſt das nächſte Ruhehaus, hoffentlich ein beſſeres, als dieſes. Von Melur aus kommen wir dann wieder auf die Hauptſtraße, die wir bei Tanjore verlaſſen haben. Dort ſind es noch acht bis neun Stunden nach Madura, wo, wenn nicht auf ärztliche Hilfe, doch auf europäiſche Medicin und auf europäiſche Pflege zu rechnen iſt. Der treue, barmherzige Gott, der uns noch in jeder Noth mit ſeiner Hilfe erſchienen iſt, wird uns auch in dieſer Fremde nicht im Stiche laſſen. Im Intereſſe der Miſſion haben wir den Abſtecher nach Puducottah gemacht, das mitten in unwirthlicher und von Europäern ſelten beſuchter Gegend liegt; ſo dürfen wir uns auch keine Vorwürfe machen, daß wir unſre *eignen* Wege gegangen, dürfen uns vielmehr ganz auf

Den verlaſſen, der Weg allerwege hat, — die indiſchen Wüſteneien nicht ausgenommen.

Doch Sie werden von Puducottah[217] hören wollen. Am 9. Januar Abends um zehn Uhr etwa brachen wir von Vellam auf und gelangten am andern Morgen mit Tagesanbruch in dem kleinen Ruhehauſe an, welches der König für europäiſche Reiſende, die ſeine Hauptſtadt beſuchen wollen, bei Atanakottei, einem kleinen Dörfchen in ziemlich wüſter Gegend, hat errichten laſſen. (14 engliſche Meilen von Vellam.) Nachmittags gegen drei Uhr, nachdem die Hauptſitze vorüber war, eilten wir der Reſidenz des Königs zu, des einzigen Fürſten im Tamulenlande, der bis jetzt völlig ſouverän geblieben iſt und auch nicht einmal Tribut an die Engländer zahlt. Manche Strecken ſehen gar nicht ſo wüſt aus, als ich es mir vorgeſtellt hatte; hie und da gab es ſelbſt lachende Reisfelder, und die allerdings dünn geſäeten Dörfer zeigten ſogar Behäbigkeit. Was mir aber am beſten gefiel, das war das Ausſehen der Bevölkerung im Allgemeinen. Faſt lauter kräftige Geſtalten und ausdrucksvolle Geſichter. Auch die äußere Geſtalt des Landes würde ſich noch viel vortheilhafter ausgenommen haben, wenn es ſich eines reichern Monſum-Segens erfreut hätte. Denn das Gebiet des Königs von Puducottah iſt ein Land, das, um mit den Tamulen zu reden, „gen Himmel ſchauend ſteht", das iſt: ein Land, das lediglich auf das Waſſer von oben angewieſen iſt. Es fehlt nämlich an allen berggebornen Strömen; nur hier und da ſchleicht ein Steppenflüßchen im Sande hin, darin wir auch nicht ein Tröpflein Waſſer mehr gefunden haben möchten, wenn nicht der Monſum erſt unlängſt den Rücken gekehrt hätte. Unſre Miſſion beſitzt mehre Grundſtücke in dem Gebiete des Tondaman. Sie ſind von nicht unbedeutendem Umfang, aber eben in Folge des unergiebigen Bodens von verhältnißmäßig geringem Werth. Dazu iſt der Beſitz nur bedingt; ſie wurden von dem Vater des Tondaman für die Errichtung von Schulen bewilligt.

Gegen ſieben Uhr des Abends kamen wir in die Nähe der Hauptſtadt. Wir paſſirten kurz vorher einen großen Wald, aus dem uns von allen Seiten das wunderliche Geheul der Schakals entgegentönte. Sie kamen ſelbſt bis dicht vor den Wagen heran ſpaziert, und da wir grade faſt tageshellen Mondſchein hatten, ſo konnten wir ſie uns ziemlich genau betrachten. Sie haben etwas vom Wolf und etwas vom Fuchſe.

Die eben ſo geſchmackvolle als bequeme Herberge, die der König für ſeinen europäiſchen Beſuch errichtet und mit den nöthigen Lebensmitteln ſowol, als mit der nöthigen Bedienung verſehen hat, liegt außerhalb der Stadt. Wir langten dort erſt gegen acht Uhr an. Herr Ochs, der in Bellam zu uns geſtoßen und von dort aus uns vorausgereiſt war, hatte bereits Beſitz von dem untern Stockwerk genommen. Wir bezogen daher das obere, wo es weder an Raum noch an Bequemlichkeiten fehlte. Nach allen Seiten hin die ſchönſte Ausſicht über Felder, Gärten, Haine und Wälder. Von der prachtvollen Verandah überdieß ein freundlicher Blick in das geräumige und luftige Gehöft, das von Bäumen ſchön beſchattet und mit verſtreuten Nebengebäuden beſetzt iſt. Da hier alles, was Palme heißt, nur ausnahmsweiſe vorkommt, ſo gemahnte uns der Anblick faſt an die Heimath.

Der nächſte Tag, ein Sonnabend, war ein angenehmer Ruhetag. Der König war grade abweſend und wurde erſt gegen Abend zurückerwartet. So durften wir ohne den Zwang des königlichen Beſuchs die Annehmlichkeiten der königlichen Herberge in vollem Maaße genießen. Am Sonntag Morgen jedoch ſchon um ſieben Uhr mußten wir in den ſteifen Frack hinein. Der königliche Wagen hielt vor der Thür, und heraus ſtieg der König mit ſeinem erlauchten Bruder, — ächt indiſch gekleidet, in Sammtpantoffeln, rothgeblümten Beinkleidern, weißem Gewand und goldgewirkter Mütze mit grüner Feder.

Gegen neun Uhr begaben wir uns nach dem über eine Stunde ent-

fernten Miſſionsgarten, dicht am Eingange von Puducottah von Tanjore her. Ein Theil deſſelben iſt mit Bäumen bepflanzt, unter denen die kleine indiſche Citrone am beſten zu gedeihen ſchien, der Reſt mit einer Art Getreide, das aber aus Mangel an Regen ſammt und ſonders von der Sonne verbrannt war, und zwar hoffnungslos. Der Gärtner, der ſieben Rupis Pacht zahlt, machte ſich daher ſogleich an mich mit der Bitte, man möchte ihm doch für dies Jahr einen Theil der Pacht erlaſſen. Wir ſchritten durch das verſengte Getreide hin zur Kirche, einem armſeligen Lehmhauſe mit drei gleich großen zellenartigen Gemächern. Was ſich die Erbauer, die urſprünglich blos eine zeitweilige Hütte für den beſuchenden Miſſionar im Sinne hatten, dabei gedacht, weiß ich kaum zu ſagen. Es paßt weder für ein Wohn- noch für ein Bethaus. Das ganze Miſſionsgehöft liegt übrigens dicht am Saume des Djangels, und da die gedachte Hütte von ebner Erde aus aufgeführt iſt, ſo muß das Wohnen darin höchſt ungeſund ſein, zumal wenn es regnet. Herr Ochs predigte über den Epiphaniastext, und ich hielt nach der Predigt noch eine ganz kurze Anſprache an die paar Chriſten, die ſich eingefunden hatten. Ich konnte dabei nicht umhin, mein Bedauern und mein Befremden auszudrücken, daß von den Chriſten in der entfernten Umgegend faſt Niemand gekommen war. Der Katechet entſchuldigte ſie damit, daß unſre Ankunft den ferner Wohnenden unbekannt geblieben ſei, und klagte ſo, ohne es zu wollen, ſich ſelber an. Ich habe übrigens bei der großen Mehrzahl der eingebornen Chriſten ſtets die Bemerkung gemacht, daß ſie von dem Verhältniß, in welchem ſie zur Mutterkirche ſtehen, kaum ein rechtes Bewußtſein haben.

Sie ſehen das Papier geht zu Ende, und dazu auch das Bischen Kraft, das mir mein Unwohlſein übrig läßt. Will's Gott, ſo beſchreibe ich das nächſte Mal meinen Aufenthalt in Puducottah noch vollends. Bis dahin Gott befohlen!

Melur, den 17. Januar 1851.

Meinem Verſprechen gemäß führe ich Sie noch einmal in die Königsſtadt Puducottah zurück, die jetzt ſchon mehr als zwanzig Stunden Weges hinter uns liegt.

Am Sonntag früh, wie geſagt, beſuchte uns der Tondaman, der ſich gern Radjah nennt und von ſeinen Unterthanen gar Maha Radjah genannt wird, während ihn die brittiſchen Behörden officieller Weiſe nur „Excellenz" tituliren. Er iſt von einem engliſchen Collector erzogen worden und kennt daher die engliſche Etiquette nicht minder genau, als die Regeln der eignen Kaſte. Darauf hin muſtert er denn Einen auch von Kopf zu Fuß, und wehe! wenn etwa das Halstuch anders ſitzt, als es der engliſche Gentleman zu tragen pflegt. Die Schlüſſe, die er daraus ziehen würde, könnten gleich von vorn herein den Verkehr mit ihm wenn nicht abſchneiden, ſo doch ſehr verkümmern. Er würde denken, man ſei entweder ſelbſt kein voller Gentleman, oder aber man ſehe ihn nicht für einen ſolchen an. Ich hatte übrigens gleich bei unſrer zweiten Zuſammenkunft entſchiednes Unglück. Er ſtellte mir nämlich ſeinen Secretär vor, und ich, in der Meinung es ſei ſein erlauchter Bruder, ſchüttelte ihm ganz kräftig die Hand. Da lagerte ſich eine ſchwarze Wolke über die königliche Braue.

Die Unterhaltung mit ihm war ziemlich ſchwer. Aber nicht etwa, weil wir eine indiſche Sprache mit ihm zu reden gehabt; o nein! er würde, wenn man ihn in einer indiſchen Sprache anreden wollte, ſich gradezu für beſchimpft halten; er redet eben Engliſch, die Sprache der großen Nation im fernen Weſten, wo jeder Gentleman ein König iſt. Auch nicht etwa, weil er ſehr ſteif vor Einem dageſeſſen; o nein! obgleich er in engliſcher Weiſe ſich in den Seſſel warf und ein Weilchen ziemlich ſtraff ſaß, ſo machten doch bald die einmal an's Unterſchlagen gewöhnten Beine fortwährend Verſuche, ihre übliche Stellung einzunehmen, und das ſah eher nach allem Andern als nach Steifheit aus.

Die eigentliche Urſache liegt vielmehr in der Dürftigkeit ſeines Geiſtes. Eine tüchtige tamuliſche Ausbildung hat er nicht empfangen, und von engliſcher Bildung hat er blos den Gentleman-Firniß und vielleicht auch dieſe und jene Gentleman-Untugend angenommen. Von religiöſen Dingen aber darf und mag er nichts hören. Fängt man davon an, ſo ſpricht er wohl: „Ueber dieſen Punkt bitte ich mich zu entſchuldigen.“ Er ſcheint nämlich ganz in den Händen der Brahminen zu ſein.

Eine ſeiner erſten Fragen war, ob wir auch Uhren hätten. Ich ließ ſogleich die Uhr meiner Frau holen, die, weil es noch ſo früh war, nicht mit herunter gekommen. Sie wurde gemuſtert, und weil ſie nicht nach der Zeit in Tritſchinopoli ging, von ihm eigenhändig zurecht geſtellt. In gleicher Weiſe kamen auch die Ringe daran, und endlich gar mein Tagebuch, wo er ausdrücklich ſehen wollte, was ich über Puducottah hineingeſchrieben.

Für den Montag Nachmittag lud er uns zu einem Beſuche in ſeinem Schloſſe ein. Daſſelbe liegt grade in der Mitte der Stadt, die an 13,000 Einwohner zählt und ſo gebaut iſt, daß an jeder der vier Seiten des hochummauerten Schloßgehöftes vier ſehr lange Straßen ſchnurgerade neben einander hinlaufen. Da dieſelben bedeutend breit ſind und die Häuſer zu beiden Seiten im ſchönſten Grün geborgen liegen, ſo war es eine rechte Luſt durch die Stadt hinzufahren.

Am Eingange des nicht unköniglichen Palaſtes empfing uns der Haushofmeiſter und führte uns in die von vielen hohen Pfeilern getragne Audienzhalle. Der König war eben im Bade. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien Se. Majeſtät ſelbſt, offenbar hoch befriedigt, daß wir pünktlich gekommen waren. Ein paar Minuten ziemlich ſtummen Nebeneinanderſitzens folgten. Der Saal war mit Staatsbeamten, Hofſchranzen, Herolden, Pagen u. ſ. w. gefüllt: eine bunte Menge die uns von allen Seiten her neugierig anſtarrte. Endlich

nahm der König meine Frau an den Arm; Herr Ochs faßte den Bruder des Königs, der seinen Arm, zum Zeichen daß er geführt zu sein wünsche, auf's Gerathewohl ausstreckte; ich folgte, und hinter mir kam „eine lange Kette." — Der König führte uns durch dunkle Gänge und Treppen in ein helles, geräumiges Zimmer, das von europäischen Artikeln so überladen war, daß es vollkommen einem recht großartigen Galanterieladen glich. An der Decke ein Kronleuchter neben dem andern; unten Alles voll von Tischen, Sesseln, Divans u. s. w., an den Wänden eine Unmasse von Armleuchtern, und hie und da ein altmodisches Gemälde. Hier Flaschen mit Confekt, dort Nürnberger Spielzeug, hier Blumenvasen, dort europäische Mappen neben chinesischen und indischen Artikeln. Nun wieder eine gute Weile stummen Nebeneinandersitzens, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Blicke der Umgebung nicht auf uns Europäer, sondern auf die schönen europäischen Sachen gerichtet waren.

Zuletzt führte uns der König in das Billardzimmer, wo auch ich, der ich nie der Erlernung dieses edlen Spieles obgelegen, mit Sr. Majestät eine Parthie spielen mußte, anfangs zur großen Belustigung der Hofleute über die Art, wie ich mich dazu anstellte. Der König lachte aus Leibeskräften, als ich nach Beendigung der Parthie bemerkte: „Ihr habt mich weidlich schwitzen machen!" Er wußte, daß ich nie gespielt; dennoch freute er sich seines Sieges wie ein Kind.

Unterdeß war der Staatswagen, gezogen von zwei prächtigen weißen Rennern, fertig gemacht worden. Wir stiegen, gefolgt von sämmtlichen Höflingen, unter militärischen Ehrenbezeugungen, durch ein dichtes Gedränge von Zuschauern, die alle ehrfurchtsvoll die Hände über dem Kopf spitz zusammenlegten, in den Schloßhof hinab, voran ein geputzter Herold, der die Tugenden des Maha-Radjah allem Volk bekannt machte. Es war in der That eine großartige Scene trotz mancher nebenher laufenden Lächerlichkeit, und die Großartigkeit wurde

noch erhöht durch die vielen ungeheuren Elephanten, die am Eingange des Schloßhofes aufgestellt waren. Unterwegs zeigte er uns das Haus seines „großen Ministers," vor welchem ein lumpiger Soldat in schmutziger rother Jacke Wache stand. Es war eine schöne Abend-Spazierfahrt. Alle Häuser waren, da grade ein Hauptfest gefeiert wurde, gesäubert und verziert; die Kinder hatten Blumen in den Haaren und die Rinder liefen mit gefärbten Hörnern und bemalten Leibern frei in den Straßen umher. Der König fuhr uns nach unsrer Herberge zurück und leistete uns den Abend, während wir speisten, Gesellschaft, — immer fragend, wie uns dies oder das schmecke. Kaum hatten wir das allerdings köstliche Brot gelobt, so bestellte er sogleich zwölf Stück für uns zur Weiterreise.

Meine Frau frug: Wie nennen Sie denn ihre Königin? Ich sahe im Geiste schon ein Ungewitter um seine Braue sich sammeln, denn im Orient frägt man Niemanden nach seiner Frau. Doch nein, die kühne Frage gewann im Frauenmunde eine andre Färbung; sie umspielte sein ganzes Gesicht mit dem hellsten Sonnenschein. Nun thauete Se. Majestät ganz auf. „Ich muß um neun Uhr fort; es ist heute ein Fest; da kommen alle meine Verwandten, Minister, Lords und Beamten. Wissen Sie, ich sitze dann auf meinem Throne, ganz voll Goldborten, am Halse meine Diamanten und meine Sterne, und dann fallen alle meine Verwandten, Minister, Lords und Beamten vor mir nieder. Wissen Sie, ich bin das Haupt der militärischen, der bürgerlichen und der kirchlichen Abtheilung." „„Ei so sind Sie ja auch Lord Bischof!"" Da erreichte sein königliches Entzücken die höchste Stufe; es fehlte wenig, so wären die mitentzückten Beine auf den Tisch zu liegen gekommen.

Am andern Morgen, wo Herr Ochs bereits abgereist war, machte der König wiederum seinen gewöhnlichen Morgenbesuch. Ich erklärte ihm, warum ich nach Indien gekommen sei und in welchem Verhält-

niß ich zu der hiesigen Mission stehe. Ich war schon nicht übel Willens, ihn um Steuerfreiheit für die in seinem Gebiete liegenden Missionsgüter zu bitten; im Laufe des Gesprächs aber änderte ich den schnell gefaßten Plan eben so schnell und verschob ihn auf eine andere Gelegenheit. Alles, was ihn an unserm Missionsgespräche interessirte, war äußerer Art. „Stehen die Missionare unter Ihnen oder stehen Sie unter den Missionaren?" „Wie hoch beläuft sich ihr Gehalt?" — das waren die zwei Hauptfragen, die er bei dieser Gelegenheit that.

Meine Frau übrigens war reichlich beschenkt worden. Was ihr besonders zusagte, war ein Kästchen von wohlriechendem Sandelholz, mit Ebenholz, Silber, Elfenbein und Perlmutter gar zierlich ausgelegt. Dennoch waren wir herzlich froh, als wir die Königsstadt im Rücken hatten.

Nachmittags am 14. Januar verließen wir die königliche Herberge und setzten uns in unsern traulichen Ochsenwagen. Wir kamen noch bei guter Zeit nach Tirumajam (13 englische Meilen) an einem seeartigen Teiche. Ich trat in das große Fort, fand aber die zweite Thür verschlossen. Unterwegs hatten wir mehrere Heerden europäischer Schafe gesehen. Schlafend gelangten wir von Tirumajam nach Tirupatur (15 englische Meilen), als eben die Sonne den ersten Lichtschimmer entsandte. (S. 233.)

In dem Rasthause zu Tirupatur, dem die schön bewachsnen Ruinen, wie es schien, einer alten Burg gegenüber liegen, ruheten wir bis zum folgenden Nachmittag.

Bald tauchten Berge zu unsrer Rechten auf; zu beiden Seiten des Weges oft Anger mit bedeutenden Heerden, besonders von Kühen und auch von Schafen; meist aber Felder, die, in der Regel abgeerntet, nur hie und da noch grünten. Nach Sutturſingarcottah (8 engl. Meilen) kamen wir noch bei Hellem.

Etwa zwei Stunden vor Melur, das von dem letztgenannten Orte

13 engliſche Meilen entfernt iſt, hatte der Monſum von einer Brücke ein Joch hinweggeriſſen. Ein Glück, daß wir Mondſchein hatten; ſonſt hätte es uns übel ergehen können. Etwa eine Stunde von Melur (Oberdorf) liegt Kilur (Unterdorf). Von dort an ſteigt es allmählig; nackte Felſenmaſſen ſtarren am Wege.

Wie froh waren wir, als wir gegen zehn Uhr in die von gewaltigen Bäumen überwölbte Prachtſtraße, die von Tritſchinopoli nach Madura führt, einlenkten und hier in Melur wohlbehalten anlangten. Das hieſige Raſthaus, dicht an der Hauptſtraße, hat eine wundervolle Lage, — in der Ferne rings umher Berge und in der nächſten Nähe prachtvolle Baumgruppen. Ein einziger Banianenbaum mit nahe an hundert aus den herabfallenden Luftwurzeln gebildeten Stämmen breitet ſeine majeſtätiſchen Aeſte über einen Umkreis von mehr als 200 Schritten, ein wahrer Luſthain in deſſen Schatten die tamuliſchen Knechte ihr einfaches Mahl bereiten. Doch ich muß ſchließen und mich zur Weiterreiſe nach Madura ſchicken, das nur noch acht Stunden Wegs von hier entfernt iſt.

Madura.

Madura, den 23. Januar 1851.

In dem Raſthauſe zu Melur, deſſen einer Flügel ſich über Nacht mit römiſchen Miſſionaren gefüllt hatte, war unſres Bleibens nur bis zum folgenden Nachmittag. Wie ein Oſtindier unter Europäern, ſo etwa nahm ſich das nächſte Raſthaus zu Chittampatty (12 engliſche Meilen) unter ſeines Gleichen aus; es ſchien urſprünglich für Einge-

borne erbaut zu ſein. Wir nannten es friſchweg das „Hotel zum freien Winde;“ in unſerem kleinen „Prophetenſtübchen“ froren wir förmlich. Wir ließen noch vor zwei Uhr des Nachts wieder anſpannen.

Wir hatten nur noch zehn engliſche Meilen bis Madura. Die Straße behielt zunächſt noch ihren alten Charakter: zu beiden Seiten hochſtämmige Bäume, meiſt Banianen, mit einzelnen Unterbrechungen, und alle Augenblicke eine ausgemauerte, jetzt trockne Lache; abgeerntete Felder mit weidenden Heerden, hie und da auch eine geſchäftige Tenne; zur Rechten ſtets Berge, die bald näher, bald ferner, bei Madura weit zurücktreten. Wir merkten je länger je mehr, daß wir uns einer großen Stadt nahten. Die Palmyra und die Kokos, die wir ſo lange vermißt, zeigten ſich wieder; breite Baumgänge dehnten ſich vor uns aus, und rothſtreifige Mandapams (S. 45), die zugleich den eingebornen Reiſenden als Raſthäuſer dienen, tauchten eines nach dem andern an unſerm Wege auf. Es fehlte auch nicht an Tempelchen. Wir naheten offenbar nicht bloß einer ſehr großen, ſondern auch einer ſehr heiligen Stadt. Mit Sonnenaufgang waren wir an dem ziemlich ſeichten Veicharu (S. 113), der von Badenden und von Wäſchern wimmelte; ein gemauerter Weg führte durchhin. Wir umfuhren das weitläufige Madura (mit 36000 Einwohnern?) und nahmen von dem prächtigen Raſthauſe, eine gute Strecke außerhalb der Stadt, mit entzückter Seele Beſitz. So wohlausgeſtattet hatten wir noch kein öffentliches Raſthaus gefunden.

Obgleich wir beſchloſſen hatten, dießmal in dem Fremden-Bungalow zu bleiben und alle gaſtfreundlichen Einladungen, von welcher Seite ſie auch kämen, auszuſchlagen, ſo ſcheiterte doch unſre Feſtigkeit bald an den vereinten liebevollen Bitten des Oberrichters der Provinz Madura, des Herrn Baynes, und ſeiner Gemahlin. Hier wohnen wir nun bereits mehrere Tage, wie Freunde oder vielmehr wie Kinder gehalten. Unſer Zimmer, ein großer freundlicher luftiger Saal, hat

die Aussicht auf einen Pracht-Teich, der von einer weiß und roth gestreiften Mauer eingefaßt wird, und zu dem zwölf stattliche Treppenfluchten hinabführen. In der Mitte desselben, auf grüner Insel, erhebt sich das pagodenartige Mausoleum eines gefeierten Madura-Königs, des Trimala Naiken nämlich. Dieser Teich führt den Namen Teppakulam (Floß-Teich), denn alljährlich wird auf demselben die Minatschi, „die fischäugige" Göttin, eine Form der Parvati, mit ihrem Gemahl, dem alten fabelhaften Madura-König Sokkalinga, einer Verkörperung des Siva, von den Brahminen in einem Flosse umhergefahren, das mit seinen Bambus-Hallen und seinen vergoldeten Kuppeln sich ganz stattlich ausnimmt. Wir kamen grade zu diesem abendlichen Feste; etwa zwanzig tausend Lämpchen rings um den 40 Acre haltenden Teich lichteten die Nacht zum Tage. Ein überraschender Anblick! Neben dem Teiche steht ein wunderschönes Mandapam mit einer Art Capelle für Trimala-Naikens Familie; fast griechisch nehmen sich die Säulen aus. Die Nachkommen des Trimala Naiken wohnen zu Vellikuritschi im Sivaganga-Gebiete, wo ihnen der Zemindar von Sivaganga zu ihrem Lebensunterhalte Land angewiesen hat.

Trimala Naika bestieg etwa 1625 den Thron. Unter seiner Regierung kam der berühmte und zum Theil auch wohl berüchtigte Robert de Nobili[218] nach Madura, ein Neffe des Cardinals Bellarmin, der in überrömischer Anbequemung den „westlichen Brahminen" spielte, das Christenthum in einem „fünften Veda" einschmuggelte, und sich ganz wie ein Brahmine trug und lebte. Man will seinen Einfluß am Hofe sogar in dem Styl des alten königlichen Palastes sehen. (S. 246.)

Als wir den Fremden-Bungalow mit dem Hause unsres englischen Gastfreundes vertauschten, sahen wir gleich „das südindische Athen" in seiner vollen Schöne. Das Fort, dessen frühere Lage wir zuerst passirten, ist abgetragen, und der Festungsgraben aufgefüllt. Madura hat schöne breite, und was das Beste ist, reinliche Straßen. Die Häu-

ſer, zum Theil zweiſtöckig, machen einen angenehmen und zugleich wohlhäbigen Eindruck; man bauet immer allgemeiner mit Kalk und Backſteinen. Die anglikaniſche Kirche leider iſt äußerlich faſt ohne alles kirchliche Gepräge; ſelbſt die amerikaniſche nimmt ſich ſtattlicher aus, am ſtattlichſten die katholiſche.

Unſer Weg führte uns an einem eigenthümlichen Denkmale vorüber. Der engliſche Collector Blackburne war der erſte, der die Straßen der Stadt erweiterte und verſchönerte; die Eingebornen ſtifteten ihm zu Ehren, auf ragendem Pfeiler, eine große Laterne, die von der Pagode her mit Oel verſehen wird. So läſſet man ſein Licht leuchten.

Bald darauf verließen wir die eigentliche Stadt; ein romantiſcher Baumgang nahm uns auf. Wohnhütten, Raſthallen, Tempelchen, europäiſch-indiſche Häuſer, und muhamedaniſche Mauſoleen wechſeln unter dem tiefen Schatten deſſelben mit einander ab; römiſche Gräber dicht am Wege fordern die Vorübergehenden zur „Fürbitte" auf. Dieſer ganze Diſtrikt nämlich iſt von Alters her eine rechte Burg des Papſtthums; er ſoll über 30,000 Römiſche zählen. Die hieſigen Prieſter gelten für äußerſt rührig.

Die Ruinen des alten königlichen Palaſtes erinnern faſt an römiſche Großart; die Pfeiler, Bogen und Pilaſter-Reihen tragen ſaraceniſches Gepräge. Der Gerichtshof, an deſſen Spitze mein Gaſtfreund ſteht, hält ſeine Sitzungen in den hohen und weiten Räumen dieſes von Trimala Naiken entweder erbauten oder erweiterten Palaſtes. Die eigentlichen Trümmerhaufen ſind weggeräumt und Häuſer daraus gebaut worden. Von dem Dache hatte ich eine umfaſſende Rundſicht,[210] die im Norden und Weſten von Bergen begrenzt wird.

Ich machte hier auch die ſehr intereſſante Bekanntſchaft des Collectors Parker. Dieſer iſt zugleich politiſcher Agent in Puducottah; der erſte Miniſter des Tondaman hat ihm alljährlich die Rechnungen vorzulegen. Außer dem Richter und dem Collector ſind nur noch fünf

Engländer in Madura; ein Gehülfe des Richters, ein Gehülfe des Collectors, ein Arzt, ein Officier und ein Anwalt. Dieſe paar Leute gehen gleichwohl mit dem Gedanken um, einen anglikaniſchen Geiſtlichen nach Madura zu berufen und ihm bei freier Wohnung 150 Rupis monatlichen Gehalts ihrerſeits auszuwerfen.

Mein Gaſtfreund ſelbſt führte mich in die große Pagode der Minatſchi und des Sokkalinga, deren Bau man in das zehnte oder elfte Jahrhundert ſetzt — jene Zeit des erneuerten Eifers um Siva und ſeine Heiligthümer. Sie zieht durch ihren Ruf beſonderer Heiligkeit große Schaaren Pilger von allen Orten herbei. Daher die vielen Raſthäuſer und Raſthallen um und in Madura.

Trimala Naiken hat die Zahl der Pilgerherbergen durch ein prächtiges Mandapam aus grauem Granit, 312 Fuß lang und 125 Fuß breit, dicht vor der Pagode, vermehrt. Sechs Reihen von 25 Fuß hohen Säulen — zuweilen aus einem einzigen Stein — tragen das Dach. Die Sculpturen, womit alle Pfeiler bedeckt ſind, zeigen eine gewiſſe Zierlichkeit; darunter findet ſich auch die königliche Familie, er ſelbſt und ſeine ſechs Frauen.

Das ganze Tempelgebäude[220] deckt an 20 Acre Land. Man hat die Baukoſten, nach jetzigem Maaßſtab, auf mindeſtens eine Million Pfund Sterling angeſchlagen. Vier prächtige Thorwege führen in den innern Tempelraum. Fledermäuſe ſchwirren in den langen dunklen Gängen, die von vielen Lampen matt erleuchtet werden. Eine unheimliche Behauſung!

Ich ließ mir natürlich auch den „goldnen Lotus-Teich" zeigen, neben welchem die „goldne Bank" ſtand, auf welcher, wie die Sage berichtet, die wiſſensſtolzen, Siva-verachtenden Academiker[221] über neue Werke der Literatur zu Gericht ſaßen. Ich fand die Oberfläche des Teiches mit Grün überzogen und die Wände der umſchließenden Halle mit ſchlechten Gemälden aus der Göttergeſchichte bedeckt.

Hieher kam, — ſo ſagt die Ueberlieferung — der Verfaſſer des Kural, Tiruvalluver, in welchem Siva ſelbſt Menſch geworden, um die gottloſen Academiker von Madura zu demüthigen. Er brachte ſeinen Kural mit, um ihn zur Kritik vorzulegen. Die Academiker, die „ſelbſt in den vier hundert Strophen des Tirukoweijar[222] hundert Fehler fanden," ſchraken bei der Leſung des wunderbaren Gedichtes zuſammen, „wie wenn der Tiger auf die Schafheerde ſtürzt, — wie wenn das Feuer den Bambus-Wald faßt." Man ſtellte dem Dichter die üblichen Quer- und Scheer-Fragen, die zur Erlangung eines „academiſchen Grades" auch in Madura für nöthig galten; er beantwortete ſie auf der Stelle in hochtamuliſchen Verſen.

„Tiruvalluver! der Aufnahme deines Gedichtes ſteht noch ein Bedenken entgegen, dieſes nämlich: wenn die Bank, darauf wir ſitzen mit klaſſiſchen Werken in Berührung kommt, ſo macht ſie von ſelber Platz; ſtimmt die nun bei, ſo haſt du unſer Aller Beiſtimmung." So ſprachen die verzweifelnden Academiker. Nun legte Tiruvalluver ſein Werk auf die goldene Bank, und ſiehe da, ſie ſchrumpfte mit Einem Male ſo zuſammen, daß ſie nur für den Kural Platz ließ, die 49 Academiker aber in den „goldenen Lotus-Teich" ſchleuderte.[223] Wir wöllen wünſchen, daß er damals nicht ſo grün bewachſen war, als jetzt; ſonſt müßten ſich die Herren Profeſſoren in ihren weißen Gewanden eigenthümlich ausgenommen haben, als ſie nun in großer Verwirrung aus dem Teiche heraufſtiegen und den „göttlichen Dichter und ſeinen heiligen Kural" in 49[224] Strophen prieſen.

Für jetzt noch ein paar Worte über die amerikaniſche Miſſion hierſelbſt. Sie hat bereits länger als ein Jahrzehnt in dem Diſtrikte von Madura gearbeitet und zählt jetzt 12 amerikaniſche Miſſionare, 71 Katecheten und Leſer, 68 Schullehrer, — alſo 151 Arbeiter, auf 9 Stationen. Der Bericht von 1850 zeigt nicht mehr als 202 „Glieder in gutem Stande" (d. i. Glieder in voller kirchlicher Gemeinſchaft) auf

allen neun Miſſionspoſten zuſammen, meiſt Pariahs; und daneben Paller (hier in Madura wenigſtens), Vellaler (beſonders in Dindigul) und Schanars. Bedenkt man die bedeutende Maſſe arbeitender Kräfte, ſo muß das vorliegende Ergebniß ein ſehr geringes genannt werden. Daneben aber ſtehen 66 Gemeinden, mit etwa 2000 Seelen, ganz eigner Art. Die amerikaniſchen Miſſionare nennen ſie „chriſtliche Gemeinden;" es ſind aber genau genommen weder Chriſten, noch Heiden. Es ſind Leute, die „dem Heidenthum entſagt und ſich verbindlich gemacht haben, den Sabbath zu halten, die Kirche zu beſuchen und ſich den Regeln der chriſtlichen Religion anzubequemen." Katecheten oder Leſer wohnen in ihrer Mitte und unterweiſen ſie; die Miſſionare aber beſuchen ſie gelegentlich, um ſie „in ihren guten Entſchlüſſen zu beſtärken und ihnen den Weg Gottes vollkommner auszulegen." Daß die hieſige Miſſion ſo wenig Glieder in voller kirchlicher Gemeinſchaft aufzuweiſen hat, kommt wohl auch mit daher, daß die amerikaniſchen Miſſionare in Madura die Taufe ſehr lange hinausſchieben und in Bezug auf die indiſchen Kaſtenverhältniſſe nicht weiſe genug verfahren.

Ich fuhr mit einem der amerikaniſchen Miſſionare nach dem benachbarten Paſumalei, wo ſie eine Art Seminar haben. Von den 33 Zöglingen deſſelben gehörten nur 23 der Kirche gliedlich an.

Morgen ſchon gedenken wir auf der berühmten Pilgerſtraße nach Rameſſeram, dem ſüdindiſchen Benares, zu reiſen. Wir haben uns hinlänglich erholt, um die ſaure Reiſe anzutreten. Herr Baynes hat den Weg vor uns her möglichſt bereitet. Wir finden faſt aller vier Stunden friſche Poſtochſen aufgeſtellt, ein Laſtwagen mit unſerm Gepäck iſt bereits vorausgeſchickt, ein Polizeiſoldat wird uns begleiten, und an den Ruhepunkten werden uns die Ortsbehörden mit Speiſe und Trank verſehen. Einem Manne wie Herrn Baynes, dem erſten in der ganzen Provinz, ſteht freilich alles Mögliche zu Gebote. So legen wir die ganze Strecke von mehr denn 100 engliſchen Meilen in drei

Nächten zurück und können während der Tageszeit jedesmal in einem öffentlichen Ruhehause rasten. Kommen wir dann an das Meer, so steht schon ein Boot bereit, uns auf das „heilige Eiland" Rameſſeram hinüberzuſetzen. Dort iſt ein ſchönes Ruhehaus für europäiſche Reiſende. Wir freuen uns ſehr auf die friſche Seeluft. Hier in Madura nämlich wird die Hitze ſchon wieder drückend, und wer immer kann flieht auf die benachbarten Berge, wo 6000 Fuß über dem Meere europäiſche Wohnhäuſer die von der Hitze des Tieflandes Gedrückten empfangen und ein freundliches Caminfeuer die tropiſche Sonne vergeſſen macht. Wenn wir dann auf Rameſſeram ein paar Tage geruht haben, ſo gedenken wir, will's Gott, nach dem paradieſiſchen Ceylon hinüberzuſegeln, und bei einem lieben Landsmann in dem romantiſchen und ſtets kühlen Candy wieder einmal auf längere Zeit zu raſten.

Ramnad.

Ramnad, eigentlich Ramanathapuram[225] „Stadt Rama's des Herrn" — man braucht nur dieſen Namen zu hören um zu wiſſen, daß das nächſte Ziel unſrer Reiſe in den Augen der Hindus ein ſehr heiliges war.

Am 23. Januar Nachmittags um 5 Uhr ſetzten wir uns in den Pferde-beſpannten Wagen unſres lieben Gaſtfreundes und beſtiegen dann in Manalur („Sanddorf?"), vier engliſche Meilen von unſrem Wohnhauſe am Oſtende der ſtädtiſchen Anlagen, unſren vorausgeſchickten Ochſenwagen. Sobald es dunkel wurde, ſtellte ſich ein Fackelträger ein und endlich auch ein Polizeiſoldat, die beide auf jeder Station

wechſelten. Unſre Ochſen wurden auch einmal abgelöſt, denn der Pilgerweg von Madura nach Ramnad und Rameſſeram iſt des vielen Sandes wegen ein ſehr beſchwerlicher. Der Cotwal in Muttunandel (21 engliſche Meilen von Madura), der die Poſtochſen beſorgt hatte, kam ſelbſt mit an den Wagen und ließ mich aus meinem ſüßen Schlummer wecken, wahrſcheinlich damit ich mit eignen Augen ſeine Dienſtbefliſſenheit ſehen und höchſten Orts rühmen möchte. Früh gegen 5 Uhr waren wir in Paramagudi, wo die Ranni („Fürſtinn") von Ramnad ein kleines Ruhehaus für europäiſche Reiſende errichtet hat. Die Sperlinge, die darin hauſten, theilten es ungern mit uns.

In dieſem Orte, einem Weberdorfe, das Maraver, Kaller und Schanars bewohnen, fanden wir in dem Munſiff, einem Oſtindier, einen angenehmen und gefälligen Mann. Er war ſchon von Madura aus beordert worden, uns mit ſeinem trefflichſten Kari zu bewirthen ſeine Küche nämlich ſtand in dieſer Beziehung bei Herrn Baynes, den ſein Berufsweg zuweilen durch Paramagudi nach Ramnad und Rameſſeram führte, in dem allerbeſten Geruche. Von dem Munſiff erfuhr ich auch, daß eine Naiker-Kaſte, offenbar militäriſchen Charakters, von Trimala-Naiken her in Paramagudi wohnt. Wahrſcheinlich die Familie des Königs im weiteren Sinne.

Abends um ſieben Uhr fuhren wir mit unſern eignen Ochſen bis Pugalur Sattiram. Von dort brachten uns Poſtochſen gegen zwei Uhr Morgens nach Ramnad. Eine angenehme Ueberraſchung, als wir in dem ſchönen Hauſe, das die Ranni von Ramnad für europäiſche Gäſte erbaut hat, auf Silber-blinkendem Tiſche etwas ganz Gutes für den „leidigen" Magen fanden. Der dortige Hof hatte ſich eine kleine Ungnade bei meinem lieben Gaſtfreunde in Madura zugezogen; dafür wurde nun die Verpflegungs-Ordre von dorther um ſo dienſtbefliſſener ausgeführt. In dem beſten europäiſchen Hotel hätten wir es nicht beſſer haben können. Dazu kam, daß alle Diener Chriſten waren.

In einem wahrhaft fürstlichen Tragsessel erschien noch am Vormittage der Bruder der Ranni, in dessen Händen die Verwaltung ist, — ein schöner Mann in mittleren Jahren mit offnem, lebhaftem Auge. Schwere Gold-Ketten hingen an seinem Halse; prächtige Ringe saßen auf seinem Finger; eine Art Dolch in goldner Scheide prangte an seiner Seite. Dicht neben ihm stand ein Page mit der Betel-Büchse und ein andrer mit dem Speichelnapfe. Ein großes Gefolge von Hofleuten umgab ihn.

Er ließ sich frisch in eine Unterredung ein. Das konnte er gar nicht fassen, warum wir Europäer doch das „süße Heim" verlassen, — und warum ich nach dem sandigen Rameſseram reiste, da ich an die Heiligkeit des Ortes doch nicht glaubte. In einem daran sich schließenden religiösen Gespräche wollte er „von dem Buchstaben an den Geist" apellirt wissen; er brauchte dabei als Bild die Apfelsine, wo doch der Saft Alles, die Schale nichts sei! O des deutschen Philosophen am Throne zu Ramanathapuram. Wir hatten eigentlich beschlossen, schon gegen Abend weiter zu reisen. Unser hoher Gastfreund bat aber so inständig einen Tag zuzugeben, daß wir nicht widerstehen konnten. Er selbst wollte in Bezug auf die Aufstellung der Postochsen die nöthige Contre-Ordre geben.

Nachmittags sahen wir auch den Polizei-Präfecten, einen Telugu-Brahminen, bei uns. Man fühlte es ihm ab, daß er sich nur mit Mühe dazu entschlossen hatte, dem Ketzer aus dem Westen seine Aufwartung zu machen.

Gegen Abend erwiederten wir den Besuch des Bruders der Ranni. Musik empfing uns in der alten Burg des „Brückenhüters."[226] Wir mußten zuerst in dem Rama-Linga-Vilasam „der Rama-Linga-Halle" niedersitzen. Dann führte uns der Bruder der Ranni in ein oberes Gemach und zeigte uns seine Götter. Zuletzt wurden wir bekränzt, mit Rosenwasser besprengt und dann mit Musik entlassen.

Die Gegend von Ramnad ist die Vorhalle zu dem heiligen Rameſſeram. Die Pilger, die aus ganz Indien nach Rameſſeram strömen, bereiten sich hier gewiſſermaßen vor. Bei Devipatnam[227] baden sie zuerst in der Fluth des Meeres, das der Uebergang des göttlichen Streiters, Rama, nach dem dämoniſchen Ceylon für immer geheiligt hat.

Dicht bei dieſem Orte erhebt sich am Ufer der See ein prachtvoller Banianenbaum, ein seltner Gast in dieſen Regionen des Sandes. Unter den weiten Schatten deſſelben liegt ein einfaches Grab, auf welchem die Worte stehen: „Jeſus ist meine Hoffnung; Alles ist Frieden.“ Es ruhen daſelbst die ſterblichen Ueberreſte der Frau des amerikaniſchen Miſſionars Todd, die hier mitten unter den Heiden im Jahr 1835 starb.

Mit dieſem Grabe hat es eine ganz beſondre Bewandtniß. Als den amerikaniſchen Miſſionar Taylor vor einigen Jahren ſein Weg in jene von Europäern gar ſelten beſuchte Gegend führte, fand er zu ſeinem Erſtaunen die Oberfläche des Grabſteins reichlich mit Oel geſalbt und einige Lampen davor brennen. Er frug die umherſtehenden Heiden, Römer und Muhamedaner, was das zu bedeuten habe. Sie antworteten: „Es geſchehen hier Wunder.“ Jetzt fiel es dem Miſſionar wie Schuppen von den Augen: man hatte die verſtorbene Miſſionarsfrau zu einem Gegenſtande abgöttiſcher Verehrung gemacht. Wem fällt da nicht die Stelle Weisheit Salomonis 14, 15 — 16 bei, die uns über die Urſprünge des Götzendienſtes belehrt. „Ein Vater, ſo er über ſeinen Sohn, der ihm allzufrüh dahingenommen ward, Leid und Schmerzen trug, ließ er ein Bild machen, und fing an den, ſo ein todter Menſch war, nun für Gott zu halten und ſtiftete für die Seinen einen Gottesdienſt und Opfer. Danach mit der Zeit ward ſolche gottloſe Weiſe für ein Recht gehalten, daß man auch mußte Bilder ehren aus der Tyrannen Gebot.“ Wir haben es hier mit

etwas ganz Aehnlichem zu thun: die bewundernde Liebe der Lebenden macht aus dem abgeſchiedenen Geiſte einen Genius.

Ramnad iſt bekanntlich ein Hauptort der Maraver (S. 181), deren Tapferkeit in der tamuliſchen Poeſie hochgeprieſen wird.[226]

„Wie eine Tigerheerde, wie Löwen und Schlacht-Elephanten
„rennend in das Kampf-Getös des Fürſten der glühenden Haide —
„wo die von heftigem Zorn, Stolz und Ruhmbegier brauſende Schlacht
„ſchwer ſchreitet, — kämpften ſie den Kampf, ziſchend gewaltiglich. —"

„Dem Anſchwellen der Männerſchlacht-Fluth mich entgegenſtem-
„mend, mit dem Schwerte halt' ich Stand. Ich will — o du Heiß-
„muthiger mit der helljauchzenden Seele und dem ſieghaften Fuß-
„ring — meinen Leib opfern; Andre mögen des Palmſafts Freude
„ſchlürfen. —"

„Der die Feinde eingegarnt, — der Königsſohn — öffnet (den
„Gefallenen) die Bruſt, windet die mit dem Spieß gefaßten Einge-
„weide ſich um als Kranz, und ohn' Aufhören ziſchend, wirft er den
„Leib umher. Die Trommel brauſt, während das Schwert, von der
„Hand gefaßt, ſich ſchwenkt."

Der kriegeriſche Muth der Maraver iſt längſt gebrochen; in dem Angeſichte des Bruders der Ranni glaubte ich noch einige Funken ſprühen zu ſehen. Einer ſo freien Stirn und einem ſo freien Munde wenigſtens war ich unter den allzuzahmen Hindus noch nie begegnet.

Der Koch des Bungalow klagte, die Chriſten in Ramnad ſeien wie „Ein Froſch unter tauſend Schlangen;" nur der Bruder der Ranni mache keinen Unterſchied zwiſchen Heiden und Chriſten; alle Andern hätten „Honig auf der Zunge, und Gift im Herzen." Er ſelbſt habe früher in allen möglichen Diſſenter-Miſſionen bei allen möglichen Miſſionaren in allen möglichen Stellungen gedient, bis man ihn habe zwingen wollen, ſich an einem ſogenannten „Prüfungsſeſſen" zu betheiligen. Das habe er als Bellalen nicht thun können; in der Kirche

wohl ſei die Aufhebung alles Kaſtenunterſchiedes in der Ordnung, nicht aber im gewöhnlichen Leben.

Auch in Ramnad ſah ich die geſegneten Spuren von „Vater Schwarz.“ Das Kirchlein daſelbſt wurde von ihm für Engländer und Eingeborne zugleich erbaut; jetzt iſt es in den Händen der engliſchen Propaganda. Dieſe hatte für die kleine Gemeinde der Eingebornen in Ramnad damals den landesgebornen Nachkommen eines Deutſchen aus Sachſen als Katecheten angeſtellt, der vielleicht ſeitdem die „Diakonen-Sporen“ verdient hat. Man verzeihe mir den Ausdruck! Aber die engliſche Propaganda hat eine große Menge von Oſtindiern in Dienſt und Sold, die zuerſt als Katecheten angeſtellt, und wenn ſie ſich als gute „Mehrer“ der Gemeinde erfinden laſſen, zu „Diaconen“ und zuletzt auch zu „Prieſtern“ befördert werden. Dieſe Doppel-Ausſicht auf größere Ehre und beſſern Sold ſpornt dann natürlich ſehr, die Zahl der Gemeindeglieder möglichſt zu erhöhen, und da die ſogenannten Oſtindier ſelten Leute von grund-gediegnem Charakter ſind, die engliſche Propaganda aber in Bezug auf ihr Miſſionsperſonal bisher nicht grade wählig war, ſo kommt es wohl vor, daß ein ſolcher Katechet zur Erreichung ſeines Zweckes einen Streifzug in nachbarliches Miſſions-Gebiet unternimmt. Die amerikaniſchen Miſſionare in Madura wollten den anglikaniſchen Katecheten in Ramnad bei einem ſolchen Unternehmen ertappt haben. Ich verzichte auf den Charakter eines ſpruchfähigen Richters zwiſchen beiden Partheien; das aber muß ich zur Steuer der Wahrheit ſagen, daß mir der engliſch-redende Landsmann in Ramnad bei aller Dienſtfertigkeit gegen mich nicht durchweg gefallen hat. Ich bedaure von ganzen Herzen alle Abkömmlinge von Europäern in Oſtindien, — auch wenn ſie keine Miſchlinge ſind, — die nicht mindeſtens in der Heimath erzogen wurden und ſo zur natürlichen die geiſtige Ebenbürtigkeit gewannen.

Der Katechet hatte das Stück Land, das die Ranni für Miſſions-

haus und -Garten hergeſchenkt, an Leute ausgethan, die mit grünen Waaren handeln; dieſe zahlten nur eine kleine Pacht und waren dafür zur allmähligen Inſtandſetzung verpflichtet. So war denn neben dem eben erſt in Bau genommnen Miſſionshauſe bereits ein kleiner Garten aufgeſproſſen. Ich begab mich des andern Tages auch dorthin. Als ich heimkehrte, ſah ich das alte „Kaufhaus" und das alte Gefängniß. Dort „Werdeluſt", hier Ruin.

Rameſſeram.

Zu Ende waren bald die zwei „ſchönen Tage" von Ramanathapuram; betrübten Herzens ſagten wir Valet der wohleingerichteten Herberge des „heiligen Brückenhüters" oder vielmehr der Brückenhüterin; denn der letzte Herr von Ramanathapuram hinterließ eine kinderloſe Wittwe. Alles hatte ſich dort fein gütlich gethan; ſelbſt unſre Ochslein hatten ſich kugelrund gegeſſen; ſie konnten in dem tiefen Sande kaum ausſchreiten, als wir am 26. Januar mit Sonnenuntergang unſer Angeſicht gen Rameſſeram[220] wandten.

Das war eine angſt- und beſchwerdevolle Nachtreiſe. Nach den erſten neun Meilen ſollten wir friſche Ochſen finden. Keine Spur! Der nebenherſchreitende Polizeiſoldat wußte nicht einmal, daß wir auf Umſpann rechneten. Hatte unſer fürſtlicher Gaſtfreund die nöthigen Befehle nicht gegeben oder waren ſie nicht ausgeführt worden? Jedenfalls hatte uns das Haus des „Brückenhüters" ſchlechtere Dienſte geleiſtet, als jener wackre Urahn dem pilgernden König von Madura. Noch ein paar Meilen ſchleppten ſich unſre Thiere hin; dann mußten

wir aussteigen. Ich selbst half den Wagen schieben. So kamen wir gegen Mitternacht mit „Mühe und Noth" bis zu dem Sattiram etwa auf der Mitte des Weges. Dort rasteten wir bis früh drei Uhr und versuchten dann unser Heil von Neuem. Trotz Locken und Schlagen, trotz Schieben und Stoßen wollten die Thiere abermals nicht weiter. Endlich fanden wir ein paar Postochsen; allein sie waren sehr klein und nur an Karren gewöhnt; unser Reisewagen bewegte sich von ihren Anstrengungen auch nicht um einen Zoll weiter. Der Knecht spannte nun den stärksten derselben mit unserm stärksten zusammen. So rückten wir „sacht von Ort zu Ort," bis etwa vier Meilen weit von dem nächsten Ziele unsrer Reise. Dort nahmen uns die rückkehrenden Ochsen unsres vorausgeschickten Lastwagens in's Schlepptau und brachten uns zuletzt auf dem gräßlichsten Pflaster — zwei halb aufgerißene Reihen von Quadern — glücklich nach Dhoni-Turey, „Schiffs-Anfurt."

Der Herr der Maraver zu Ramnad ist in der That ein „Fürst der glühenden Haide, wo die von heftigem Zorn, Stolz und Ruhmbegier brausende Schlacht schwer schreitet" (S. 254); der Weg von Ramnad nach Dhoni-Turey wenigstens macht ganz diesen Eindruck. Eine kümmerliche Allee führt zuerst durch unwirthlichen Sand; zu beiden Seiten wüste Flächen mit vereinzelten Baumgruppen. Hie und da jedoch stößt man auch auf Oasen des Anbaues. „Was soll man sich wundern, daß die Lüge weicht und Ruhm stets aufsprießt? Fahren lassend den glänzenden, tönenden Preis, die Welt bestritten zu haben, erschien vor Zeiten, wo hier bloß Stein und kein Land erschien, mit dem Schwert der Ansiedler und ist nun alt worden in diesem Lande."[250]

Nach drei bis vier Stunden Weges zeigt sich links eine Einbuchtung der nahen Salzfluth. Zuletzt kommt man in eine Waldwildniß, die aber hie und da von Palmyra-Gruppen, und endlich auch von Kokos-Palmen unterbrochen wird.

Diese Waldwildniß gefiel mir nicht übel. Zwar waren die Bäume

mit ihren beinahe korallenartigen Aeſten faſt alle dornig, und die Blätter mehr grau, als grün; allein die Formen derſelben feſſelten das Auge; hier ſtellten ſie einen Schirm dar, da eine Laube, dort eine Wand. Darüber wucherten roth- und weißblumige Schlingpflanzen, und Sträucher mit einer gelben Blüthe, die der Flatterroſe ähnelte, drängten ſich dazwiſchen. Den zuweilen angerartigen Boden deckten Blümchen, die an das Vergißmeinnicht erinnerten. Hier zwitſcherten Vögel, dort flatterten bunte Schmetterlinge, hier graſten Ziegen, dort ſprangen Pferde, hier ſpielten Eichkätzchen, dort erhoben ſich weiße Waſſervögel. Auch von Menſchen belebte ſich die Straße je länger je mehr, und als nun endlich der Seewind die „glühende Haide" zu unſern Füßen und die noch heißere Sonne über unſern Häuptern kühlte, da vergaßen wir unſern Verdruß, daß wir, ſtatt vor Sonnenaufgang, erſt gegen Mittag nach Dhoni-Turey kamen.

Von Dhoni-Turey mit einem ſehr belebten Sattiram brachte uns ein Boot über den gerade ſehr ruhigen Kanal in einer halben Stunde nach Pamben auf dem Kokos-umſäumten Rameſſeram. Durch tiefen, mit Korallen untermiſchten Sand ſchritten wir, unſre letzten Kräfte daranſetzend, dem öffentlichen Raſthauſe zu, das, auf einer kleinen Erhöhung ziemlich dicht am Strande gelegen, die erquickende Seeluft aus der erſten Hand empfängt. Kein irdiſcher Pflanzendunſt miſcht ſich da in dieſe ambroſiſche Gabe von See und Himmel; der ſaftarme Pflanzenwuchs von Dhoni-Turey ſetzt ſich hier fort, wie denn Rameſſeram vor Zeiten offenbar mit dem Feſtlande drüben ein Ganzes gebildet hat. Die Bäume rings um das Raſthaus zu Pamben haben zwar die Schirmform, — ſie ſtehen faſt wie ungeheure Pilze da, — aber ſie ſind ſchlechte Sonnenſchirme; die dornigen Aeſte mit dem ärmlichen Blätterwerk verſtreuen nur ſpärlichen Schatten über den glühenden Sand. Hinter dem Raſthauſe jedoch hat ein Eingeborner der Ungunſt des Bodens einen ganz hübſchen Garten abgerungen; eine Roſe

zum Geſchenke bringend, bot er uns alsbald nach unſrer Ankunft ſein Gemüſe feil. Jeden Morgen während unſres fünftägigen Aufenthaltes in Rameſſeram ſtiegen wir an das Geſtade hinunter, um Seepflanzen in allen Farben, allerliebſte Muſcheln und — Korallen zu ſammeln. Das war denn endlich einmal eine Probe von „Indiens Korallenſtrand.“

Zu unſrer großen Freude trafen wir hier eine deutſche Familie. Der Mann war der Nachkomme eines Brandenburgers, der, zuerſt Schreiber bei dem holländiſchen Commodore Roſen, ſpäter eine Art Unterſtatthalter in Tuticorin wurde, endlich aber, als die „verhaßten“ Engländer an die Stelle der Holländer traten, abdankte. In ſeiner liebenswürdigen Frau fanden wir die Tochter eines deutſchen Miſſionars, ſpäter holländiſchen Predigers in Colombo. Er — ein alter grundehrlicher Burſche — flößte uns die lebhafteſte Theilnahme ein. Früh verwaiſt, wurde er anfänglich von Miſſionar John in Trankebar erzogen; ſein böſer Stiefbruder aber, der ſein Theil am väterlichen Erbe in die Taſche ſteckte, brachte ihn wider Willen auf ein Schiff, ebenſo ſeinen jüngern Bruder, nur leider nicht auf daſſelbe. Er hatte nun jede Spur von ſeinen Verwandten verloren; wie ein „Mann ohne Schatten“ lebte er auf dem ſonnigen Rameſſeram — im Dienſte einer Nation, die er, wie ſein Vater, nicht liebte. Er war nämlich bei der Mauth angeſtellt und machte außerdem bei dem Tempel von Rameſſeram eine Art „Conſtabler.“ Mit dem „commandirenden Offiziere“ — dem einzigen europäiſchen Mitbewohner des Eilandes, hatte er ſo gut wie keinen Verkehr. So — ich möchte faſt ſagen „unter Larven die einzige fühlende Bruſt“, ſeufzte er nach ſeinen Verwandten in Deutſchland, die er nicht kannte, und mit denen er, wenn er ſie gekannt hätte, nicht einmal in einen ordentlichen Briefwechſel treten konnte: er und ſeine Frau hatten ja — ächt deutſch! — die deutſche Mutterſprache längſt vergeſſen. Der letztere Verluſt war bei ſeinem Alter unerſetzlich; ſeine deutſchen Verwandten hab' ich ſeitdem für ihn

gefunden. Mein fremdzungiger aber deutſchherziger Landsmann borgte mir ſein Pferd zu einem Ritt nach dem Tempel von Rameſſeram, dem heiligſten in ganz Südindien: das dortige Lingam hat ja, der Ueberlieferung nach, Rama ſelbſt geſtiftet zur Sühne für vergoßnes Blut unweit der Stelle, wo eine Reihe von Klippen nach Manar bei Ceylon hinüberläuft, — nach der Meinung der Hindus Ueberbleibſel jener Felſenbrücke, die Rama zur Hinüberſchaffung ſeines Heeres nach dem barbariſchen Ceylon über den Golf von Manar baute. Die acht engliſche Meilen lange Pilgerſtraße iſt mit großen Quadern gepflaſtert; Tulpenbäume und ſpäter beſonders Tamarinthen beſchatten ſie, je länger je dunkler. Zu beiden Seiten ſtarrt dieſelbe dornige, von Schlingpflanzen überkleidete und von Schaf- und Kuhheerden beweidete Wildniß wie drüben bei Dhoni-Tureh. Trotzdem machen ſich hie und da auch Kambu- und Keveru-Felder, Palmyra's und Kokos, ja ſogar Bananen bemerklich. Der ganze Weg iſt für die Pilger eingerichtet. An zwölf, zum Theil verfallne, Mandapams laden zu Raſt und Herberge. Dem Mandapam gegenüber unter ſchattigen Bäumen ſieht man in der Regel eine ſteinerne Platform. Selten ein eigentlicher Teich, häufiger ein Brunnen, und am allerhäufigſten eine einfache Vertiefung im Sande, zuweilen ausgemauert. Allenthalben Verkäufer.

Ich fand die Straße von Zureiſenden und Abziehenden reich belebt; am Wege lagerten bunte Gruppen — waſchend, kochend, eſſend, ſingend, ſchlafend. Dicht vor der Stadt ſah ich einen prächtigen Teich mit einem eben ſo ſchönen Mandapam Schaaren von Pilgern um ſich ſammeln; man badete dort — und ließ ſich ſcheeren. In Rameſſeram ſelbſt fehlt es nicht an guten Herbergen; die ſchönſte haben die Setti's (Kaufleute) gebaut; auch das königliche Sattiram im Angeſicht der Pagode iſt ſehr geſchmackvoll. Auf dem netten Bazar fallen beſonders die vielen Muſchelhaufen in's Auge.

Kaum hatte ich die h. Stadt betreten, so nahm mich ein Polizeisoldat unter seine Obhut; ein Sudra-Cicerone stellte sich, mir eine Citrone bietend, zur Verfügung; Brahminen umdrängten und geleiteten mich. Man beförderte mich mittelst einer Leiter auf das Tempeldach, das, eben erst getüncht, im Scheine des Mittags so blendete, daß ich kaum sehen konnte. Von da stieg ich die noch ein Stock hohe Pagode hinan, unter welcher von Abend her sich der Eingang in den Tempelhof öffnet. Eine leidliche Aussicht über die sandige Insel, die nach Westen hin in frisches Grün gekleidet erscheint, that sich da oben auf. Schade, daß die indischen Pagoden keine frei ausschauende Platform haben; freie Ausschau ist dem Hindu-Geiste zuwider. Die Krone dieser Pagode aber hatte, statt der üblichen vier, gar nur zwei Lugen, und die nach Osten gestattete nur die Aussicht über das Tempel-Ganze.[251] Ich quetschte mich in die nach Westen hinein.

Die mit dem Heiligthum in Rameſseram verbundene Brahminenwelt zerfällt in zwei Hauptklassen: „Arier" (500?) und „Parikschei-Pattamar" (100?)[252]. Die Ersteren, Smarta-Brahminen (S. 134) aus Nandi-Gramam im Gangeslande, haben den eigentlichen Tempeldienst, die Letzteren, theils Telugu-Smarta's, theils canaresische Madhavas (S. 139), versorgen die Pilger mit dem Nöthigen und verrichten wohl auch gewisse religiöse Ceremonien in den Pilgerherbergen.

Eben hatte sich zwischen beiden Partheien ein heißer Streit entzündet. Die Arier behaupteten, der herrliche Rama habe ihnen und ihnen allein den Gesammtdienst in und bei den von ihm gestifteten Heiligthümern überantwortet; ihre Vorfahren aber hätten vor längerer Zeit einen Theil ihrer Rechte eben an die Parikschei-Pattamar verpfändet; den wollten sie nun zurückhaben. Sie beriefen sich dafür auf eine alte Inschrift, aus der aber nur hervorgehen soll, daß die Arier unter den Brahminen von Rameſseram „vorragen".

Da der Proceß noch schwebte, so fiel das Gespräch sehr bald

darauf. In meiner Pagodenluge mußte ich beide Partheien geduldig anhören; je Einer von beiden Seiten hockte vor der innern Oeffnung. Intereſſant war es mir, die auffallende Weiße des Ariers und die eben ſo auffallende Schwärze des Andern wahrzunehmen. Hier wurde das Sprüchwort „Unter den Brahminen keine Schwärze und unter den Pariahs keine Weiße" in ſeiner erſten Hälfte zu Schanden.

Was das Heiligthum von Rameſſeram Schönes hat, das gipfelt in den 230 Schritte langen Hallen, die das Tempel-Viereck umgeben. Hier iſt in der That Freiheit und Geſchmack. Sie wurden eben ausgebeſſert. An einer Stelle hielt man offenbar Kadſcheri; mehrere Schreiber kauerten mit Griffel und Palmblättern am Boden umher.

In einem benachbarten Mandapam pflegte ich der Mittagsruhe. Ein Vorhang wurde improviſirt; das Geſtell, das den Gott bei feierlichen Umzügen aufnimmt, machte ich zur Lagerſtätte.

Als ich durch die Straße der Arier abzog, entſtand eine allgemeine Bewegung. Ich glaube gar, ſie hielten mich für einen officiellen Forcher in Bezug auf die „brennende Frage" von Rameſſeram. Man umringte mich und wollte das Ergebniß meiner Unterſuchung hören.

Auf dem Rückwege nach Pamben ſah ich neben Einheimiſchen, die uns mit Holz und Eßwaaren zum Verkauf entgegenzogen, Hunderte von heimkehrenden Pilgern. Vier rieſige Burſchen fielen mir beſonders auf; ſie kamen wahrſcheinlich aus dem hohen Norden; ihre Geſichtsfarbe war gar zu weiß. Jeder Pilger trug ein Bündel auf dem Kopfe oder eine Bambusſtange auf den Schultern mit Matten, Töpfen und andern Reiſegeräthſchaften. Wie mancher derſelben mochte mit „mühſeliger und beladener" Seele gekommen ſein, und nun doppelt mühſelig und beladen in die ferne Heimath zurückpilgern.

VI.

Reiſe in das Innere von Ceylon.

Erſte Abtheilung.

Von Pamben nach Colombo.

So waren wir denn der intereſſanten Inſel abermals nahe gekommen, wo bei einer faſt paradieſiſchen Natur das Heidenthum ſeine beſten Streitkräfte gewiſſermaßen auf Einen Punkt zuſammengezogen hat. Auf Ceylon nämlich ſind die drei mächtigſten Geſtalten des Heidenthums den innigſten Bund eingegangen: das Brahmanenthum, das faſt die ganze vorderindiſche Halbinſel unter ſeinem Joche von Stahl und Eiſen gefangen hält, das Buddhathum, das mehr als ein Drittel der geſammten Menſchheit auf ſeiner „dürren Haide im Kreiſe umherführt“ und der Teufelsdienſt, der ſeine feurige Geißel über ganz Afrika, alle Südſeeinſeln und einen großen Theil von Aſien ſchwingt.

Wir fürchteten ſchon, daß es uns auf Rameſſeram eben ſo gehen könnte, als weiland auf Point Calimere (S. 61), beſonders weil wir auch unſre gehörnten Reiſegefährten in das abgöttiſche „Paradies“ von Ceylon mit hinüber zu nehmen wünſchten. Da mit einem Male lief ein hundert und fünfzigtonniges Schifflein an, das von Vizagapatam her eine Ladung Reis nach Point de Galle führte, um dort Kokosnüſſe und Strickwerk aus Kokosfaſern einzunehmen. Dieſe „Trial“ d. i. „Prüfung,“ endete, was ihr Name beſagte; denn der Capitän, ein junger Engländer, wollte uns und unſre Ochslein nach Colombo fördern.

Am Morgen des 1. Februars beſtiegen wir das Schiff, das an dem ſüdlichen Ende des Kanals in ziemlicher Entfernung vor Anker lag. Wir ſahen dabei die Maſchine, die, an der Vertiefung des Kanals arbeitend, die Anzahl durchfahrender Schiffe fortwährend mehrte. Erſt um zwei Uhr wurden wir ſegelfertig; dann aber ließ uns ein

günſtiger Wind der langerſehnten Inſel entgegentanzen. Als wir am andern Morgen auf das Verdeck traten, flogen die grünen Säume ihres Gewandes an uns vorüber. Wäre der Wind dem Norden vollkommen treu geblieben und nicht zu weit nach Oſten hinüber geirrt, zuletzt aber ganz unſtät und dazu kraftlos geworden, ſo hätten wir vielleicht auf Ceylon bereits zu Mittag eſſen können, ſo aber warfen wir erſt nach ſechs Uhr in dem Hafen von Colombo Anker, oder vielmehr bei dem Hafen, denn der Kapitän wollte das Hafengeld ſparen. Da ſich unterdeß ein heftiger Wind erhoben hatte, ſo bekam das Schifflein ſo gewaltige Stöße, daß ich faſt über Bord geworfen wurde. Wir beſchloſſen daher, trotz der bereits eingebrochnen Nacht, ſogleich an's Land zu gehen. Der „Midſhipman" ließ ſich willig finden, uns in einem Boote abzuſetzen. Gefährlich war, bei dem reißenden Wellengebrauſe, die Ueberſiedlung in daſſelbe, gefährlich auch, bei der völligen Dunkelheit, die Steuerung zwiſchen den ankernden Schiffen mit ihren hemmenden Tauen, gefährlich endlich, bei der Unbekanntſchaft des Midſhipman mit den dortigen Oertlichkeiten, die Landung an der ſteilen Hafenmauer. Wir waren ſehr dankbar, als wir der paradieſiſchen Inſel endlich an den Buſen oder vielmehr zu Füßen ſanken — wir wurden nämlich halb hinaufgezogen und halb hinaufgeſtoßen, ſo daß wir, oben ankommend, uns in der ehrfurchtsvollſten Lage des ehrfurchtsvollen Morgenlandes befanden. Ein engliſcher Soldat, der uns wohl für Schmuggler hielt, eilte uns entgegen, trat aber beim Anblick einer Dame ſogleich in die Schranken der Beſcheidenheit. Zur Aufſuchung des „wirthlichen Daches," das uns der holländiſche Geiſtliche in Colombo angeboten, war es zu ſpät geworden. Unſer Soldat bot uns ſogleich die Wachſtube zur erſten Nachtherberge an; er wollte uns die Fremde, die er aus eigner Erfahrung an ſeinem noch immer heimwehkranken Herzen kannte, in ſeiner Weiſe erleichtern helfen. Mehr als eine Rückſicht jedoch bewog uns zu dem Verſuche, in

einem engliſchen Gaſthauſe ein Unterkommen zu finden. Der Wirth zum „Royal-Hôtel“ maß uns zwar mit Blicken zwiefachen Mißtrauens, denn wie in aller Welt können zweibeinige Weſen, die ſich zur Fortbewegung ihrer eignen Füße bedienen und ohne dienendes Gefolge auftreten, der raren Species, „Gentleman“ und „Lady“ zugehören? Dennoch — ich kann mir das Wunder heute noch nicht erklären — dennoch wurden wir nicht hinausgewieſen; wir bekamen ſogar eine Art Zimmer mit einem Bette — und keinem Stuhle, dicht neben der lärmenden Gaſtſtube, von der uns nur eine ſpaniſche Wand trennte. Das war die erſte Nacht auf dem paradieſiſchen Ceylon.

Am andern Morgen kamen unſre Diener mit Wagen, Ochſen und Gepäck. Die engliſchen Beamten des „Trial“ hatten unſern Küchenkorb um faſt alles, was zu trinken war, zu erleichtern für gut gefunden; ſie waren wohl Mitglieder einer Enthaltſamkeitsgeſellſchaft mit Zwangsgrundſätzen; der Portwein und der Rum ſchien ihnen beſonders mißfallen zu haben, denn davon hatten ſie uns auch nicht einen Tropfen gelaſſen. Die Mauth verlangte von unſerm Wagen, den ſie zu 150 Rupis veranſchlagte, fünf Procent des Werthes als Eingangszoll, und die Schiffer und Laſtträger, die unſre Diener, Thiere und Sachen in zwei Booten an's Land geſchafft, ſuchten ſich durch ungeberdiges Schreien und beharrliches Nachlaufen noch einige Thaler Trinkgeld mehr zu erwerben. Das war der erſte Morgen auf dem paradieſiſchen Ceylon.

Erſt als wir in einer Droſchke zu unſerm Gaſtfreund Palm fuhren, hatten wir Zeit uns angenehmern Eindrücken hinzugeben. Das waren kühlere Lüfte, als die zwiſchen Ramnad und Dhoni-Turey; Raſen und Bäume prangten hier in ſaftigem Grün. Sobald ſich das Auge der Menſchenwelt zuwandte, blieb es an dem großen Schildpattkamme, womit der ſinghaleſiſche „Gentleman“ ſein Haar nach hinten kämmt und zurückhält, zuerſt eine ziemliche Weile hangen. Dieſer Kamm in

den langen ſchwarzen Haaren giebt ihm ein weibiſches Anſehen. Er trägt über den Beinkleidern einen weiten Faltenrock, und wenn er größerer Kühle wegen darüber noch eine Jacke zieht, ſo nimmt ſich jener Faltenrock faſt wie ein Unterrock aus. Das erhöht dann das weibiſche Anſehn noch um Vieles. Da unſer Gaſtfreund weiter als eine Stunde vom Fort, auf der Oſtſeite von Colombo wohnte, ſo bekamen wir gleich einen guten Theil der Stadt zu ſehen, die einen ſo europäiſchen Eindruck machte, daß es keines allzugroßen Phantaſie-Aufwandes bedurfte, um ſich nach „Old-England" hinüberzuträumen, beſonders wenn ein engliſcher Herr mit ſchwarzem Frack und mit ſchwarzem Hut in ſeinem roſſebeſpannten „Phaeton" oder „Buggy" allerſteifeſt an uns vorüberſauſte.

Sonderbar, daß die ſteife engliſche Sitte trotz des tropiſchen Klima's auf Ceylon ſo wohl gedeiht: ſelbſt die Viſitenzeit von „Old-England" mitten in der Gluth des Tages hat man neben der nordiſchen Tracht beibehalten. Schon mancher Engländer mag hier zu einem Märtyrer der heimiſchen Etiquette geworden ſein.

„Sei uns der Gaſtliche gewogen, der von dem Fremdling wehrt die Schmach!" Mit ſolchen und ähnlichen Gefühlen entſtiegen wir unſrer Miethdroſchke, als ſie vor einem freundlichen Hauſe am Saume der öſtlichen Anlagen von Colombo Halt machte. Gleich nach der erſten Begegnung mit der Familie Palm fiel der Stein vom Herzen, der auf unſrer langen Reiſe ſchon ſo oft gefallen, manchmal aber auch liegen geblieben war, und noch vor Ablauf einer Stunde fühlten wir uns ganz zu Hauſe.

Die Gemeinde des Herrn Palm von etwa 1500 Seelen beſteht aus Abkömmlingen der Portugieſen, die meiſt Handwerker ſind, und der Holländer, die ſich in der Regel eines Aemtchens als Schreiber, Aufſeher u. ſ. w. erfreuen. Daher die durchweg europäiſche Kleidung bei der vollſtändigſten Farbenſcala in der alten holländiſchen Kirche,[***]

wohin ich meinen lieben Gastfreund gleich am ersten Abend zu einer Art Bibelstunde begleitete. Während die anglikanische Kirche, in welcher der Bischof predigt, fast wie ein Magazin aussieht, nimmt sich diese holländische Kirche ganz stattlich aus. Es kann daher kaum befremden, daß der englische Bischof, der gern eine wohlfeile aber würdige Kathedrale hätte, den Antrag stellte, die Regierung möchte doch die schöne Kirche für den anglikanischen Gottesdienst bestimmen: „cujus regio, ejus religio.“ Der Vater des Herrn Palm hatte auf Bitte des Bischofs von Calcutta den Anglikanern die Abhaltung ihres Gottesdienstes für die Eingebornen in der holländischen Kirche gestattet; dafür wollte nun der Bischof von Calcutta die Holländer hinaustreiben. Reichst du einem römischen und — einem anglikanischen Bischof den kleinen Finger, so faßt er flugs die ganze Hand, und mehr als das. Es giebt nur wenig Ausnahmen.

Schon am folgenden Tage dachten wir an unsre Weiterreise in's Innere, uns eine nähere Bekanntschaft mit Colombo nach der Rückkunft vorbehaltend. Die „Mail“, welche die etwa 72 englische Meilen weite Reise nach Kandy in Einem Tage zurücklegt, war in jener „allergeschäftigsten Zeit für die Pflanzer“ schon auf eine ganze Woche im Voraus besetzt; so konnten wir uns dieser Fahrgelegenheit, die übrigens außerordentlich theuer ist (die Person 25 Rupis), bei unsrer Ungeduld nicht bedienen. Wir entschlossen uns daher kurz und gut, das Unerhörte zu thun und in unserm Ochsenwagen nach Kandy hinaufzureisen.

Die Folge lehrte, daß es auch unter den Engländern auf Ceylon Leute giebt, die sich über gewisse Vorurtheile der Etiquette hinwegzusetzen wissen; grade die angesehensten Familien in Kandy schämten sich unsres Umgangs nicht. Wir fanden, daß sich das Gerücht von unserm Ochsenwagen wie ein Lauffeuer durch die ganze Europäer-Welt verbreitet hatte; man fabelte sogar, daß wir darin kochten.

Von Colombo nach Kandy.

Die Straße von Colombo nach Kandy kann ſich ſehen und wird ſich ſelbſt ſuchen laſſen; man hat Hügel abgetragen, Thäler gefüllt und den Aufſtieg zu dem Hochgebirge im Innern ſo allmählig gemacht, daß er nur an wenigen Stellen ſelbſt dem Pferde ſauer wird. Die Oberfläche des ziemlich breiten Kunſtweges wetteifert an Härte und Glätte faſt mit einer Tenne, denn man hat mehrere Lagen lateritartigen Geſteins in naſſem Thon und Kies zerſtampft und ſie mit grobem Sand überſtreuet. Es ſoll aber auch die Strecke bis Kandy (72 engl. Meilen) ihre zwei hundert tauſend Pfund gekoſtet haben.

Auf dieſe „große Militärſtraße," die den Pflanzern im Innern der Inſel ſo treffliche Dienſte leiſtet, begaben wir uns am 4. Februar, erſt in der Kühle des Abends, nicht ohne ein gewiſſes Bangen, wie wir hier mit unſern tamuliſchen Ochſen fahren möchten. Hatten wir doch nicht einmal ganz ſicher ermitteln können, ob ſie ihr gewohntes Futter — Linſen und Reisſtroh — unterwegs finden würden. Den Bergmarſch hatten ſie noch nie verſucht; und an das Klima und Waſſer von Ceylon mußten ſie ſich auch erſt gewöhnen.

Bald nachdem wir Colombo hinter uns hatten, überſchritten wir die lange Schiffsbrücke über die Kalani Ganga und betraten ſodann die erwähnte Kunſtſtraße, die zuerſt den Fluß in ziemlicher Nähe begleitet. Zu beiden Seiten dicht am Wege ſelten unterbrochne Fruchthaine, hoch und üppig. Zwiſchenhin verſtreute Hütten, die ſich zuweilen gruppiren oder gar in Bazare verdichten; drin kauerte hie und da eine trauliche Gruppe, während der Eine eine Fackel aus Kokosblättern in der Hand hielt. Fuhrleute kochten unter den Palmen am

Wege ihr einfaches Abendeſſen und fügten zu dem Bilde häuslicher Behaglichkeit das Gemälde öffentlicher Zwangloſigkeit. Die Lichter in den Häuſern und die Feuer unter den Bäumen nahmen kein Ende.

Der Weg wimmelt um dieſe Jahreszeit von zweirädrigen Karren mit Kafferſäcken. Die aus Kokoszweigen geflochtene Wagendecke hat faſt die Form eines umgeſtülpten Kahns. An der Seite ſah ich regelmäßig einen Waſſerkrug und ein wenig Feuerholz befeſtigt; obenauf lag ſtets ein Bündel Stroh und unten hing eine Laterne. Die Singhaleſen ſind bekanntlich Buddhiſten, und die Religion der Buddhiſten verbietet die Tödtung lebendiger Weſen. Nie und nirgends aber hab' ich abſcheulichere Thierquäler geſehen, als dieſe buddhiſtiſchen Kärrner; oft hat mir beim Anblick ihrer herzloſen Härte gegen ihre elenden Ochslein das Herz geblutet und das Blut vor Entrüſtung gewallt. Mögen ſich das die europäiſchen Lobredner buddhiſtiſcher Milde merken.

Um unſre Ochſen für die lange Reiſe möglichſt zu ſchonen, hatte ich bald nach Ueberſchreitung der Schiffsbrücke über die Kalani Ganga den Wagen um das Gewicht meiner Perſon erleichtert, das, obſchon die tropiſche Sonne einen großen Theil deſſelben hinweggeſchmolzen, doch noch immer nicht unbedeutend war. Unſer lahmer Fuhrmann zwar proteſtirte dagegen; es ſtieß hart an gegen ſein Anſtandsgefühl, den „Gentleman" nebenher laufen zu ſehen, während er ſelbſt auf dem Bocke ſaß; denn daß er lahm war, ließ ſich ja nicht jedem Vorübergehenden zurufen. Ich konnte indeß ſeiner zarten Seele dieſe Striemen und Schwielen nicht erſparen.

So ſchritten wir denn, ich und die Ochslein, mit wonnedurchrieſelter Seele — ich wenigſtens — durch die ambroſiſche Nacht hin. Der Abendwind hatte längſt aufgehört in den Kronen der Kokospalmen zu ſäuſeln; dennoch fand ich es kühl, grade ſo recht zum Marſchiren. Erſt zwei und eine halbe Stunde nach Mitternacht machten

wir Halt zu Kosrupe, der ersten Station der „Mail-Coach," 14 bis 15 engl. Meilen von Colombo. Ich ließ nach einem zweistündigen Schlummer in unserm Reisewagen von neuem anspannen. Wir hatten bis nach Beangode, wo wir die erste längere Rast zu halten gesonnen waren, noch neun engl. Meilen.

Sobald die Sonne heraufkam, wurde mir selbst auf schattiger Straße, in dem verhältnißmäßig kühlen Ceylon, das Marschiren sauer. Ich ließ mir aus dem Wasserkrug, den ich an dem Hause eines Eingebornen befestigt sah, einen Labetrunk reichen. Die Aufstellung solcher Wasserkrüge für Reisende gehört zu den buddhistischen „guten Werken." Eine Kokosschale zum Schöpfen lag hier daneben.

„Hat der das Verdienst, welcher das Wasser eingießt und für die trinkende Zunge hinsetzt? oder etwa der, welcher unterwegs Halt macht und trinkt?" läßt in einer tamulischen Streitschrift[234] der Sivait den Buddhisten sagen zu Erhärtung des Satzes, daß man zwar nicht selbst tödten, wohl aber von dem Fleischer bereits Getödtetes essen dürfe; der Sivait jedoch entgegnet treffend: „Ei, weil man weiß daß du's essen wirst, schlachtet man, und bringt es dir zu essen, und so fällt man deinetwegen in Schuld, denn für Nichtessende schlachtet Niemand." An diese Stelle wurde ich lebhaft erinnert, als mir der „gutthätige" Buddhist das „Wasser eingoß und für die trinkende Zunge hinsetzte."

Meine nächste Sorge war nun, Stroh für die Ochslein und Eier für unsern Kaffee einzukaufen; Milch nämlich ist auf der ganzen Strecke von Colombo bis Kandy nicht zu haben. Fast um zehn Uhr erreichten wir — ich und die Ochslein todtmüde — das Rasthaus zu Beangode auf einem anmuthigen Hügel dicht an der Straße. In der Mitte eine offne Halle, und vorn und hinten eine luftige Verandah! wir konnten es uns nicht wohnlicher wünschen. Nach vorn zu fiel der Blick auf die Landstraße zu unsern Füßen, nach hinten auf das

auf das ſtille Gehöfte, wo im Schatten gewaltiger Bäume unſre gehörnten Reiſegefährten behaglich ruhten.

Die öffentlichen Raſthäuſer im Tamulenlande ſtehen in der Regel unter der Aufſicht dienſtunfähiger Sipahis. Dieſe müſſen gegen eine gewiſſe Taxe den Reiſenden mit Holz, Eier, Milch, Geflügel u. ſ. w. verſehen; der Aufenthalt ſelbſt iſt umſonſt. Die öffentlichen Ruhehäuſer in Ceylon aber ſind meiſt an Eingeborne verpachtet,[285] die grade zu den Wirth machen. So fanden wir denn auch in dem Raſthauſe zu Beangode eine lange, lange „Preisliſte" angehängt: „Madeira 3 S. 6 D.; franzöſiſcher Claret 3 S.; europäiſche Fruchttorte 3 S.; einfacher Pudding 1 S. u. ſ. w. u. ſ. w." Wie war uns denn? Waren wir wohl auf Ceylon oder in London?

Erſt am folgenden Tage konnten wir uns von der ſüßen Raſt zu Beangode trennen, nachdem wir daſelbſt den größten Theil meiner ſiebenunddreißigſten Geburts-Feier ſtill verlebt hatten. Um drei Uhr des Nachmittags brachen wir auf. Bald zeigten ſich die erſten Hügel, faſt alle von rundlicher Form. Der ſtets ſanft anſteigende Weg lief allmählig in ein grünbeſchattetes Thal ein, das uns faſt an die ſächſiſche Schweiz und an den Harz erinnerte. Die Sonne ſank; allenthalben rührten ſich die Hausfrauen, beſonders mit dem Herrichten von Appams oder Reiskuchen, zum großen Theil wohl für den Verkauf an die Kärrner, deren Zahl eher zu- als abnahm.

Unter den Fruchtbäumen, welche die unvergleichliche Landſtraße bis hieher faſt ununterbrochen zierten, thun ſich beſonders hervor die fürſtliche Kokos, die jungfräuliche Areka, die üppige Banane, der mächtige Jackbaum, die Yam mit den Kalla-ähnlichen Blättern in Rieſenform, und der Kaſchnuß-Strauch, der hier als ſtattlicher Baum dahertritt. Die Fülle dieſer Fruchtbäume nimmt ſelbſtverſtändlich mit dem Eintritt in das Bergland ab, und eine wo möglich noch größere Fülle gewaltiger Waldbäume nimmt die Stelle derſelben ein; doch

kommen selbst die Kokos- und andre Palmen in Thälern und Gärten auch höher hinauf vor.

Um 7¼ Uhr erreichten wir Ambapusse (zehn bis elf engl. Meilen von Beangode). Dort ist das vierte Rasthaus. Wir aber zogen es vor unser einfaches Abendessen in der Verandah eines Magazins einzunehmen. Die Matte wurde ausgebreitet, wir setzten uns darauf, und bald dampfte vor uns eine Tasse Kaffee mit hartgekochten Eiern. Gegenüber am Wege kauerten zwei Singhalesen, die uns jeden Schluck und Bissen in den Mund hineinzählten. Darauf schlüpften wir in den Wagen und versuchten ein wenig zu schlafen. Eine fast mehr als patriarchalische Lebensweise in dem paradiesischen Ceylon!

Da ich den ganzen Weg von Beangode bis Ambapusse gefahren war, so zeigten sich meine Beine am nächsten Morgen um zwei Uhr abermals laufwillig. Die Straße windet sich von hier über den ersten hohen Berg. Noch in der Dämmerung traten wir in ein sehr weites, von Feldern bedecktes und von großartigern Bergen umschloßnes Thal. Um sieben Uhr waren wir in Ambanpittia (9 englische Meilen von Ambapusse.)

Hier wurde uns in dem Hause eines römischen Singhalesen ein Obdach während der Gluth des Tages. Was wir bisher in fast allen singhalesischen Wohnungen gesehen, das fanden wir auch hier: Sopha, Tisch und Stühle. So weit hat die europäische Cultur die guten Tamulen noch nicht „beleckt." Unser Gastfreund tractirte uns mit Reiskuchen und Jackfrucht. Vorweg aber zeigte er uns sein singhalesisches Gebetbuch mit einer Miene, als wollte er sagen: „Denkt ja nicht, daß ich ein elender Buddhist bin, ich bin wie ihr ein Christ, und was ihr da eßt, ist von Christenhand bereitet und gezogen; laßt es eurem christlichen Gaumen wohl schmecken!" Nun es saß sich in der Kokosgedeckten Verandah des lehmenen Hauses am schattigen Bergabhange gar gemüthlich; über unsrem runden Tische bauten die Vögel

des Himmels so zwanglos, als wäre das Haus unsres Gastfreundes die Arche Noahs.

Um 4½ Uhr gings weiter. Der Weg wurde immer romantischer. Unter den Waldbäumen paradirte auch der gelbliche Bambus; an einer Stelle standen Bananen bis auf die Berge hinauf. Bald senkte sich der Weg tief hinab, lief dann lange in einem weiten Thale hin und wand sich endlich an einem tiefen Abgrund wieder hinauf. Erst um neun Uhr liefen wir in das Rasthaus von Utuankande ein (8 bis 9 engl. Meilen von Ambanpittia). Die Unmasse von Lastwagen, womit wir die Straße bedeckt fanden, hatte uns aufgehalten.

Der Wirth, ein Halbportugiese, brachte uns sumpfiges Wasser zum Trinken, wollte uns aber gleichwohl noch um zehn Uhr ein „Dinner" aufdringen. Als wir am andern Morgen erwachten, hatten wir weit und breit fast eine Harz-Aussicht vor uns.

Nachmittags um 3 Uhr setzten wir uns aufs neue in Bewegung, nicht ohne Sorge, was unsre Thiere zu dem etwas steilen Hauptpaß sagen würden, der etwa vier englische Meilen von Utuankande anhebt und nach andern drei Meilen bei Kaduganava endet, wo man Kapitän Dawson, dem Erbauer dieser wahren Kunststraße zwischen Colombo und Kandy, ein Denkmal gesetzt hat. Wie eine Schlange wand sich der Weg empor, dort zur Linken hoch aufschießende Berge, zur Rechten ein gähnender Abgrund. Der lahme Fuhrmann, dem die umgebende Natur bisher noch nie den Mund geöffnet, kicherte mir zu: Eijá, yenna pallam „Herr, was ist das für eine Tiefe!" Die Nacht brach herein, und lange Reihen von Lastwagen mit brennenden Laternen besetzten den Schlangenweg mit wandelnden Lichtschnüren. Hinter Kaduganava läuft die Landstraße ganz eben zwischen Bergen hin. Zwischen dem 66. und 67. Meilenstein schlugen wir unser Nachtquartier auf — im Wagen nämlich. Am folgenden Morgen schon um drei Uhr aufbrechend, erreichten wir noch im Dunkeln die berühmte

Brücke über die Mahavaliganga bei Paradinia (13 bis 14 engliſche Meilen von Utuankandy.) Sie beſteht aus einem einzigen Bogen aus Ferole-Holz (Satinwood) von 205 Fuß Spannung, und dieſer Bogen iſt ſo ſinnreich gefügt, daß ſich jedes Stück herausnehmen und wieder einſetzen läßt, ohne die Sicherheit des Ganzen zu gefährden. Wie ſtaunten die ſtolzen Kandyer, die einer ihrer Sagen gemäß das Unternehmen anfangs als Wahnwitz verlachten, als ſie die Brücke über dem mehr als 60 Fuß tiefen Abgrunde frei ſchweben ſahen.

Der Mann, der bei der Brücke als Zolleinnehmer angeſtellt war, ſchien ein Tamule zu ſein; unſer tamuliſcher Ochſenwagen öffnete ihm das Herz. Wir aber hatten keine Zeit, über dieſen „ſüßen" Gegenſtand lange mit ihm zu plaudern. Wir hatten noch ziemlich vier engliſche Meilen bis Mahaneura oder Kandy.

Der von Strecke zu Strecke zunehmende Anbau legte von dem ackerbaulichen Fleiße der Kandyer das beſte Zeugniß ab. Sind ſie doch auch Meiſter in der Kunſt der Bewäſſerung, ohne welche die Teraſſencultur, zu der hier die Natur ſelbſt nöthigt, nicht möglich iſt.

Mit Tages-Helle erreichten wir Kandy, die Hauptſtadt der Centralprovinz, — bis zum Jahre 1825 die Hauptſtadt eines unabhängigen Königreichs.

Landsmänniſche Liebe hatte bereits für eine Wohnung geſorgt; dieſelbe Liebe verſah uns nun auch mit allem, was ſonſt noch noth war. Unſer junger Gaſtfreund, der, in einem engliſchen Geſchäfte angeſtellt, lange Zeit nur Engliſch geſprochen hatte, konnte trotz dem ächt deutſchen Guß und Fluß ſeines Herzens, für ſeine Zunge erſt lange nicht den Zug und Schwung deutſcher Rede finden.

Die Singhaleſen und die chriſtlichen Beſtrebungen der Gegenwart.

Es iſt ſchon aus reingeographiſchen Gründen höchſt wahrſcheinlich, daß die Urbewohner von Ceylon mit der Urbevölkerung des gegenüberliegenden Feſtlandes verwandt ſind.[326] Daß ſie wie jene dem Dämonendienſte anhingen, iſt über allem Zweifel erhaben. Schon der brahmaniſche Rama hatte der Sage nach mit den Unholden jener Inſel gekämpft, das heißt doch offenbar, daß ſchon in urälteſter Zeit der Dämonendienſt auf Ceylon ſich dem Eindringen brahmaniſcher Geſittung widerſetzte, und als der Buddhaismus in Ceylon einzog (245 v. Ch.), fand er die Maſſe der Singhaleſen noch immer in den Banden des Teufelsdienſtes.

Der Teufelsdienſt iſt auch heut zu Tage noch die eigentliche Volksreligion, und ich habe ſogar behaupten hören, daß er eher im Zu-, als im Abnehmen begriffen ſei. Seine eigentliche Burg lag bisher im Süden; „aufmerkſame Beobachter" wollen die zunehmende Entartung der dortigen Bevölkerung an Leib und Seele gradezu auf die Häufigkeit der nächtlichen Orgien zurückführen, in denen ſich der Teufelsdienſt vollendet.

Jene nächtlichen Orgien bilden gewöhnlich den Schluß der ſogenannten Teufelstänze, die wie faſt alle Ceremonien des Dämonenthums in der Nacht vorgenommen werden. Man ſammelt ſich etwa unter den Aeſten eines mächtigen Baumes. Die Trommel läßt ſich hören; nach dem Schalle derſelben tanzt der Yakadura oder Teufelspriester, eine Fackel in der Hand und hohle Metallringe am ganzen Leibe. Seine Bewegungen werden immer raſcher, ſeine Geberden

gräßlicher, sein langes Haar wilder, seine Augen stierer. Geheimnißvoll nähert er sich der Person, der dieser ganze Hokuspokus frommen soll. Er gebietet ihr vielleicht auch selbst zu tanzen, niederzuknieen, zu laufen, stehen zu bleiben, aus Leibeskräften zu schreien u. s. w. u. s. w. Solche und ähnliche fieberhafte Aufregungen sind, auch wenn sie nie in zuchtlose Auftritte ausliefen, auf Leib und Seele wohlthätig einzuwirken natürlich nicht geeignet. Mit Teufelsceremonien aber ist das ganze Leben der Singhalesen durchflochten und durchwachsen; Krankheiten besonders, deren Ursache nicht klar zu Tage liegt oder deren Entfernung auf dem gewöhnlichen Wege nicht gelingen will, treiben die Leute zu dem Yakadura mit seinem geheimnißvollen Hokuspokus.

Der Teufelsdienst lehnt sich auch in Ceylon an die Verehrung der brahmanischen Götter, besonders des furchtbaren und gefürchteten Kartikeja, des indischen Kriegsgottes, dessen Dienst vielleicht von den Tamul-Königen, als Kriegern, am meisten begünstigt wurde.[287] Wo der Teufelsdienst blühet, da blühet auch die Verehrung des Kartikeja, im Süden nämlich: hat doch dort eine ganze Provinz, Kattegram, von dem Gotte seinen Namen.

Hatte der Brahmanismus mit seinen greifbaren Göttergestalten nicht die Kraft, das vorgefundene Dämonen-Wesen auf dem indischen Festlande ganz zu überwinden, so wird es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir die Religion des Buddha mit ihren aschgrauen Philosophemen, die von der „allgemeinen Leere" anheben und bei dem „Verwehen der Seele" enden, über denselben handfesten Feind in Ceylon noch viel weniger obsiegen sehen.

Der Dämonendienst kommt mit seiner vorgespiegelten „Hülfe in jeder Noth," den allgemeinen Bedürfnissen des menschlichen Herzens scheinbar entgegen; so muß es denn der Buddhapriester, der nicht einmal einen „schlafenden Gott" im Himmel hat, geschehen lassen, daß

in Zeiten, wo die Noth an's Leben geht, seine geistlichen Kinder an den Altären der Hindugötter oder gradezu der Teufel Hülfe suchen.

Daß der ceylonische Buddhaismus im Grunde atheistisch ist,[238] wird Niemand, der von vorgefaßten Meinungen frei ist, noch ferner leugnen. Als vor einigen Jahren ein liebedienerischer Buddhapriester zu Gunsten Lord Torrington's, der bekanntlich bei dem letzten Aufstande (1848) einen damit verwickelten buddhistischen Geistlichen im Amts-Ornate hatte erschießen lassen, eine Vertrauens-Adresse zusammengebracht hatte, wurde dieselbe von andrer Seite her öffentlich abgelehnt und zwar mit dem ausdrücklichen Bemerken, man könne aus der Erwähnung eines „allmächtigen Gottes" darin die unbuddhistische Fassung[239] des Ganzen von selbst abnehmen, indem nach buddhistischer Ueberzeugung nur die eigne That aus einem frühern Dasein als naturnothwendige Folge unser Schicksal in diesem Leben bestimme. Diese Aeußerung ließe sich zwar allenfalls als bloße Leugnung einer lebendigen Vorsehung fassen; allein mehrere Missionare auf Ceylon, die mit buddhistischen Priestern genauer verkehrten, haben mir versichert, daß von diesen selten auch nur ein Versuch gemacht wurde, ihr atheistisches Nichts mit schönen Redensarten zu umnebeln.

Mit der Leugnung des Daseins Gottes steht die Leugnung einer ewigen Fortdauer des menschlichen Geistes in der innigsten Verbindung; ihr „Verwehen der Seele" (nirvana) ist ein Verwehen in das reine Nichts, während das Seelen-Verwehen der brahmanischen Vedantisten ein Verwehen in das wahre Sein zum Sinne hat.

Wo Alles aus dem Nichts entspringt und zu allerletzt in das Nichts verrinnt, da hat die Sittlichkeit selbstverständlich keinen wahren Halt. Gleichwohl ist im Buddhaismus Tugend das erste und das letzte Wort. Das ganze Tugendgeschwätz schrumpft aber, genau besehen, in die Maxime zusammen: Uebe nur Werke der Frömmigkeit an Buddha und an seinen Priestern, so trägt die Tugend Buddha's als Kahn die

ſchweren Steine deiner Sünden ſicher über den Strom des Verderbens; die Strafe kommt dann wenigſtens nicht in dem nächſten Zuſtande deines Seins, du müßteſt denn einen Vater, eine Mutter, einen Heiligen oder einen Buddha ermordet oder eine Spaltung in der Prieſterſchaft angerichtet haben.

„Tödten darfſt du nie; bereits Getödtetes eſſen aber magſt du immerhin.“[240] So halten's auch die ceyloneſiſchen Buddhiſten — unter denen es übrigens ſogar Fiſcher giebt — unbeirrt durch das ſtrenge Wort: „Was für eine Art von Entſagung übſt du denn, daß diejenigen, die dich füttern (die Fleiſcher nämlich), in Schuld fallen?“[241] Iſt doch, einer Sage zufolge, Buddha ſelbſt an einem guten Stück Schweinefleiſches geſtorben. Alſo auch die buddhiſtiſche Entſagungs-Theorie ſteht in Ceylon faſt nur auf dem Papiere.

Schon im 11. Jahrhundert ging bekanntlich eine Geſandtſchaft nach Siam, um reine Lehre zu holen; eine andre in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts brachte von dort wenigſtens die in Ceylon erloſchne prieſterliche Vollweihe zurück. Da aber der König von Kandy die Ertheilung derſelben nur an Velaler (S. 171) und die Vollziehung der damit verbundnen Feierlichkeiten nur in ſeiner Reſidenz verſtatten wollte, ſo wandten ſich, kurz vor Ablauf des letzten Jahrhunderts, Halbprieſter aus dem Stande der Tſchalier oder Zimmtſchäler im ſüdlichen Ceylon nach Amarapura in Birmah um die Vollweihe und erhielten ſie. Seitdem hat ſich die buddhiſtiſche Prieſterſchaft in zwei Heerlager geſchieden, die ſich aufs bitterſte befeinden und verketzern, das eine mehr im Süden, das andre mehr im Norden. Die Amarapura-Prieſter im Süden haben mit der brahmaniſchen Abgötterei ſowohl als mit dem Teufelsdienſte vollſtändig gebrochen. Als neue Emporkömmlinge auf eigne Hand übertreffen ſie an Fleiß, Gelehrſamkeit und Eifer die faulen Siam-Prieſter in ihren reich dotirten Klöſtern bei weitem. In der Provinz Saffragam hatten ſie bereits ſo

feſten Fuß gefaßt, daß man der Meinung war, es bedürfe nur einer gewiſſen Entſcheidung des Gerichtshofes in Sachen der Tempelgüter, um ſämmtliche Prieſter und Laien der Amarapura-Secte zuzuführen. Die Siam-Prieſter haben faſt alle Achtung in den Augen des Volkes verloren; die Nähe ihrer Tempel iſt in Bezug auf Ausſchweifung gradezu ſprüchwörtlich geworden. Daß die Amarapura-Secte zur prieſterlichen Vollweihe (Upaſampada) Leute aus allen Klaſſen und Ständen zuläßt, kann dieſe natürlich nur noch populärer machen. Ihr damaliger Oberprieſter, aus Dadalla in dem Diſtrict von Galle, hieß „Alankara Siriſumana Mabadhamma Raja Guru Ganachariaya.“ Ein Ohrausfüllender Name!

Daß die Siam-Prieſter vom Stolze der Kaſte nicht frei ſind, haben wir bereits geſehen; auch die „Häuptlinge halten die Kaſtenunterſchiede aus Gründen der Selbſtſucht ſowohl als des Aberglaubens aufrecht.“ Der Buddhaismus freilich verwirft die Kaſte und verkündigt die Gleichheit aller Menſchen; dennoch iſt „die Idee der Kaſte in den Anhängern deſſelben auf Ceylon feſt gewurzelt.“ Doch iſt es mehr der Stolz des Kaſtengeiſtes, als der Aberglaube der Kaſteneinrichtung, was auch dem ceyloneſiſchen Buddhiſten anklebt. Enthaltung von Zuſammeneſſen und Zwiſchenheirath trennt auch hier die Stände, namentlich im Innern Ceylons; es fehlt aber die Idee ceremonieller Befleckung. In den Küſtenſtrichen, wo europäiſcher Verkehr ſchon Jahrhunderte lang an den alten Schranken gerüttelt hat, iſt die Kaſte noch weit mehr auf das Maaß unſres Ständeunterſchiedes herabgeſunken.

Als im Jahre 1815 Kandy in die Hände der Engländer überging, erklärte der damalige Statthalter Brownrigg, wie es ſcheint, auf den Rath ängſtlicher Diplomaten: „Die Religion des Buddha, zu der ſich die Häuptlinge und Bewohner dieſer Provinzen bekennen, iſt unverletzlich; ihre Bräuche, Diener und gottesdienſtlichen Orte ſollen erhalten und geſchützt werden.“ Dieſes Verſprechen wurde mehr als ge-

halten; wir ſehen ein paar Jahre nachher die engliſche Regierung ſogar ihr chriſtliches Siegel drücken unter die Beſtallung eines buddhiſtiſchen Oberprieſters!! Daß ſie auch die Verwaltung der buddhiſtiſchen Tempelgüter über ſich nahm, kann uns danach nicht weiter befremden. Ueber dieſe Einmiſchung „welche die Religion Buddhas vor den Räubereien, der Verachtung und der Untreue ihrer eignen Bekenner ſicherte" jubelten die Prieſter Buddhas; ſie hätten „den heiligen Cirkel gern" noch „dichter" geſchloſſen geſehen. Brownrigg ſelbſt zwar hatte nach Dämpfung des blutigen Aufſtandes von 1818 die Gelegenheit wahrgenommen, ſeine und ſeines Volkes chriſtliche Ehre einigermaßen zu retten, indem er die anſtößige Klauſel des Vertrags von 1815 dahin milderte, daß „die buddhiſtiſche Religion die Rückſicht erfahren ſolle, die man ihr in frühern Zeiten erzeigt habe;" dennoch bedurfte es noch manches Schreis des öffentlichen Unwillens und manches fulminanten Schreibens von den Behörden in England, ehe man ſich aus der einmal eingenommnen falſchen Stellung ganz zurückzog, und noch im September 1851 hörte ich in Madras die „Ceylon Times" gegen die Regierung donnern, die, von einer kleinen Parthei ſinghaleſiſcher Häuptlinge und Prieſter bearbeitet, ihre Schritte der endlich aufgegebnen Stellung wieder zuzuwenden Miene mache, indem ſie die Empörung von 1848, die dem eigenmächtig unbeſonnenen Statthalter Lord Torrington Amt und Ehre gekoſtet, unter dem Geſichtspunkte eines Religionskrieges auffaſſen zu müſſen glaube.

Nur den Ariſtokraten und Hierarchen, denen „die Fabel" von Buddha die Kiſten und Kaſten füllt, läßt ſich ein eigentlicher Eifer um den väterlichen Aberglauben beimeſſen; die Buddhiſten gewöhnlichen Schlags ſind um ſo gleichgültiger, als die Portugieſen mit ihrem Lock- und danach die Holländer mit ihrem Lock- und Zwangs-Miſſionsſyſteme die buddhiſtiſche „Ueberzeugungstreue" in weiten Kreiſen gekirrt und gezähmt haben. Eine gewiſſe religiöſe Gleichgültigkeit

muß ja überhaupt einer Religion eigen ſein, die in allgemeine Moral ſo gut wie aufgeht.

Ich habe mich oft gewundert, den Buddhismus in Miſſionsberichten als ſo äußerſt zugänglich geſchildert zu ſehen. O ja, er iſt wol zugänglich, — wie der Friedhof zugänglich iſt. Der Miſſionar darf in jedes Buddhiſtenhaus gehen und alle Gefäße des Hauſes ſtehen ihm zu Gebote; da tritt keine Kaſte, kein ceremonielles Vorurtheil zwiſchen ein; er darf auch das Wort des Lebens reden, frei und ungehindert. Allein laß auch die lebensvollſten Töne über den Todtenacker hin erſchallen, — die Todten wachen nicht auf davon.

Das Brahmanenthum iſt allerdings minder zugänglich, aber bei weiten mehr anfaßbar, inſofern es eine größere Maſſe gegebner Wahrheiten, wenn auch in gräulichſter Verſtellung, in ſich birgt, die ſich als willkommne Anknüpfungspunkte von dem chriſtlichen Sendboten gebrauchen laſſen. An dem Herzen des brahmaniſchen Götzendieners mit ſeiner Scheingenüge prallen vielleicht die chriſtlichen Pfeile zuerſt ab; allein er wird ſich in der Regel leichter getroffen fühlen, und es wird ihm, wenn einmal der verwundende Widerhaken ſitzt, ſchwerer fallen ſich denſelben herauszuziehn; — es koſtet ihm eben ſein Herzblut. Der Buddhiſt dagegen, deſſen religiös-leeres Herz nichts zu verlieren hat, wird von vorn herein viel geduldiger zuhören; allein ihm fehlt im Allgemeinen zu ſehr die Lebendigkeit des Gewiſſens, als daß das vernommene Wort einen Stachel in ihm zurücklaſſen ſollte; er kann das ſchärfſte Schrift-Wort, ohne daß es ihn verwundet, viel länger und öfter hören.

Allein — ſo möchte etwa Jemand entgegnen — der Erfolg ſtraft deine Anſicht Lügen: das Miſſionary-Regiſter von 1854 weiß nur von 842 Abendmahlsgenoſſen in Verbindung mit den proteſtantiſchen Miſſionen unter den brahmaniſchen Tamulen im Norden Ceylons, während es die den proteſtantiſchen Miſſionen unter den buddhiſtiſchen

Singhaleſen zugehörigen Abendmahlsgenoſſen auf 2135 angiebt, — ohne jedoch zu ſagen, wie viele davon Europäer oder halbblütige Oſtindier ſind. Darauf erwiedre ich Folgendes:

Es giebt unter den 2135 Abendmahlsgenoſſen wohl nur ſehr wenige, die auf dem Wege der Miſſion zur chriſtlichen Taufe gelangten. Die holländiſche Regierung freilich hat zu ihrer Zeit ganze Schaaren von Buddhiſten zur Annahme der Taufe und zur Unterzeichnung ihrer Glaubensartikel bewogen. Das war aber eine Miſſion eigner Art. Sie hatte in der einen Hand das Evangelium und in der andern Regierungsſtellen oder dem Aehnliches. Dennoch ſollten die Miſſionare in Ceylon nicht ſo ſehr klagen, daß ihnen die holländiſche Regierung durch ihr unweiſes Verfahren den Weg verbaut habe. Gott hat Gutes aus dem Böſen hervorgebracht. Stammen doch faſt alle Ceyloneſen, die in den Miſſionsberichten von dorther als Mitglieder der verſchiednen Miſſionskirchen aufgeführt werden, aus jener holländiſchen Zeit. Es iſt wahr, die Meiſten jener Regierungschriſten, wie man ſie zu nennen pflegt, können ſich mit nicht viel mehr als mit ihrer Taufe und dem darin enthaltnen chriſtlichen Namen als Chriſten ausweiſen, und gar Viele tragen kein Bedenken, dem Buddhapriester ſowol, als dem Teufelspriester gelegentlich ihren Beitrag zu einem Opfer zu geben. Allein ſie haben doch einen Haken im Gewiſſen, bei dem ſie der Miſſionar faſſen kann, und der Widerſpruch, in dem ſie mit ſich ſelber ſtehen, iſt wenigſtens eine gute Handhabe. Faſt alle Singhaleſen, die in den Miſſionsberichten aus dem buddhiſtiſchen Ceylon als Mitglieder der verſchiednen Miſſionskirchen aufgeführt werden, waren früher „Regierungschriſten.“ So habe ich es bei allſeitiger Erkundigung allenthalben gefunden. Zur Steuer der Wahrheit muß ich hiebei noch bemerken, daß auch unter denjenigen Mitgliedern des ſogenannten Regierungschriſtenthums, die noch mit keiner proteſtantiſchen Miſſion in kirchengliedlicher Verbindung ſtehen, es immerhin Einzelne giebt, die

ſich aus religiöſen Grundſätzen der heidniſchen Religionsmengerei enthalten. Man darf überhaupt nicht meinen, als hätten die Holländer bloß getauft und ſich ſonſt um den chriſtlichen Unterricht ihrer Täuflinge und Bekehrten auch gar nicht bekümmert.

Von den oben erwähnten 2135 Abendmahlsgenoſſen kommen 516 auf die Baptiſten, die ſeit 1812 in Colombo und ſeit 1841 auch in Kandy wirken, und dieſe vertheilen ſich auf nicht minder als 118 Orte. 1416 gehören den Wesleyanern, die ſich im Jahre 1814 unter den Tamulen in Jaffna niederließen, und von dorther ſchon im Jahre 1819 die bedeutendſten Orte der buddhiſtiſchen Weſtküſte mit Schulen beſetzt hatten, ihr gegenwärtiges Hauptquartier der ſinghaleſiſchen Miſſion aber in Colombo haben.[242] Die übrigen 203 werden von den Anglikanern in Anſpruch genommen, die im Jahre 1818 Kandy, 1819 Baddagame (12 bis 13 engl. Meilen von Galle) und ſpäter auch Cotta (ſechs engl. Meilen von Colombo) beſetzten.[243]

Die umfänglichſte Thätigkeit im Schulfache entwickeln die Wesleyaner, die in 53 Schulen 2297 Schüler unterrichten; auf ſie folgen die Baptiſten, deren 43 Schulen 1217 Schüler zählen; zuletzt kommen die Anglikaner, die zwar 71 Schulen, aber nur 933 Schüler haben. Dafür aber erfreuen ſich die Letztern einer bedeutenden Bildungsanſtalt höhern Ranges.[244]

Auffallend ſtark ſtellt ſich das Miſſionsperſonal der Anglikaner dar: außer 9 europäiſchen 3 eingeborne Miſſionare, 18 Katecheten, 71 Gehülfen und 23 Gehülfinnen; zuſammen 124 Perſonen. Es iſt demnach ſehr wahrſcheinlich, daß ein gut Theil der 203 Communicanten irgendwie im Dienſte und im Solde der Miſſion oder der Miſſionare ſtehen werde. Am mäßigſten nimmt ſich das Perſonal der Wesleyaner aus: 16 Miſſionare (darunter 12 eingeb.), 7 Miſſionsgehülfen aus den Eingebornen und 10 Katecheten. Mitten inne an Umfang ſteht das Perſonal der Baptiſten: 3 Miſſionare, 11 eingeborne

Prediger und 39 Lehrer; dafern nicht etwa die Zahl der Lehrer bei den 53 Wesleyanischen Schulen, die in der vorstehenden Angabe offenbar nicht inbegriffen sind — wenigstens nicht vollständig — das Verhältniß ändert.

Am umfangreichsten ist die Wirksamkeit der Römischen, die bekanntlich schon seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts auf Ceylon arbeiten. Der tamulische Norden mit eingerechnet, mag sich die Zahl der Seelen, die zu ihrer Kirche gehören, auf mehr denn 200,000 belaufen; zählten sie doch bereits im Jahre 1717, wo obenein die heftigsten Stürme des niederländischen Fanatismus über sie hin sausten, an 70,000 Glieder, und Sir Emm. Tennent weiß von 116,000 (83,561 Singhalesen, 31,951 Tamulen und 1141 Europäern) unter 33 ordin. Priestern mit mehr als 500 Katecheten und Gehülfen.

Erst 1836 wurde Ceylon, das bis dahin zur Diöcöse Cochin gehörte, selbständig; etwa zehn Jahre später theilte man es in zwei Vicariate, das zu Jaffna und das zu Colombo. Das letztere soll vom August 1849 bis 1850 nicht minder als 282 Seelen aus dem Heidenthume und 1247 aus den „reformirten Religionen" in den Schooß der römischen Kirche aufgenommen haben. Das protestantische Publicum in Ceylon mißtrauete jedoch dieser Angabe, indem es „die falschen Zahlen in Bezug auf römische Schulen, die alljährlich in den Kalendern paradirten, nicht so bald vergessen konnte." Daß die 1247 Bekehrten aus „den reformirten Religionen" fast lauter sogenannte „Regierungschriften sind," braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Aus deren Reihen vornehmlich stärken seit 1806, wo die Engländer die holländischen Zwangsgesetze vollständig aufhoben, auch die Römischen ihre Reihen, und das gelingt ihnen bei dem sinnlichen Charakter ihres Gottesdienstes natürlich viel besser als den protestantischen Sendboten, die außerdem grundsätzlich Niemanden in ihre Gemeinschaft auf-

nehmen, von deſſen Herzensbekehrung ſie nicht menſchlicher Weiſe überzeugt ſind.

Der apoſtoliſche Vicar von Jaffna ſagt in einem Schreiben vom 8. Dec. 1852: „Den Predigern dieſer Religion ſtehen die mächtigſten Mittel zu Gebote, und doch kommen ſie zu Nichts: ein ſchlagender Beweis, daß es ihnen an der göttlichen Sendung und an der Gnade von oben fehlt.“[244] Auf dieſe Weiſe legen ſich die Römiſchen ihre Erfolge zurecht, die wir zum Theil ihrem opferfähigen Eifer mit Freuden zugute ſchreiben wollen, zum größten Theile aber ihrem ſinneberauſchenden Gottesdienſt, ihrer verderbten Lehre, und ihrer unevangeliſchen Anbequemung zurechnen müſſen.

Derſelbe kirchliche Würdenträger hatte ſich damals in einem öffentlichen Berichte bitter ausgelaſſen auch über das „Wohlleben der Frauen und Kinder proteſtantiſcher Sendboten.“ Ein anglikaniſcher Miſſionar zu Chundiculy hatte gegen das Ganze ſehr gut geſchrieben, die Verheirathung aber nur mit Berufung auf die Freiheit, die der Apoſtel Paulus für ſich in Anſpruch nimmt (1 Cor. 9, 5), zu rechtfertigen geſucht. Nun wir verlangen nicht, daß alle proteſtantiſchen Sendboten ehelos bleiben, ja wir können das nicht einmal wünſchen; aber Jammerſchade iſt es doch, daß es unter ihnen ſo gar Wenige giebt, die ſich „um der Noth willen“ jener von dem Heidenapoſtel beanſpruchten Freiheit mit demſelben Apoſtel begeben, und ſo „um des Himmelreiches willen“ das in vollkommen evangeliſcher Weiſe leiſten, was die katholiſchen Miſſionare meiſt nur in geſetzlicher Weiſe auf ſich nehmen.[245] Emmerſon Tennent hat in ſeinem Werke über das Chriſtenthum in Ceylon den römiſchen Chriſten ein beſſeres Lob gegeben, als den proteſtantiſchen, namentlich hervorhebend, daß ſich die erſteren mit dem Buddhaismus weit weniger behelligen als die letzteren. Hiezu muß ich jedoch bemerken, daß unter jenen „proteſtantiſchen Chriſten“ hirtenloſe „Regierungschriſten“ aus der holländiſchen Zeit zu verſtehen

ſind, nicht ſolche, die den proteſtantiſchen Miſſionsgemeinden gliedlich zugehören. Ich will den Römiſchen ihr ſeelſorgerliches Verdienſt um ihre Pflegebefohlenen nicht ſchmälern; das aber darf nicht außer Rechnung bleiben, daß für die Römiſchen ein Hauptreiz zur Theilnahme an den buddhiſtiſchen Ceremonien wegfällt — das ſinnliche Schaugepränge; das haben ſie ja im eignen Hauſe eher beſſer als ſchlechter.

In der Central-Schulcommiſſion,[246] deren Präſident der jedesmalige Colonial-Secretär iſt, war damals auch Biſchof Bravi, jenes „leuchtende Geſtirn", bei deſſen Erhebung zum apoſtoliſchen Vicariat von Colombo im Jahre 1849 die Römiſchen in ihrer naiven Beglückwünſchungsadreſſe ſich ſo freueten, wie „die Weiſen aus dem Morgenlande, da ſie den Stern ſahen."

Die Regierung unterſtützt nicht bloß die engliſchen Schulen der anglikaniſchen Miſſion in Jaffna jährlich mit 150 Pfund, die der wesleyaniſchen mit eben ſo viel und die der amerikaniſchen gar mit 200 Pfund; ſie unterhält auch ſelbſt eine Menge Bildungsanſtalten in Ceylon. Im Jahre 1849 wurden, nach Abzug des Schulgeldes, das etwa 931 Pfund betrug, ungefähr 6713 Pfund für die Zwecke des öffentlichen Unterrichts von ihr verausgabt. Die Zahl der Schulen belief ſich, — die von ihr unterſtützten Miſſionsſchulen in Jaffna eingerechnet — auf 76, die der Schüler auf 4951, wovon aber nur 3825 ordentlich kamen.

Die „Academie" zu Colombo iſt eine Art Gymnaſium. Ein Theil der Zöglinge, deren damals 26 waren, bildet ſich für das Rechtsfach, ein Theil für das kirchliche Amt vor. Die Erſtern müſſen ſpäter noch zu einem Juriſten in die Lehre, die Letztern in das „College" zu Calcutta.

Von den drei Centralſchulen zu Galle, Colombo und Kandy, deren Hauptzweck die Ausbildung für das Kaufmannsweſen iſt, war zu meiner Zeit die erſtere ganz und die letztere zeitweilig aufgehoben. Die zu Colombo zählte 62 Schüler.

In der nur von Chriſten beſuchten Normalſchule zu Colombo ſollten hauptſächlich Singhaleſen zu tüchtigen Lehrern an den Elementarſchulen gebildet werden, unter denen es — namentlich auf den Dörfern — auch ſolche giebt, wo nicht bloß mittelſt des Engliſchen, ſondern auch des Singhaleſiſchen unterrichtet wird. Dem mit der Wesleyaniſchen Miſſion verbundenen Dr. Keſſen war die Leitung der Central- und der Normalſchule zugleich übertragen.

Eben hatte ſich die von der europäiſchen Wiſſenſchaft angeleuchtete Jugend Colombo's zur Herausgabe eines halb belehrenden und halb unterhaltenden Magazins aufgerafft. Sogenannte „Burghers", d. i. mehr oder minder reinblutige Nachkommen der frühern europäiſchen Beherrſcher Ceylon's, ſtanden an der Spitze, und auch ächte Singhaleſen betheiligten ſich daran. Der Name des Blattes „Young Ceylon" klang wohl ſchlimmer als er gemeint war; denn die Politik hatte man vorſichtigerweiſe ausgeſchloſſen. Der Herausgeber des „Colombo Observer" — Baptiſt, Freikirchler und Verfechter einer freiſinnigen Politik, — kündigte jede Nummer dieſes in der That nicht übel geſchriebenen Magazins mit einem Trompetenſtoße an, beſonders die, welche auf ſeine vorherige Anregung das Freiwilligkeitsprincip in Bezug auf das Schulweſen zu vertreten ſuchte. Herr Elliot galt überhaupt als „Protector" der Eingebornen, gleichviel ob Halb- oder Vollblut; von ihm nahm das „junge Ceylon" allenfalls einen väterlichen Verweis hin. Dieſer blieb nicht aus, als der „Obſerver" in dem Verfaſſer eines Artikels der fünften Nummer einen Speichellecker zu erkennen glaubte, der das „Kuckuksgeſchrei" des alle „Burgher" tief verachtenden „Examiner" widerhallte.

Dem britiſchen Kaufmann lacht das Herz, daß die culturluſtigen Singhaleſen die Manufacturen von Mancheſter, Leeds, Sheffield und Birmingham bereits zu ſchätzen wiſſen, die höhern Stände aber ſogar nach den beſten Weinen ihr Auge erheben und auch dem engliſchen

Bier nebſt Schinken, Butter, Käſe, Lachs, Confect, Anchovies ꝛc. ꝛc. Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Seitdem die Engländer in's Land gekommen, hat der Reisverbrauch ſo zugenommen, daß Familien, die vor zwanzig bis dreißig Jahren etwa alle vierzehn Tage einmal Reis zu eſſen pflegten, ſich nun dieſen Luxus jede Woche ein paar Mal erlauben. Die europäiſchen Weſten und Jacken, Hemden und Hoſen, Hüte und Schuhe haben ſich ſeitdem auch um ein Bedeutendes vermehrt. Einer der wesleyaniſchen Miſſionare freuete ſich darüber mehr als billig; er meinte mit dem weſtlichen Kleide zögen die Leute „weſtliche Ideen" an.

Wir wollen über dieſen Punkt auch den Inſpector des Gefängniſſes in Colombo hören:

„Bei der Berechnung der Fortſchritte, welche das Verbrechen in Ceylon macht, ſollte man nicht vergeſſen, daß das Volk innerhalb der letzten paar Jahre in der Cultur weit vorgegangen. Es iſt eine anerkannte Thatſache, daß eine gewiſſe Art von Verbrechen in demſelben Maaße zunimmt, als in Folge der wachſenden Cultur neue Luxusmittel in die Geſellſchaft eingeführt werden..... Was zuerſt für Luxus galt, wird allmählig Bedürfniß .... und dieſes ſpornt entweder zu größerer Kraftanſtrengung .... oder es verleitet zu Unehrlichkeit, Betrug, Schwindel u. ſ. w. So bildet es dann die Grundlage zu jenen Plagen der menſchlichen Geſellſchaft, zu den „Verbrechen gegen das Eigenthum. Unſre Liſten zeigen, daß dieſe Art von Geſetzesbruch in Ceylon bedeutend vorwiegt."[247]

Der Singhaleſe iſt, als ein verzogenes Kind der liebevollſten und freigebigſten Natur, in der Regel unbeſchreiblich träge; er möchte von den Genüſſen der fremden Cultur wohl naſchen, kann ſich aber zur Erwerbung derſelben im Schweiße ſeines Angeſichtes nur ſchwer entſchließen. Ja wenn ihm der europäiſche Markt ſeine Gaben eben ſo ungezwungen in den Schooß ſchüttete, wie die Kokospalme, der Jack-

baum und der Kaffeestrauch vor seiner Hütte die ihrigen! So wird denn die europäische Cultur für Viele zu einem Fallstrick, und selbst wo sie die Betriebsamkeit steigert, mehrt sie selten das wahre Lebensglück: die „westlichen Ideen," besonders wenn sie sich auf „Madeira, Champagner, Porter, Ale" u. s. w. ausdehnen, kommen selten ohne westliche Untugenden, und wehe, wo diese mit den einheimischen Lastern sich vermählen!

Aufenthalt in Kandy.

Romantischer kann kaum eine Stadt liegen als die alte singhalesische Königsstadt in ihrem Felsenbecken, das ungefähr anderthalb Stunden lang und halb so breit ist. Amphitheatralisch umschließende Berge werfen ihre düstern Schatten in das Auge von Kandy, das so freundlich zu ihnen emporblickt, ich meine den vom letzten Könige gegrabnen See, dessen Rand von Häusern und Villen angenehm belebt wird.

Von einer der östlichen Höhen schweift das Auge über große wellenförmige Flächen, die, hie und da mit majestätischen Baumgruppen besetzt, beinah den „Eindruck eines englischen Parks in riesigem Maaße machen." Leider fehlen die belebenden Spuren des Menschen in diesem großen Naturparke; man sieht weder Anbau, noch Wohnungen; melancholisch wälzt die Mahavali-Ganga über Klippen und Untiefen ihre Schiff- und Bootlosen Fluthen. Im Hintergrunde erhebt sich eine wildzerrißne Bergreihe, aus welcher der dunkle Kegel des Honasgiri 4980 Fuß hoch emporstrebt.

Der Weg um den See iſt der beliebteſte Spaziergang; dort tummelt ſich die europäiſche Welt allabendlich zu Roß und zu Wagen. Die kleine Inſel im See dient nichts weniger als romantiſchen Zwecken; ſonſt eine Art Sansſouci für den König, trägt ſie jetzt das Pulvermagazin; dicht am Rande des Sees aber ladet ein nettes Bibliothekgebäude zu unterhaltender und belehrender Lectüre. Ganz in der Nähe öffnen zwei europäiſche Gaſthäuſer ihre Hallen, das eine vornehmlich den Beamten, das andre den Pflanzern, meiſt „ſchottiſchen Leuten.“ Auch auf Ceylon hat die ſchöne Redensart einige Geltung: „So und ſo viel engliſche Herren, ſo und ſo viel ſchottiſche Leute, ſo und ſo viel iriſche Burſchen (fellows), und ein Pack Ausländer.“

Mit einem der ſchottiſchen Pflanzer wurden wir bald auf das innigſte bekannt; die liebliche Frau des liebenswürdigen Mannes hatte die einleitenden Schritte dazu gethan. Er war einer der erſten Europäer, die den Kaffee-Bau in Ceylon verſuchten und iſt nun einer der wenigen britiſchen Beſitzer, die an Ort und Stelle leben. Beide, Mann und Frau, nehmen an Allem, was ſich auf die Ausbreitung des Reiches Gottes bezieht, den herzinnigſten Antheil.

Auch in einer engliſchen Dame fand meine Frau eine freundliche Geſellſchafterin. Die Regierung hatte ihr eine engliſche Schule für ſinghaleſiſche Mädchen übergeben. Sie zahlte ihr 200 Pf. jährlichen Gehaltes. Damit konnte ſie ſich recht wohl Wagen und Pferde halten. Das kam dann auch meiner armen Frau zugute. Unſre Ochslein durften ja, trotzdem daß man ihre ſchneeige Weiße, ihre edle Geſtalt und ihre ſchwunghaften Hörner bewunderte, auf den Tummelplätzen der ſchönen Welt nun und nimmer erſcheinen, und eine Dame zu Fuße — „the very idea!“ (der bloße Gedanke!) würden die Engländer ſagen.

Mit dem anglikaniſchen Miſſionar daſelbſt, Herrn Oakley, wurden wir minder bekannt. Dieſer bewohnte damals einen beiſeit und doch nahe gelegnen Hügel, den die Regierung der Miſſion geſchenkt hatte.

Ringsum die üppigſte Natur! Ein mächtiger Brotfruchtbaum beſchattete die ſehr behagliche Verandah des durch und durch wohnlichen Hauſes. Ein romantiſcher Aufenthalt!

Erſt in neueſter Zeit hat die anglikaniſche Miſſion von da aus auch unter den reinen Kandyern, die faſt alle auf dem Lande zu ſuchen ſind, einigermaßen Fuß gefaßt; der Bericht von 1853 ſpricht von der erſten kandyſchen Frau, die wahrſcheinlich je in die anglikaniſche Kirche getreten. Das meiſt von rein-kandyſchen Palankinträgern bewohnte Dorf Ratmewela, 4 Stunden von Kandy, nennen die neueſten anglikaniſchen Berichte den intereſſanteſten Außenpoſten.

Ich war eines Sonntags in der Miſſions-Kirche auf dem vorerwähnten Hügel. Der eingeborne Gehülfe verſah den liturgiſchen Dienſt, ein Küſter gab die Lieder an, und der Miſſionar las ſeine ſinghaleſiſche Predigt. Alles gut anglikaniſch. Die Zuhörerſchaft beſtand aus zehn bis funfzehn Koſtſchülerinnen, deren jede der Miſſion jährlich neun Pfund koſtete, und aus mehren Erwachsnen, deren Zahl nicht eben groß war, indem ſelbſt das Miſſ.-Regiſter von 1854 erſt von 35 Communicanten weiß.

Unter dieſen Kirchgängern zeigte ſich die „europäiſche Cultur" auf ihrem Gipfel. Einige waren in voller europäiſcher Gala; Andre hatten daneben den ſinghaleſiſchen „Unterrock" beibehalten; faſt alle aber trugen die allerſteifeſten „Vatermörder." Ich kam mir gegen dieſe vollendeten Europäer ordentlich ſinghaleſiſch vor, und als ich zwei jener bevatermörderten Singhaleſen in ihre eleganten europäiſchen Kutſchen ſchlüpfen ſah, wie war mir denn da — mir „Mann mit dem tamuliſchen Ochſenwagen?"

Die Tracht der Frauen, obſchon auch nicht ohne europäiſchen Einfluß, war wenigſtens geſchmackvoll; ein ſeidner Rock, braun und gelb gewirkt, eine feine weiße Jacke nach altdeutſchem Schnitte mit Manſchetten, an Hals und Händen Schnüre von Perlen und Steine, in

dem üppigen Haar brillante Kämme von Schildpatt, Pfeile und Nadeln von Gold und Silber. Meine Frau hielt dieſe Tracht für die ſchönſte, die ſie je geſehen.

Bei dem anglikaniſchen Miſſionar lernte ich auch den anglikaniſchen Caplan kennen, — einen Deutſchen von Hauſe aus, und der auch Deutſch konnte, obgleich er ſeine theologiſche Bildung in England empfangen hatte. Er bewohnte damals eine Höhe, deren Name „Fairyland" zwar durchaus nicht romantiſch gemeint iſt, (die Kaffeepflanzung, die einen Theil des Abhangs bedeckt, gehörte früher einem gewiſſen Fairy), eine romantiſche Ausdeutung („Feenland") aber ſehr wohl zuläßt. Während wir langſam hinanritten, hatten wir einen herrlichen Blick auf Kandy, das, auch wie ein Feenland, aus dem Morgennebel-Meere emportauchte. In weniger als zwei Stunden waren wir bei dem Wohnhauſe angekommen. Auf der eigentlichen Höhe, noch etwas weiter hinauf, etwa 1000 Fuß über Kandy, eröffnete ſich uns eine prachtvolle Ausſicht, auch in die Berge von Kurnegalle und Matele. Der Tag, den wir bei Herrn Vandadelſen zubrachten, verfloß, wie wenige auf unſrer Reiſe, ſo gar „ſpiegelrein und eben." Die Höhe von Fairyland war aber auch eine wahrhaft „olympiſche."

Herr Vandadelſen, früher Miſſionar, genoß als Seelſorger der Anglikaner eines allgemeinen Vertrauens, zu dem ſelbſt der Herausgeber des „Colombo Observer," der unerbittliche Kritiker des ganzen „Church Establishment" das biſchöfliche Haupt nicht ausgenommen, ſeinen Beitrag gab. Der anglikaniſchen Kirche in Kandy, worin er allſonntäglich predigte, ſieht man keine „Knauſerei einer kaufmänniſchen Regierung" an, wie das ſo oft auf dem indiſchen Feſtlande der Fall iſt. Auf der Stelle, auf welcher ſie ſich erhebt, erhob ſich ſonſt ein heiliger Buddha-Baum (Bogaha) neben altem Gemäuer. Die Eingebornen hatten nichts dagegen, daß er der chriſtlichen Kirche Platz machte.

In dem ſinghaleſiſchen Miſſionsgehülfen, den ich in der engliſchen

Miſſionskirche die Liturgie hatte leſen hören, fand ich, trotz europäiſchem Rock und europäiſcher Mütze, bei näherer Bekanntſchaft einen recht verſtändigen Mann. Auch ihm ſchien die Hoffnung gewiſſer Engländer, ganz Ceylon werde bald engliſch reden, eine große Thorheit; auch er nannte die Heiden, die engliſch lernen und doch nicht Chriſten werden, gewaltig aufgeblaſen. Er machte mir überhaupt manche intereſſante Mittheilung. An der Küſte, ſagte er, ſeien faſt alle Buddhiſten getauft, und ſelbſt unter den Buddha- und Teufelspriеſtern fänden ſich Leute, die es ſich durchaus nicht nehmen ließen, die überkommene Ehre der Taufe auf ihre Kinder zu vererben.

Einen minder günſtigen Eindruck machte mir der Hülfsmiſſionar der Baptiſten, die damals keinen europäiſchen Arbeiter in Kandy hatten, ein Tamule aus Jaffna. Der Mann, ein wahrer Rieſe, trug über dem weißen Gewande einen langen weißen Shawl; elegante „Vatermörder" ſteiften ihm den Hals, und das bunte Kopftuch hatte er ſo gewunden, daß es zwei Hörner bildete. Er konnte nur von vierzehn Getauften reden, gab jedoch nicht undeutlich zu verſtehen, daß die anglikaniſche Miſſion gelegentlich auch aus dem Baptiſtiſchen Netze fiſche. Seine Geſellſchaft hatte damals eine Schule in der Nähe von Kandy unter jenen Ausgeſtoßnen, die früher das Scharfrichteramt verſahen. Ein verworfenes Geſchlecht! Die erſte Schule, die man zu ihrem Beſten eingerichtet, ſteckten ſie in Brand.

Mein tamuliſcher Baptiſt machte eine höchſt bedenkliche Miene, daß Vandadelſen für ſeine Kirche gemalte Fenſterſcheiben aus London mitgebracht hatte. Der gute Mann fürchtete nun, daß die Römiſchen ihren Bilderdienſt damit beſchönigen würden. Er hielt wohl den anglikaniſchen Geiſtlichen gradezu für einen halben Römling. Deſſen Vorgänger war leider zur römiſchen Kirche übergetreten und zwar „mit Eclat."

Nun wird es Zeit, daß ich den Leſer zu dem berühmten Dalada

Malagawa „dem Palaſte des Zahnes" führe, d. i. dem Tempel, wo man jenen „Zahn Buddha's" aufbewahrt, den die britiſche Regierung im April 1815 unter den glänzendſten Feierlichkeiten der heiligen Stätte wiedergab. Ueber eine Zugbrücke trittſt du durch ein räumiges Thorweg ein. Dein Blick wendet ſich zuerſt einem ſechseckigen Thurme zu. Ein von den ſchauerlichſten Erinnerungen umſchwebtes Gebäude! Von dem oberſten Stockwerk deſſelben — einer offnen Gallerie — hoch über dem Bereich eines feindlichen Angriffs auf ſeine geheiligte Perſon, — ſah „der ceyloneſiſche Caligula*" den raffinirteſten Menſchenquälereien zu. Er ließ die armen Opfer auf Pfähle ſpießen, ihnen ſiedendes Blei in den Mund gießen oder auch das Fleiſch mit heißen Zangen Stück für Stück vom Leibe zwicken; ja die Frau ſeines erſten Miniſters, die ihn erzürnt hatte, mußte die Köpfe ihrer ſieben Kinder, eines nach dem andern, in einem Mörſer ſtoßen. Aehnliche Martern ſieht man in der Verandah des äußern Tempels abgebildet, an deſſen Ecke, rechts vom Beſchauer, der Thurm, grauſiger als der „Hungerthurm" zu Piſa, liegt.

In dem obern Stock des innern Tempels logirt, ſechsfach eingehäuſt, der heilige Zahn. Offenbar von Elfenbein gebildet, ſoll er dem äußerſten Ende eines Elephanten-, nach Andern eines Eberhorns ähneln. Alſo wahrſcheinlich aus jener glorreichen Zeit, wo Buddha, der den Schmerz alles Lebens als den ſeinen fühlt, „Löwe, Jackal, Tiger" u. ſ. w. wurde, „um allenthalben Recht und Ordnung aufzurichten." [248]

Gleich am äußerſten Eingange, — und das iſt auch bei andern buddhiſtiſchen Tempeln der Fall, — liegen Steine mit einer Art Roſe in der Mitte und mit Blumengewinden ringsum. Die in Stein und Holz geſchnittnen Figuren, die, meiſt feierliche Umzüge darſtellend, Wände und Pfeiler allenthalben zieren, ſind überhaupt das Schönſte,

* Starb vor etwa 23 Jahren als Staatsgefangner in Madras.

was an dem jämmerlich zuſammengeknäuelten „Palaſt des Zahnes“ zu ſehen iſt: die „edle Treppenflucht, die luftigen Bogen und die impoſanten Colonnaden“ können ſich der Raumverhältniſſe wegen nicht recht geltend machen.

Erſt nachdem wir uns von der Regierung einen Erlaubnißſchein verſchafft hatten, öffneten ſich uns die maſſiven Thüren des eigentlichen Heiligthums mit ihren ehernen Schranken. Faſt hätten uns die ſtark duftenden Blumen an dem mit gewaltigen Elephantenhauern verzierten innern Zugange, wo wir zu warten hatten, unverrichteter Sache hinweggetrieben. Auch wir bewunderten das äußere Gehäuſe des Zahn's, — das, faſt wie eine Glocke mit Griff, ein Dhagop im Kleinen — von Edelſteinen und Goldketten bedeckt, auf einem Tiſch mit ſilberner Platte ſteht. Ein an einer Goldkette aufgehängter Vogel von Rubinen, blauen Sapphiren, Emeralden, Katzenaugen u. ſ. w. zog beſonders unſre Blicke auf ſich. Die Fülle der Edelſteine verbirgt das Gold, darin ſie gefaßt ſind.

In einem andern Gemache des Tempelgebäudes ſahen wir an der Wand einen alten ſinghaleſiſchen Radjah im königlichen Ornat, und ihm zur Linken einen buddhiſtiſchen Kirchenfürſten mit einem Schirme. Ein Hindugötze, — Kriſchna oder Viſchnu — ſtand dem heiligen Manne harmlos zur Seite. Man zeigte uns auch einen ſiameſiſchen Buddha, den ein längliches Geſicht von dem ceyloneſiſchen mit rundlichen Wangen auszeichnet.

Dicht bei dem Tempel liegen die Gebäude des früheren Palaſtes. Der Thronſaal iſt in einen Gerichtshof umgewandelt. Er wurde eine Zeit lang auch als Kapelle von den Engländern benutzt. Eine mittendurch hinlaufende Doppelreihe von Pfeilern und Bogen (wenn ich nicht irre, aus dem Mahagony-ähnlichen Kalamanderholz) mit künſtlichem Schnitzwerk gab ihm faſt das ſchöne Anſehn einer Kirche. An die Stelle des Thrones hatte man ein Pult geſetzt. Wo ſonſt der König

hauſte, wohnt jetzt der britiſche Regierungsagent, — damals Mr. Buller. Wie ſich die Zeiten geändert haben!

Daß in Kandy, welches jetzt faſt nur von Singhaleſen aus den Seeprovinzen, von Muhamedanern und Tamulen bewohnt, von den reinen Kandyern aber gemieden wird, ſich Niemand mehr um die alten „Löwen-Könige" beſonders kümmert, verkündete uns laut genug der ſtille Ort, wo ihre Gebeine ruhen. Von den fünf bis ſechs Dhagop-ähnlichen Monumenten fanden wir nur eins noch ziemlich erhalten, von den andern konnten wir kaum die Form erkennen. Um eines derſelben hatten ſich die Wurzeln eines Buddhabaumes ſo eingewühlt, daß erſt nach längerer Unterſuchung der wahre Beſtand zu Tage kam. Eine Treppe führte uns von dieſem melancholiſchen Orte aufwärts zu einem Tempelchen, der nichts für ſich hat als ſeine maleriſche Lage.

Einen ſehr beſuchten Buddha-Tempel ſahen wir im Dumbera-Thale, unfern Kandy, ſeitwärts von der Straße nach Kondiſalle. In anmuthige Schatten gehüllt, ſieht er in das ſchöne Thal hinab: im Hintergrunde der Honasgiri (4980 Fuß) und die „Knuckles" (6128), wo damals ein Weſtphale Kaffee baute. Eine Hindugottheit hält die Hut an dem Eingang des Tempels, in welchem ein coloſſaler Buddha mit rothem Ueberwurfe aufgeſtellt iſt. Auch hier verbreiteten Blumenopfer — darunter die Baumwoll- und die Schuh-Blume — betäubende Düfte. Wir fanden Decke und Wände bemalt: Buddha's, Buddhaheilige, Könige, Flüſſe mit Fiſchen u. ſ. w. Am merkwürdigſten war mir das Bild eines Wagens, deſſen Rad der vornaufſtehende Fuhrmann mit einer Stange treibt.

In dem botaniſchen Garten zu Paradinia, der ſich keiner beſondern Pflege zu erfreuen ſchien, ſahen wir mehrere für uns neue Gewächſe. Am meiſten intereſſirte uns der Muscatnußbaum mit ſeinen kleinen gelben Blüthen und Früchten von dem Ausſehen und von der

Größe einer Aprikoſe. Ein wunderſchönes Roth zeigt die Blume, die um die Nuß ſitzt.

Der prächtigſte Spazierweg zu Kandy iſt „Lady Hortons walk.“ Einen Berg in halber Höhe umkreiſend, gewährt er eine koſtbare Ausſicht erſt auf die Dumbera-Berge und ſpäter auf Kandy ſelbſt. In dem Garten, der das „Pavillon“ des Statthalters umſchließt, nimmt er ſeinen Anfang und findet dort auch ſein Ende.

Der damalige Statthalter war Sir G. Anderſon, ein Schotte, früher Statthalter von Mauritius. Er nahm mich ſehr huldvoll auf und behielt mich gleich zum Familienfrühſtück bei ſich. Den Gegenſtand unſres Geſpräches bildete das neue Werk von Emmerſon Tennent über das Chriſtenthum in Ceylon, das ich auf ſeinem Tiſche vorfand. Sir G. Anderſon war der erſte Europäer auf Ceylon, den ich gegen die in jenem Werke noch immer nicht entſchieden zurückgewieſene Annahme von einem höhern Alter des Buddhaismus als des Brahmanismus nur irgend einen Zweifel äußern hörte.

Ich fand, daß ſelbſt einer der weslehaniſchen Miſſionare, der dort für den tüchtigſten Kenner des Buddhaismus gilt, ſich in dieſer Beziehung auf die Schriften der Buddhiſten berief, worin ausdrücklich erklärt wird, daß Sakja Muni bloß ein verfallenes Syſtem wieder aufgerichtet habe. Nun ja, der Urkeim, aus welchem ſich der Buddhaismus, dieſer Todfeind alles „Gegebnen“ entwickelt hat, iſt viel älter als der Brahmanismus; er iſt uralt. Den erſten Anſatz zu allen Zweifelſyſtemen finden wir ſchon 1 Moſis 3, 1. In dieſem Sinne hatte Sakja Muni vollkommen Recht, wenn er ſich für einen bloßen „Wiederentdecker“ erklärte, denn obſchon ſeine Angriffe zunächſt auf das brahmaniſche Heidenthum zielten, ſo berührten ſie doch jene Urelemente allgemeiner religiöſer Wahrheit mit, die Römer 1, 19. 20. und 2, 15. zu dem „Gegebnen“ gerechnet ſind. Ein Urſtoff oder ein Urgeiſt? das war die große Frage, die ſchon lange vorher die Geiſter der ariſchen

Indier in Anſpruch genommen hatte. Sie war in der brahmaniſchen Gotteslehre zu Gunſten des letzten Gliedes bereits ſo gut wie beantwortet. Sakja Muni erklärte ſich wieder für einen Urſtoff und ſtrich damit in ſeiner Glaubenslehre den Begriff „Gott", und in ſeiner Sittenlehre den Begriff „Gewiſſen" gar aus.

Lord Torrington kam in der erſten Hälfte von 1847 nach Ceylon. Am 26. Juli wurde ein angeblicher Nachfolger der alten Kandy-Könige im Tempel zu Dambul gekrönt. Lord Torrington ließ Truppen aus Madras holen. 18 der Gefangnen wurden durch Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, darunter auch ein Prieſter in vollem Ornat. Das Gerücht nannte den letztern unſchuldig; er habe zwar mit dem „König" in Verbindung geſtanden, ſei aber nicht ſein Anhänger geweſen. Es ſcheint, Lord T. war von zweideutigen Freunden umgeben, die ſich freuten, wenn er ſich als Statthalter unmöglich machte. So viel iſt ganz gewiß: Der Colonialſecretär hatte früher Hoffnung auf die Statthalterſtelle gehabt, ſeine politiſche Parthei hatte ihn aber nicht durchgebracht; zweideutig iſt das Benehmen deſſelben, bei ſeiner Rückkehr nach England, jedenfalls geweſen. (Siehe auch Ausl. 1853, Nr. 37).

Wir durften während unſres ſechswöchentlichen Aufenthaltes in Kandy einer ſehr intereſſanten Feierlichkeit beiwohnen. Die Königin Victoria nämlich hatte eben einen hohen Orden für Sir Anderſon überſchickt, wie man meinte, aus politiſchen Gründen, denn das Anſehen des Statthalters war in der öffentlichen Meinung ſehr geſunken. Ließ doch der Colombo Obſerver den unmittelbaren Vorgänger von Sir Anderſon, den unglücklichen Lord Torrington, mit einem „Geheul des öffentlichen Unwillens" von dem Eilande ſcheiden; ſeinem eben nicht edlen Witzworte zufolge hatten die Burgher's gegen das Anſinnen, einen Strick für den Gouverneur zu kaufen, als zu koſtſpielig feierlich proteſtirt. An dem Tage, wo der Oberrichter,

Sir Oliphant, dem neuen Statthalter den Orden im Namen der Königin umhängen ſollte, wollten die Zuzüge der benachbarten Häuptlinge an der Spitze ihrer Leute gar kein Ende nehmen. Vornweg ſchritt ſtets ein Trupp von Spielleuten, Tänzern und Sängern, hinterher ein Trupp von Fahnenträgern. Es läßt ſich ſchwer ſagen, was daran das Poſſirlichſte war; die Fahnen beſtanden zum Theil in alten Taſchen- oder Halstüchern. Nur die Häuptlinge nahmen ſich wahrhaft ſtattlich aus. In weißem bauſchigem Gewande, mit einem gürtenden Goldreifen und großem altdeutſchen Kragen, auf dem Haupte ein viereckiges Barett, etwa mit Goldblumen auf weißem Grunde, — ſo ſtolzirten ſie einher auf ihren geputzten Elephanten.

Durch Ehrenpforten aus Kokos- und Bananenzweigen gelangten wir unter quetſchendem Gedränge in den Saal, wo die Feierlichkeit vor ſich gehen ſollte. Der Aide de camp nahm meine Frau an den Arm und ſtellte ſie Lady Anderſon vor, die in einfacher aber geſchmackvoller Kleidung zur rechten Seite einer mit Guirlanden verzierten Tribune ſaß. Am Stuhle der Königin ſtand links der Regierungsagent, und rechts der anglikaniſche Biſchof. Die linke Seite des Saales nahmen die Häuptlinge, die rechte die Muteliars ein; weiter unten ſtanden die Europäer. Endlich donnerten die Kanonen; man blies mit aller Macht das engliſche Nationallied „God save the queen!“ An der Spitze der Proceſſion erſchien Sir Oliphant in rothem Mantel mit weißer Schärpe und Böffchen, — eine überaus poſſirliche Erſcheinung in dieſer alterthümlichen Tracht — und nahm als Stellvertreter der Königin von dem Stuhle derſelben Beſitz. Alles erhob ſich wie vor der gegenwärtigen Majeſtät. Ein Beamter verlas den Auftrag der Königin und Sir Oliphant hielt eine kurze Lobrede auf Sir Anderſon; es war als ob ſein neckiſcher Anzug zu jedem Worte gelacht hätte. Der gute Mann ſah aber gar ernſt aus — und der Statthalter auch. Der knieete nieder, als ihm der zugedachte Or-

den an einem rothen Bande umgehängt wurde und ſchob ſich rückwärts hinaus, immer und immer wieder gegen den Stellvertreter der Königin ſich tief verneigend. Nachher paradirten noch die Elephanten der Häuptlinge, kleine und große, in feſtlichſter Gala.

Reiſe nach Dambul.

Unmöglich konnte ich Kandy verlaſſen, ohne die berühmten Felſentempel von Dambul geſehen zu haben. Eine Vergleichung derſelben mit den Felſentempeln zu Salſette war dabei mein Hauptintereſſe.

Am 17. Februar Nachmittags 4 Uhr 1851 verließ ich in meinem Ochſenwagen die alte Hauptſtadt der Kandy-Könige. Ein enges, aber lieblich bebautes Thal führt im Angeſichte des Honasgiri, auf deſſen Abhängen zur Zeit der Kaffeeernte an 1500 Kulis beſchäftigt werden, innerhalb einer Stunde an die Fähre über die Mahavali-Ganga. Ich fand den Fluß ſo ſeicht, daß die Schiffer, im Waſſer ſtehend, die Fähre ſchieben mußten.

Die Straße windet ſich nun in einem zuerſt ziemlich unintereſſanten Thale allmählig aufwärts; Bazar- und Fuhrleute, und hie und da europäiſche Pflanzer zu Pferd mit langen Stiefeln und tuchumwundenem Hute belebten ſie. Bald gewinnt auch die Natur wieder ihre ceyloneſiſche Schönheit. Die Berge zur Linken treten dicht heran und bilden oft jähe Tiefen voll ſaftigen Grüns und ſilberner Bächlein. Den Weg ſelbſt ſäumen Kokos-, Bananen- und Jackbäume. Die Häufigkeit des Talipots — der höchſten Palmenart — mit ſeinen fünf-

zehn Fuß breiten fächerförmigen Blättern an langen Stielen, giebt der Landſchaft ihr eigenthümliches Gepräge.

Es dämmerte ſchon, als ich die Höhe des Paſſes von Ballakadave (9—10 engl. Meilen von Kandy) erreichte. Von dort ſchlängelt ſich der Weg zwei Stunden lang nach dem 700 Fuß tiefer gelegenen Matele hinunter. Blühende Kaffeepflanzungen und dazu gehörige Gebäude auf den Hügeln umher mildern die Wildheit der Berge. An ſiebzig europäiſche Beſitzungen zählt dieſer Diſtrikt, der ſeinen Namen bald von den Dumberabergen, an denen hin er ſich ſtreckt, bald von dem benachbarten Matele empfängt. Die beiden Sammelpunkte der dortigen Kaffeeplantagen, auf denen zur Zeit der Ernte an 20,000 Kulis beſchäftigt werden, ſind Relugas und Dotalagala.

Zwei lange Häuſerreihen durchziehen das freie, offne, luftige Thal von Matele mit einem Bezirksgerichtshofe. Ich fand dort in Folge der vielen benachbarten Pflanzungen das regſte Leben: allenthalben Schlafende und Singende, Kochende und Eſſende, Spielende und Schwätzende in größern oder kleinern Gruppen.

Nachdem ich in Matele ein paar Stunden der Nacht im Wagen verbracht hatte, ließ ich wieder anſpannen. Bald merkte ich mit Schrecken, daß die Kaffeepflanzungen und damit auch die guten Straßen ein Ende hatten. Ausgewaſchne Stellen und mächtige Steine ſchüttelten abwechſelnd den Wagen ſo, daß ich jeden Augenblick fürchtete, er würde nun zerſchellen, nachdem ſchon mehrere Fenſterſcheiben zerklirrt waren. Die aufgehende Sonne zeigte mir tiefe Waldwildniß zu beiden Seiten der Straße. Schlingpflanzen mit rothen und weißen Prachtblüthen in dem dichten Grün erfreuten das Auge, zwitſchernde Waldvögel das Ohr, bunte Schmetterlinge, über den Weg gaukelnd, die Phantaſie. Nur die Naſe war nicht zufrieden: zu ſtark duftete die Blüthe der Schlingpflanze und die geſammte üppige Pflanzenwelt.

In dem Raſthauſe zu Nalande (30 engl. Meilen von Kandy), wo

ich gegen 9 Uhr anlangte, fand ich einen Irländer, der in rothtuchenem Ueberwurf auf ſtattlichem Pferde mich und meinen Ochſenwagen ſchon unterwegs gemuſtert hatte. Er war mit allen Arten von käuflichen Waſſern, Bieren und Weinen reichlich verſehen, und da die Kunde, daß ein längſt erwarteter Trupp Pferde zum Verkauf über Rameſſeram, Manar, Aripo und Anarajapuram endlich im Anzuge ſei, die iriſche gute Laune noch um viele Procent erhöht hatte, ſo fiel auch für den armen Deutſchen im Ochſenwagen etwas von den koſtbaren Erquickungen ab.

Ich erſchrak nicht wenig, als mir von allen Seiten verſichert wurde, daß eine Weiterreiſe zu Wagen rein unmöglich ſei, und mein Irländer entſetzte ſich, daß ich nun die Reiſe zu Fuß vollenden wollte. Leider war in dem ganzen Orte Niemand aufzutreiben, der uns die allerunentbehrlichſten Sachen tragen wollte; der Singhaleſe, dem die liebe Natur das Nöthige faſt in den Schooß ſchüttet, giebt ſich zu derlei Dienſtleiſtungen ſelten her. So entſchloß ich mich denn kurz und gut, mit einer Flaſche Bier und einer geflochtnen Matte die noch übrigen 15 Meilen allein zu ziehen. Das ging dem gutmüthigen Irländer an's Herz. Er ſchaffte Rath, indem er mir einen ſeiner tamuliſchen Kulis mitgab. Die Elephantenfurcht deſſelben lachte er hinweg, und ich half mit einem blanken Rupi nach. Fügen mußte ich mich jedoch in die unangenehme Bedingung, nicht zu reiſen während der Zeit, die ſonſt „keines Menſchen", in Indien aber wohl des europäiſchen Wanderers „Freund" iſt. So brachen wir denn, noch in voller Hitze, gleich nach 2 Uhr auf.

Faſt wurde mir das Geſicht zu lang und der Muth zu kurz, als ſich bald hinter Nalande Flüſſe und Sümpfe in den Weg legten. Da ein böſer Morgennebel meine gewöhnliche Unpäßlichkeit wieder aufgewühlt hatte, ſo trug ich meine Füße zu entblößen Bedenken; ich verſuchte daher, mich auf hingelegten Steinen hinüberzubalanciren. Das erſte Mal gings; das zweite Mal rutſchte ich ab. Da half nichts, —

die Stiefeln mußten von nun an jedesmal herunter. Einmal führte eine ganz dünne Stange über einen knietiefen Moraſt. Fein den Mund danach haltend, ſchwankt' ich glücklich hinüber. Ein andermal mußt' ich an einer Springſtange über einen „der ſtygiſchen Sümpfe" ſchweben, der mir die Weiterreiſe durchaus wehren wollte.

Trotzdem war der Weg ſo intereſſant, daß ich mich zuweilen von Entzücken durchrieſelt fühlte. Einmal umfing mich eine wahre Waldnacht; der Bäche aber, die kaum geſehen durchhin rauſchten, konnte ich mich nicht von Herzen freuen; wußte ich doch daß ſie mit heilloſen Miasmen ſchwanger gehen. Davon ſchienen die Vögel nichts zu wiſſen; ſie jubelten durch die grüne Nacht hin.

Etwa auf der Mitte zwiſchen Liandura (7 bis 8 Meil. von Nalande) und Dambul (7 bis 8 Meil. von Liandura) lief uns das letzte Flüßchen über den Weg. Aus tief überhangenden Laubgewölben brach es hervor, und der glühende Durſt ließ mich auf einen Augenblick die ſtygiſche Natur deſſelben vergeſſen. Ich trank, ſchrak aber ſchon nach dem erſten Schlucke zuſammen. Das Waſſer hatte einen ſonderbaren Geſchmack, und ſchon fühlte ich, — war es die Furcht oder die Wirkung des Trunkes? — wie ſich mein Magen dagegen empörte. Ich griff auf der Stelle zur Brandyflaſche, die ich für Krankheitsanfälle allerlei Art beſtändig bei mir führte, und zwang mir möglichſt viel jener für mich ſo unangenehmen Flüſſigkeit hinunter. Das ſchien für den Augenblick zu wirken.

Dicht am Fluſſe unter hohen Bäumen ſaß ein kranker Pariahjüngling, den eine Karawane tamuliſcher Kulis, die über Dambul, Anarajapuram und Manar nach Ceylon herüber kommen und heimkehren, krank in dieſer Waldöde zurückgelaſſen. Er kauerte neben einem angezündeten Baumſtamme; ihm zur Seite lag ſein Reiſegepäck — eine Hand voll Lumpen. Da die hereinbrechende Dämmerung die Schauer der Wildniß mehrte, ſo machte der unheimlich rieſelnde Fluß,

in Verbindung mit der Jammerſcene an ſeinem einſamen Ufer, einen wahrhaft acherontiſchen Eindruck.

Die armen tamuliſchen Kulis auf Ceylon! Sie ſollen zwar jährlich eine große Maſſe Geld, beſonders in Silber, aus Ceylon mit hinwegnehmen; allein ſie müſſen auch dafür viel frieren und noch mehr arbeiten.[249] Dieſe Leutchen leben in der Regel noch dürftiger als in ihrer Heimath von Reis und Pflanzenſpeiſen; ihrem Gotte aber — ſie weihen dazu den erſten beſten Stein, der etwas abſonderlich ausſieht — bringen ſie auch hier dann und wann ein Huhn zum Opfer. Sie zerlegen dann wohl das Herz in vier Theile und werfen dieſe in die vier Winde. Auf jeder Beſitzung findet ſich unter einem überhangenden Felſen oder unter einem breitäſtigen Baume ein roher Altar, von wo allnächtlich ein Licht herſchimmert und gelegentlich auch eine rohe Muſik ertönt.

Die Herren auf Delta-Eſtate (S. 321) machten den Verſuch, ihre Kulis anzuſiedeln. Sie gaben ihnen Acker, ſie gaben ihnen freie Zeit; vergebens. Die „ſüße Heimath" hatte auch für dieſe Armen ihre unwiderſtehlichen Reize. Ich begegnete auf meinem Wege nach Dambul mehr als einer heimkehrenden Karavane. Einmal hielt eine lange, lange Reihe, ſpärlich zugedeckt und daher eng aneinander gedrängt, dicht am Wege ihre nächtliche Ruhe; ein ſogenannter „Pariahhund" machte den Nachtwächter. Bei einer andern tamuliſchen Reiſegeſellſchaft ſah ich auch ein ganz altes Mütterchen an ihrem Stabe daher wanken. Mancher ſoll auf dieſem Wege, wohl hauptſächlich in Folge der thauigen Nächte und des böſen Waſſers, zu Grunde gehen. Der kranke Jüngling unter dem Baume war ja eben auch liegen geblieben. Mein landsmänniſcher Gaſtfreund in Kandy ſah einmal unter ähnlichen Umſtänden einen ſterbenden Kuli, den ſchon die Geier umſchwebten.

Der Pariah, der mich begleitete, nahm ſich ſo ganz anders wie

ſeine Zunftgenoſſen in ihrer Heimath. Er verlangte ſeine Cigarre; auch ſagte er ohne Umſtände: „Herr hilf mir die Sachen auf den Kopf legen.“ Eine ſolche Freiheit wird ſich ein tamuliſcher Kuli in ſeinem Vaterlande nicht leicht geſtatten. Das arme Volk fühlt ſich eben in Ceylon anders, als auf dem indiſchen Feſtlande. In Ceylon ſind die Kaſtenverhältniſſe bei weitem milder; der europäiſche Pflanzer kann den Arm des tamuliſchen Arbeiters nicht entbehren, und dieſer letztere beanſprucht daher einen verhälnißmäßig hohen Lohn. Soll man ſich dann wundern, wenn hie und da der frühere Knechtsſinn in allzugroßen Freiſinn umſchlägt?

In Einem Stücke jedoch glich mein Kuli ſeinen Brüdern im Tamulenlande auf ein Haar, — in der Feigheit nämlich. Mit haarſträubendem Entſetzen ſah und zeigte er mir zu wiederholten Malen Elephantenſpuren. Das Wort Yânei („Elephant“,) hatte ſeine Zunge förmlich in Beſchlag genommen und machte nur zuweilen einer Frage nach der Meilenzahl, nach dem Traglohne und nach dem Trinkgelde Platz. Als nun vollends die ſchwarze Nacht hereinbrach, ſo wurde ſeine Stimme gar weinerlich, und ich hatte vollauf zu thun ihn nur halbwege zu tröſten, — und dabei nachzukommen; denn „die Angſt beflügelte den eilenden Fuß; ihn jagten der ‚Feigheit‘ Qualen.“ Ein Glück war's, daß der Weg von dem letzterwähnten Flüßchen an ziemlich breit und grade wurde. Dennoch ſtolperten wir einer nach dem andern und ein Mal über das andere über Wurzeln. Erſt um acht Uhr ſchimmerte uns ein tröſtliches Licht entgegen. Hochauf athmete mein tamuliſcher Begleiter — oder vielmehr Vorrenner. Auch ich freute mich, als ich, von Elephanten unzertreten, bei dem etwas einſam gelegnen Raſthauſe von Dambul anlangte. Der ſinghaleſiſche Aufſeher fand es bequemer, gleich durch das erſte beſte Fenſter einzuſteigen. Verwundert folgte ich auf dem wunderlichen Wege. Drinnen löſte ſich das Räthſel. Alle Fenſterläden waren zerbrochen; und in den allgemeinen

Ruin derſelben war, mit Ausnahme des Tiſches, ſämmtliches Hausgeräth mit verwickelt. Da gab es kaum noch etwas zu ruiniren oder zu ſtehlen. Mit Mühe machte ich mir einen Stuhl zurecht, — mit Mühe ein erträgliches Nachtlager. Mit Stangen und darauf gehängten Kleidungsſtücken brachte ich endlich auch ein leidlich geſchloßnes Schlafzimmer zu Stande, und mit den zerbrochnen Stühlen verbarricadirte ich mich. Im Uebrigen legte ich mein Haupt in den Schooß deſſen, der „nicht ſchläft, noch ſchlummert.“ Und ſiehe „ich lag und ſchlief ganz mit Frieden.“

Am nächſten Morgen ſehr früh erklomm ich Dambulu Galle, „den Felſen von Dambul“,[250] der, etwa 600 Fuß hoch, ſo ziemlich auf der Mitte ſeines ſüdlichen Abhangs die vier Grottentempel trägt, deren älteſter, der Maharadja Vihara, — prieſterlicher Ueberlieferung zufolge — ungefähr hundert Jahre vor Chriſto von dem Könige Walagam Bahu erbaut wurde. Ich hatte zuerſt acht bis zehn Minuten auf dem Wege, der mich Tags zuvor nach Dambul gebracht, zurückzugehn; dann wandt' ich mich rechts durch Gärten und Gebüſch den nackten, ſonnigen Fels hinan, in welchen nicht einmal Stufen gehauen waren. Ein Prieſter in gelbem Gewande, ein gutmüthiger Alter, der zu allen meinen Fragen lächelte, geſellte ſich bald als Führer bei.

Die Platform vor den Grotten, die alle in Einer Reihe liegen, iſt nicht ſo gar „eng;“ ſie hat einigermaßen die Geſtalt einer Terraſſe. Auf den heiligen Baum, der dieſelbe zum Theil angenehm beſchattet, ſchien mein Prieſter auch gar nichts zu geben; ich durfte mir ohne Weiteres einen Zweig herunterbrechen. Unter ihm ſitzend und den Blick über die dichtbewachsnen Berge von Matele hinſchickend, mag es ſich da bei dem Liſpeln ſeiner Blätter ganz ſänftiglich träumen laſſen.

Ich ſah zuerſt den Deva-Radjah-Vihara. Vor dem liegenden Buddha in coloſſaler Größe, — er iſt ja an 30 Fuß lang — fand ich friſche Opfer an Früchten und Blumen. Einen Viſchnu, von dem

Ritter redet, konnte ich nicht entdecken. Dem Namen des Heiligthums zufolge („Götterkönig-Grotte"), ſollte man allerdings einen von den brahmaniſchen großen Göttern darin erwarten. Es wurde mir gleich bei dieſem Vihara die volle Gewißheit, daß bei den Felſentempeln von Dambul die Natur dem Künſtler vorgearbeitet hat.

Darauf führte mich mein immer lächelnder Prieſter in den Maha-Radja-Vihara. Die beiden Königsgeſtalten, die dieſer Grotte den Namen geben, ſtehen ſehr im Hintergrunde, der eine, Niſankai, rechts in der Ecke, der andre, Walagam Bahu, links. Nun das iſt eben die Stellung der Könige im Buddhaismus, die „als vorzügliche Glieder der Gemeinde" den Intereſſen derſelben ganz beſonders zu dienen berufen ſind. Maitri, der nächſt künftige Buddha, hat auch das Anſehn eines Königs; ſollen ja doch ſämmtliche Buddha's dem Kſchatrija-Geſchlechte entſtammen. Ich ſah außer den drei Göttern, Viſchnu, Rama und Natha, die eine ſehr untergeordnete Stellung einnehmen, oben an der Wand auch den brahmaniſchen Ganeſa abgebildet.

Nahe an 50 Buddha's ſtehen an den innern Wänden dicht neben einander. Sie unterſcheiden ſich nur durch ihre Stellung: der eine meditirt mit untergeſchlagnen Beinen, der andre ſegnet, der dritte lehrt.

An der Decke oben wimmelt es von Arhat's, (einer Art buddhiſtiſcher Heiligen). Alle ſind von einer weißen Glorie umſchwebt. Die einen haben eine Hand auf dem Herzen liegen, die andern haben eine Hand feierlich erhoben.

Die charakterloſe Gleichförmigkeit der Geſichtszüge in den Buddha's ſowohl als in den Arhat's bei der maßloſen Menge derſelben macht einen geiſtertödtenden Eindruck. Dieſe Fülle und dabei dieſe Oede! Wo ſoll auch der Geiſt herkommen bei einem Syſteme, das nur eine Materie kennt, und wo die Individualität bei einer Philoſophie, die alles aus der allgemeinen Leere entwickelt und dahin zurückleitet.

Da lob' ich mir denn wenigſtens die buddhiſtiſchen Felſentempel zu Salſette, deren nackte Oede jedenfalls großartig iſt.

In den „innerſten oder hinterſten Tempel" durft' ich nicht, wohl aber in den Alut Vihara („die neue Grotte"), den der Kandy-König Kirti Sri erſt um Mitte des vorigen Jahrhunderts einrichtete. Auch dort befindet ſich ein ausgeſtreckter Buddha in coloſſaler Größe. Wie alle ſeines Gleichen läßt er, auf die Rechte geſtützt, die Linke grade hinliegen. Der Ausdruck dieſer Buddha's zeigt allerdings eine große „Milde", aber nicht in dem höhern Sinne gemäßigter Kraft. Sie ruht auf der Unterlage einer gewiſſen Schlaffheit.

Auch ich war über dem Steigen und Sehen ſchlaff geworden. Zur Herberge zurückgekehrt, ſpeiſte ich ſchon vor zehn Uhr meinen mittäglichen Kari, und wußte dann nichts Beſſeres zu thun, als zu ſchlafen. Allein ſchon nach zwölf Uhr weckte mich mein ungeduldiger Reiſegefährte. „Die Elephanten, Herr, die Elephanten, Herr! Wir müſſen gehen." Was wollt' ich machen? Ich ſtand auf und ging. Unterwegs frug mich mein Begleiter, ob der Gott, den ich geſehen, ein „ſehr, ſehr hübſcher" Gott ſei.

In Liandura mußt' ich ein Weilchen raſten. Ich frug nach einem Ei; endlich brachte man eins; ich bat um Feuerholz; endlich, endlich bekam ich welches; ich bat um Waſſer; endlich, endlich, endlich war es da. In ſo glänzendem Lichte hatte ich die ſinghaleſiſche Trägheit noch nie geſehen. Eine Gruppe von Eingebornen, die ſich alle nicht gern zu rühren ſchienen, umkauerte mich, während ich eine mühſam bereitete Taſſe Kaffee, dem das ſchlechte Waſſer einen gräulichen Geſchmack gab, mit Anſtand hinunterzuſchlucken mich bemühte.

Es war ſchon dunkel, als wir Nalande erreichten. Mein lahmer Knecht war ganz Rührung über die Strapatzen ſeines Herrn. Er zog mir die Stiefeln aus und bearbeitete eine gute Viertelſtunde lang meine Beine dermaßen, daß auch nicht eine Spur von Müdigkeit zurückblieb.

Während er mit diesem Liebeswerke beschäftigt war, strich er mich gegen den Kuli, der sich nun in ehrerbietiger Entfernung von dem stolzen Sudra zu halten hatte, auf das Glänzendste heraus. Was er am meisten bewunderte, das war meine Ausdauer zu Fuße: so hatte er noch keinen „Weißen" laufen sehen.

Mit Mondes-Aufgang ließ ich anspannen; mit Tages-Grauen war ich in Matele. Den Aufstieg nach Ballakadave fand ich dießmal besonders lieblich; eben lüftete der Nebel hie und da seinen Schleier. In Ballakadave wollt' ich eigentlich über Mittag bleiben; da fiel mir mein Irländer ein, der mich für den Rückweg eingeladen hatte; er wohnte nämlich nicht weit von der Fähre über die Mahavali-Ganga. „Fuhrmann", frug ich „können die Ochsen noch sechs Meilen gehen?" — „„Ei freilich Herr,"" erwiederte dieser offenbar etwas piquirt, „daß ich ihm — er betrachtete sich und seine Ochsen als Ein und dieselbe moralische Person — so gar wenig zutraute." Ich ließ nun bei der nächsten Quelle halten, um mich vor allen Dingen meines Bartes zu entledigen. Diese öffentliche Procedur versetzte den lahmen Burschen in die angenehmste Laune. Die müden Ochslein bekamen nun auch etwas gesungen.

Gegen 11 Uhr waren wir an der Fähre. Ein bei der Brückenmauth angestellter Malaie zeigte mir den Weg zu dem Hause des Irländers, etwas abseits auf einem schön bewachsenen Hügel. Er saß eben mit einigen Pflanzern bei einem großartigen Frühstück. Einer derselben, von „Temple-Stone" bei Ambagamme, versicherte mich, es sollte mir unter den dortigen Pflanzern an einem Pferde nicht mangeln, wenn ich von da aus den Adams-Pik zu ersteigen wünschte. Leider konnte ich von seiner zuvorkommenden Einladung keinen Gebrauch machen. Wie wenn ich von Blei gewesen wäre, so lag mir die Erschöpfung in allen Gliedern, als ich in der Abendkühle nach Kandy zurückkam.

Ich konnte die Reise nach Dambul während meines ganzen Auf-

enthaltes in Ceylon nicht verwinden; der „acherontiſche" Trunk zwiſchen Liandura und Dambul, an den ich ſchon nicht mehr gedacht hatte, machte mich für mehrere Tage ſogar bettlägerig. Unter ſolchen Umſtänden wäre es unverantwortlich geweſen, hätte ich die Tour nach dem Adamspik, zu der ich keinen ausdrücklichen Beruf hatte, mit ihren ungewöhnlichen Strapatzen unternehmen wollen.

Ausflug nach Neura Ellia.

Was die Blauen Berge für die Europäer des ſüdindiſchen Feſtlandes ſind, das iſt die Höhe von Neura-Ellia für die Europäer in Ceylon — ein Ort der Erfriſchung und der Erholung von den Leiden der tropiſchen Sonne, die, wenn auch auf dem dichtbegrünten Inſellande mit zwiefachem Monſum verhältnißmäßig mild, es doch nicht verläugnen kann, daß ſie in einer Entfernung von ſieben Graden ihren Weg am Himmel ſtets in ſcheitelrechter Linie wandelt.

Was uns nach Neura Ellia zog, war nicht ſo ſehr das Ziel ſelbſt, als der Weg dahin, einer der maleriſchſten Gebirgspäſſe, der, zum Theil aus dem Felſen herausgearbeitet, in ſeinem Laufe von 49 engl. Meilen noch faſt um 4000 Fuß über die Lage von Kandy hinaus ſteigt. Auch eine geſchicktere Feder als die meine würde an der Schilderung der Naturſchönheiten, durch welche er mitten hinführt, zu Schanden werden. Du wanderſt dort, — um mit meinem lieben Freund Baynes in ſeinem „Ramble in the East" zu reden — in „einem Eden von Einöde" und würdeſt dich doch gar nicht wundern, wenn dir jede Wendung um die nächſte Ecke ein Dorf, traulich in den Schatten der Bäume

hingeſchmiegt, vor Augen ſtellte. Die göttliche Allmacht ſelbſt hat hier eine ſichtbare Geſtalt gewonnen, und doch könnte man dich glauben machen, ein menſchlicher Genius von gewaltigen Mitteln habe jenen ſilbernen Waſſerfall hier über Felſentreppen und dort durch dichtes Gebüſch geleitet, ein menſchlicher Genius habe dieſen Hain, deſſen mannichfaltige Blätter ſo wunderbar gegen einander abſtechen, gepflanzt und geordnet. Auf der kühnen Felſen-Braue da darfſt du dir ein Ritterſchloß erträumen, und in jenem ſtillen Winkel dort eine „Hütte für ein glücklich liebend Paar."

Am 1. März Morgens um 5 Uhr brachen wir von Kandy auf. Es war ſchon hell, als wir die Brücke von Paradinia paſſirten (S. 276). Zu beiden Seiten unfruchtbare Hügel, überkleidet von einer Art Farrenkraut mit Büſcheln eines für das Hausthier ungenießbaren Graſes; dicht an der Straße aber, die ſich meiſt in der Nähe der Mahavali-Ganga hält, hie und da teraſſenförmige Reisfelder. In demſelben Maaße, wie bei Gampolla (13 Meil. von Kandy) die unfruchtbaren Hügel ſich heben, nimmt auch der Anbau zu. Etwa auf der Mitte des Weges nach dem ebengenannten Orte ließen wir uns in einem Hauſe am Wege einen „buddhiſtiſchen" Kaffee kochen; in Gampolla ſelbſt aber, wo wir noch vor elf Uhr anlangten, machten wir ohne Weiteres bei dem Zolleinnehmer — einem baptiſtiſchen Chriſten, wie ſich ſpäter herausſtellte — Mittag. Eine ſteile Treppe führte uns in ein kleines Zimmer, das einzige des an eine Bergwand gelehnten Häusleins — wo wir, außer einem ſchönen, in der Gewerbsſchule zu Marotto[253] gefertigten Schranke von Jack-Holz, ein ganz nettes Bett mit einem Tiſchchen davor fanden. Wir machten den letzteren zu unſrer Mittagstafel.

Nachdem wir den hemmenden Fluß im Rücken hatten, wurde die Landſchaft immer wilder und gebirgiger. Wäre der Regen und meine alte Unpäßlichkeit nicht zwiſchenein getreten, ſo hätte es ſchon hier

nicht ſchwer gehalten, der Mutter Natur träumend in den Schooß zu ſinken. So aber ſchleppte ich mich mühſam hinter dem Wagen her, den unſre zwar ſtarken, aber im Steigen ungeübten Thiere nicht minder mühſam bergan ſchleppten. Erſt um 8 Uhr erreichten wir in finſterer Nacht das heißerſehnte Raſthaus zu Puſilawa, — das zweite und mittlere auf der Straße nach Neura Ellia — (8 engl. Meilen von Gampolla), nachdem ſchon lange zuvor mehr als Ein loſer Wicht von Glühwurm uns die lichtvolle Nähe desſelben vorgegaukelt hatte.

Da der Regen auch am andern Morgen noch andauerte, ſo blieben wir vorerſt in der theuern aber angenehmen Herberge, die ein Reiſender vom Jahre 1832 als „eine elende Erdhütte" bezeichnete, und die nun, von ſchönen weißen „Mondblumen" umblühet, auf ihrem Hügel recht wohl ein engliſches „cottage" vorſtellen konnte. Ein deutſcher Iſraelit hatte ganz in der Nähe eine Kaffeepflanzung, die, von den ſchönſten Roſen eingefaßt, mit ihren ſchneeigen Blüthen wie ein Luſtgarten dalag. Landsmänniſches Gefühl trieb mich mitten durch den Regen auf ein Stündchen zu ihm.

Eine Stunde nach Mittag brachen wir auf. Bald hinter Puſilawa ſchon zieht die Natur ein aus Erhabenheit und Anmuth gewirktes Kleid an. Wolken zum Greifen hingen leider für dießmal einen undurchdringlichen Schleier über das liebliche Thal zur Rechten, das, lang, eng und tief, von reichen Feldern, zum Theil in Teraſſenform, geſchmückt und von vereinzelten Hütten unter Baumgruppen oder in kleinen Gärten belebt wird; — über die majeſtätiſchen Berge ringsum, die, an Form meiſt ausgeſucht phantaſtiſch, zuweilen einen verfallenen Thurm, zuweilen eine ganze Stadt in Ruinen vorſpiegeln; — über die dunkeln Wälder, die Abhang und Gipfel ſchmücken, — und über die brauſenden Waſſerfälle, die, an einem Punkte zu fünfen ſichtbar, über die Felſen ſtürzen, hier in dunklem Gebüſch verſchwindend, und dort wieder in der Sonne wie Silber glitzernd. Erſt auf dem Rückwege

durften wir dieſe Naturherrlichkeiten ordentlich ſehen und genießen. Auf dem Hinwege waren wir froh, als wir — gegen vier Uhr — in dem Raſthauſe zu Rambodde (11 engl. Meil. von Puſilawa) einliefen. Der Regen verſchleierte nicht bloß die Natur, ſondern machte auch die Luft zu einem naſſen Schwamme, und die Gießbäche, die über den Weg an ſteiler Bergſeite hinbrauſten, vermehrten das Gefühl der Feuchtigkeit, die mir bei meinem Geſundheitszuſtande ſo ſehr zuwider war.

Ich hatte ſchon beſchloſſen, meine Reiſegefährtin in dem Raſthauſe zu Rambodde zu laſſen und allein zu Fuß nach Neura Ellia hinaufzugehen, indem das ewige Steigen und Winden, hauptſächlich aber die Unmaſſe ſpitziger Steine auf der ſonſt ſo ſchönen Straße die Weiterfahrt mit unſren armen Thieren unmöglich zu machen ſchien. Allein die Betrunkenheit des Wirthes — eines Schotten aus Glasgow — der beiläufig nur Eine Taſſe zur Verfügung hatte, — in dem einſamen Hauſe zwang uns, am nächſten Morgen das unmöglich Scheinende zu verſuchen, und zwar um ſo mehr, als über Nacht Diebe eingebrochen waren und dem zu ſpät Ernüchterten unter andern auch ſeine paar Vorräthe geſtohlen hatten.

Schon gegen ſechs Uhr machten wir uns daher wieder auf den Weg; wir hatten noch einen Aufſtieg von etwa 3000 Fuß auf elf engliſche Meilen, und dann einen Abſtieg von nahezu 1000 Fuß auf etwa zwei Meilen vor uns, ehe wir das glückliche Thal von Neura Ellia zu betreten hoffen durften. Eine Weile ging es noch ziemlich eben fort; die Ochslein marſchirten tapfer, und ich ſelber freute mich „jedes meiner Schritte" durch jene herrliche Natur, über die heute „ein unbewölkter Zeus" hinlachte. Dicht am Wege ſahen wir ein nettes Kirchlein liegen, das die Pflanzer aus den benachbarten Bergen von Zeit zu Zeit vor dem Angeſichte deſſen ſammelt, der hier in Berg und Thal, in Wald und Waſſerfall auch für die Heiden ſo laut redet — „ob ſie ihn fühlen und finden möchten." In einem buddhiſtiſchen Hauſe

(zu Ballegalle, „Vielſtein“?) ſuchten wir nachzuholen, was uns der Schotte in ſeiner Kirchenmaus-Armuth am Morgen nicht hatte gewähren können.

Wir ſelbſt hatten uns an Kaffee und Eiern weidlich geſtärkt; unſre Ochslein aber brachen bald nachher mit blutendem Huf einmal über das andere in die Kniee. Wir mußten auf offner Straße liegen bleiben; der Himmel hatte ſich umwölkt; er weinte wieder und unſer Herz weinte auch.

Meine arme Frau im Wagen zurücklaſſend, ging ich auf Kundſchaft aus, ob ich etwa eine menſchliche Wohnung irgendwo entdecken möchte. Ein menſchliches Weſen fand ich ſchon nach einem Viertelſtündchen haſtigen Vorausſchreitens, einen Tamulen, der ein benachbartes Kaffeemagazin zu hüten hatte. Er zeigte mir den Weg zu einem engliſchen Plantagen-Aufſeher, deſſen Haus auf einem Hügel dicht an der Straße lag. Dieſer hatte von ſeiner heitern Höhe aus unſer Unglück geſehen und meine Frau bereits mitleidig hinaufgeholt. Ich krempelte raſch meine Beinkleider hinunter, als ich ſie von dem Hügel herab mir zuwinken ſah; ich hielt ſie nämlich für eine fremde Dame.

In dem Häuslein zu Kundegalle („Fels-Stein?“) — ſo heißt jene Kaffeepflanzung — wurde uns das ſchwere Herz bald um einige Centner leichter. Unſer gütiger Wirth ließ von ſeinen Leuten auch unſre armen Ochslein heraufführen. So waren wir wieder alle hübſch beiſammen. „Aufs neue lachte ein unbewölkter Zeus“ über uns, und unſer Herz lachte mit. Das Panorama von dieſem Punkte aus gilt, wenn ich nicht irre, für das ſchönſte auf dem ganzen Wege nach Neura Ellia. Nicht ſatt ſehen konnte ſich das Auge. Berge thürmten ſich über Berge; hier das dunkelſte Grün, dort das lichteſte Blau! Es fehlte nur das Leben.

Am andern Morgen ließ unſer Wirth meine Reiſegefährtin in einem Tragſeſſel weiter ſchaffen. Ich ſelbſt ſchritt wacker voraus. Mein Engländer, früher Soldat, begleitete mich eine Strecke. Er erzählte

mir mit sichtbarem Wohlgefallen, wie des Abends und Morgens große bärtige Affen aus dem Dickicht hervorkämen, um sich in dem Flusse da unten zu waschen. Da er schon nach einer Viertelstunde umkehrte, die Sesselträger aber mich erst viel später einholten, so konnte ich mich in die hochromantische Einsamkeit nach Herzenslust versenken. Wie ein schöner europäischer Herbstmorgen, so umfing es mich. Der meist geschloßne Weg wand sich fort und fort an dichtbewachsnen Bergen hin, allenthalben plätscherten überbrückte Gießbäche. Wo der Sonnenschein durch das Berg- und Walddunkel brach, da sah ich mehr als einmal einen Kuli aus dem heißen Tamulenlande, der in diesen kühlen Regionen ein Sibirien fand, fröstelnd hinkauern. Einer, dem der heimische Laut aus meinem Munde das Herz zu schmelzen schien, pflückte mir Brombeeren. Er wußte wohl kaum, daß seine Dankbarkeit einen so guten Griff gethan hatte; die wohlbekannten Beeren hatten für mich auch etwas Anheimelndes. Nach sieben Meilen steten Steigens erreichten wir die Höhe des Passes; nun ging es noch etwa drei Viertelstunde wieder abwärts, und wir waren in Neura Ellia (15 engl. Meilen von Rambodde).

Neura Ellia (6,222 Fuß hoch) liegt in einer wellenförmigen Fläche von etwa zwei Stunden im Umfang; rings ragen Berge bis zu 2000 Fuß Höhe darüber hin. Von dort herabrinnende Wässerchen bilden einen Fluß, der, von Rhododendren umblühet, die grasbewachsne Ebne südwärts durchschlängelt. Auf jeder Seite des Thales hebt sich, bis zu den steilen, in ewiges Grün gekleideten Höhen, der Grund allmählig. Auf den kleinen Erhöhungen nicht fern vom Fuße der umwallenden Berge liegen, meist wie „niedliche cottages in gemäßigten Himmelsstrichen mit Kamin, gedieltem Flur und Fensterscheiben," die Wohnungen der Europäer, die hier oben bei einem Thermometerstand, der sich stets zwischen 30 und 50 Grad Fahrenheit hält, das Fröstelnd wieder zu lernen wünschen.[252]

Gleich das erſte Häuslein beim Eintritt in die Ebne muthete uns an. Wie ſollte es auch nicht? Die blauen Wicken in dem Gärtchen davor ſprachen ja deutſch, und die Wurzelthüren am Häuslein recitirten gar einen Vers aus Schiller: „Raum iſt in der kleinſten Hütte“ u. ſ. w. Wäre die Beſitzerin, Lady Oliphant, da geweſen, ſo würden ſich uns die letzteren ohne Weiteres geöffnet haben.

Erſt um neun Uhr langten wir im Raſthauſe an. Ich gerieth beim Suchen danach in ein engliſches Privathaus. „Mein Herr, iſt dies das Raſthaus?“ Was, Herr, Sie können mein Haus für das Raſthaus halten? „Bitte, Herr, wo iſt es denn?“ Ich wills Ihnen ſagen, Herr, wenn Sie Zeit haben. „Ich habe wenig Zeit, Herr!“ Herr, wie ſo denn? „Ich bin ſehr hungrig, Herr.“ (Mich von Kopf zu Fuß meſſend) Was iſt denn mit Ihnen los, Herr? — „Ich bin eben zehn Meilen gegangen, Herr!“ — Nun da gerade gegenüber iſt das Raſthaus, Herr.

Nachdem ich mich nothdürftig ausgeruhet und an einem kräftigen Frühſtück geſtärkt hatte, erklomm ich ſogleich den höchſten Punkt der Inſel, den Pedrotallegalle, zu deſſen Füßen das Raſthaus liegt. Ich brauchte dazu trotz aller Eile anderthalb Stunden, denn der ſchmale Fußpfad durch das Walddickicht, das nie eine Ausſicht zuläßt, iſt zuweilen ſo ſteil, daß man die Hülfe der Hände zum Klettern nicht entbehren kann, und dabei ſehr ſchlüpfrig; hier ſtellen dir gärſtige Wurzeln unverſehens ein Bein, und dort legt ſich ein gefallener Baumrieſe flegelhaft über den Weg. So todtenſtill hatt' ich Mutter Natur nie geſehen; ein ſummender Käfer, ein aufgeſchrecktes Waldhuhn, ein rieſelnder Bach vermochte mich zu ſchrecken. Leider war, als ich den engliſchen „flag-staff“ auf der höchſten Spitze des Pedrotallegalle erreichte, die Sonne in einem Ocean von Wolken verſunken. Nur über die Ebne von Neura Ellia und die nächſten Berge durfte das Auge ſchweifen, und auch das nur für einige Minuten; der Ocean

von Wolken ſchlug alsbald um mich zuſammen. Ich eilte raſch hinunter und fand, daß ich mehrere intereſſante Beſuche, unter andern den des anglikaniſchen Caplans von Neura Ellia, eingebüßt hatte.

Gegen vier Uhr verließen wir Neura Ellia. Einen koſtbaren Schatz nahmen wir mit hinweg — einige Metzen Linſen für unſre Oechslein, die ſchon lange gedarbt hatten. Hätten wir nicht der Wirthin von befreundeter Hand aus Kandy ein ſehr annehmliches Geſchenk überbracht, wer weiß ob man uns, auch gegen noch beſſere Worte und noch ſchwereres Geld, von jenem geſuchten Artikel etwas abgelaſſen hätte. Wir legten die zehn engliſchen Meilen bis Kundegalle in weniger als drei Stunden zurück. Die hereinbrechende Nacht und drohende Wolken mahnten uns, mit den europäiſchen Blumen und Blümchen am Wege nicht zu lange zu äugeln.

Am nächſten Morgen waren unſre Thiere noch nicht reiſefähig. Wir beſchloſſen daher, noch ein paar Tage auf dem reizenden Hügel zu verleben; wir ahnten nicht, daß er uns zu einer Hölle im Kleinen werden ſollte. Die Frau unſers Wirthes nämlich, die das Scepter führte, wurde von einer Kranken in eine benachbarte Pflanzung gerufen; nun ließ der gutmüthige, aber rohe Mann alle Zügel ſchießen. Er kaufte von einem vorüberfahrenden Wagen, der Arrak für das Militär in Neura Ellia geladen hatte, eine gute Quantität deſſelben und machte ſich und das ganze Haus (du mußt uns ausnehmen, lieber Leſer) damit betrunken. Unſer Koch hatte nichts Beſſeres zu thun, als unſern Schatz, die Linſen, wegzuſchenken, und der lahme Knecht verwahrloſte die Ochſen ſo, daß ſie zuletzt wie losgelaßne Furien durch die Kaffeepflanzung ſauſten. Biß ſie der Hunger oder hatten ſie mitgezecht? Schon wurden auch die Ochſen des Wirthes, zwei ſchwarze Ungeheuer, grimmig; da zum Glück kam, die das Scepter führte. Ihr diplomatiſches Auge ſah ſogleich was vorgefallen und ſo groß war ihr feldherrliches Talent, daß ſie ſelbſt mit einer trunk-

nen Armee die Ordnung in einer Stunde herſtellte. Unterdeß erzählte mir der immer geſprächiger werdende Eheherr die Geſchichte vom Rieſen Goliath. Er war ganz unglücklich, daß er ſich auf den Namen des „kleinen Mannes mit der Schleuder" nicht beſinnen konnte; ich aber wollte ihn unter den gegebenen Umſtänden in bibliſcher Geſchichte nicht unterrichten. Auf die fromme Stimmung folgte zuletzt eine ärgerliche; er drohte „Mr. Graul" ſammt „Mrs. Graul" zum Hauſe — nicht einfach hinauszuwerfen, nein mit Fußtritten hinauszuſtoßen. Wir zogen uns raſch in unſre Schlafkammer zurück, mußten aber auch da noch ſein Grollen in dem anſtoßenden Schlafgemach vernehmen.

Ein ungeheuerliches Gefühl beſchlich uns bei der Entdeckung, daß wir uns nicht verriegeln konnten. Erſt der Morgen brachte das Gefühl der Sicherheit. Nun waren wir aber auch feſt entſchloſſen, für die Freiheit Alles daran zu ſetzen.

Geleitet von unſerm Wirthe, der über Nacht zum Lamme geworden, ſetzten wir uns in Bewegung; aber bald warfen ſich unſre Ochſen hin. Da war kein Fortkommen. Unſer Pflanzer gab uns nun vier ſeiner Kulis zur Weiterſchaffung des Wagens. Zwei zogen; zwei griffen in die Räder; ich ſelbſt ſchob und dirigirte; der Knecht aber führte die Ochſen behutſam über die ſpitzigen Steine. Mit Einem Male ſchoß das Gefährt mit ſeiner theuern Laſt ſchnurſtracks dem Abgrunde zu; einer der Kulis nämlich hatte in Folge einer kleinen Quetſchung plötzlich losgelaſſen und die Andern waren ſeinem Beiſpiele gefolgt. Gott Lob, daß die Deichſel gegen einen Baumſtamm, grade am Saume des Abhanges, fuhr und ſo den Wagen ſtemmte.

Da wir in dem Raſthauſe zu Rambodde einen Geiſtesverwandten unſres Wirthes wußten, ſo ſprachen wir über Mittag lieber in der erſten beſten ſinghaleſiſchen Hütte ein. Dort ſpeiſten wir, umgeben von Hunden, Katzen, Enten, Hühnern, — Singhaleſen, Ta-

mulen und einem afrikaniſchen Knaben. Auf einem Bunde Stroh hielt ich nachher Sieſte.

Es dämmerte ſchon, als wir vor „Delta-Eſtate", ein Stündchen vor Pufilawa, ankamen. Dort wohnte — ſo hatten wir gehört — ein deutſcher Plantagenverwalter. Bei dem hofften wir ein gaſtlich Dach und neue Kulis zur Weiterbeförderung unſres Wagens zu finden. Ich ließ meine Frau in dem letzteren und ſtieg nicht ohne Beklommenheit den Berg hinan. Erſt nach einer halben Stunde erreichte ich die Wohnung.

Der gute Landsmann, der den beſchmutzten Fußgänger für einen deutſchen Abenteurer halten mochte, wollte uns erſt in das Kaffeemagazin ſchaffen. Als ich aber beſtimmt erklärte, daß ich unſern Wagen vorzöge, und mich ſogleich entfernte, ſo ſah er mich noch einmal genauer an. Sein Auge blieb, wie vorher an meinem beſchmutzten Stiefel, ſo jetzt an meinem unwilligen Blicke hangen. Er lud uns nun wenigſtens zum Abendeſſen ein und bot zur Herauf- und Wiederhinunterbeförderung meiner Reiſegefährtin ein Pferd an. Ich ſelbſt holte die Widerſtrebende herauf; auch ich war noch nie unter ſo demüthigenden Umſtänden einer Einladung gefolgt. Wir brauchten aber unbedingt Hülfe, ſollten wir nicht auf der Landſtraße liegen bleiben, und hier allein war der Mann, der ſie uns gewähren konnte. Ich zweifelte nicht, daß bei näherer Bekanntſchaft noch mehr als eine kräftige Mahlzeit, deren wir übrigens auch gar ſehr bedurften, ſich für uns ergeben würde.

Ich hatte recht gerechnet. Mit jedem Glaſe Champagner wurde der Landsmann freundlicher, und zuletzt war von Fortgehen nicht mehr die Rede. Wir mußten noch zwei Tage in ſeiner Familie bleiben.

Ein reizender Aufenthalt war's. Rings ein wahres Amphitheater von Bergen, und der Hügel ſelbſt, den die wohnliche Behauſung krönte, von Kaffeebäumen mit einer ſtrotzenden Fülle ſchneeiger, duf-

tiger Blüthen wie überkleidet. Es war dieß, wenn ich nicht irre, die größte Beſitzung in Ceylon; 1100 Acres prangten bereits mit Kaffeepflanzungen, und ich weiß nicht, wie viele erſt noch zu klären waren. Sie gehörte damals einem Grafen, ich glaube von deutſcher Abkunft, in Paris. Unſer Landsmann war bei einer der deutſchen Geſandtſchaften als Freiwilliger beſchäftigt geweſen; jener Graf aber hatte ihn von der diplomatiſchen Laufbahn abwendig gemacht — „Grau, junger Freund, iſt alle Theorie!“ — und ihn als Verwalter in ſeine ceyloneſiſchen Pflanzungen geſchickt. Der Mann ſchien hier, „unter blühenden Kaffeebäumen,“ den Tauſch durchaus nicht zu bereuen; für ihn waren die „grünen“ Bäume zugleich „golden.“ Alſo, in dieſem Lichte betrachtet, doch kein ganz falſches Bild, wenn Meiſter Göthe ſagt: „Und grün des Lebens goldner Baum.“

Kulis ſchafften unſern Wagen von da nach Kandy. Wir ſelbſt trabten am 9. März „hoch zu Roß“ der alten ſinghaleſiſchen Königsſtadt entgegen.

So befriedigend endete die Tragikomödie unſrer Ochſenfahrt nach Neura Ellia.

Anmerkungen.*

1. (S. 6) Etwa Mêttu (Höhe) — pâlcijam (Vorwerk, Lager)? Ich kam, auf meinem Wege von dort nach Trankebar, bis Pooliarpolliam (zwiſchen Caroor und Tritſchinopoly), durch eine Unmaſſe von Orten, die, in ihrer engliſchen Form, alle auf Polliam (Pâlcijam?) enden (Tarump., Numbiaup., Ummap., Mooroongap., Nauchp., Puchap., Doopoop., Mullagump., Karrayp., Shingaup., Govindap., Paſupathyp., Kalliap., Pooliarp.).

2. (S. 7) „Oſtindier" (Eaſt-Indians) iſt ein weniger verletzender Name für „Halbkaſte" (half-caste), — d. i. landesgeborne Miſchlinge. Sie lieben ſich in neuerer Zeit auch Euraſier (Euraſians), d. i. Europa-Aſiaten, zu nennen.

3. (S. 8) Tamul. eigentl. Si (von dem ſanſc. Çri „Heil") - Rankam (ſprich Sirangam) „Heiliges Flußeiland".

4. (S. 8) Tamul. eigentl. Tirisirâpalli (auch Tirisirapuram) „Stadt des Dreihäuptigen" (des Kuvera, Gottes des Reichthums?).

5. (S. 8) Kâvêri „erhaltender See" (Kâ = Kâkkum „erhaltend"; êri ein Teich oder See zur Bewäſſerung)? Sollte die Ableitung nicht zu künſtlich ſein, ſo würde der Name des Fluſſes der Wirklichkeit vollkommen entſprechen, denn der Kâvêri iſt allerdings ein ungeheurer Bewäſſerungsteich, der das Land erhält. (Der tamuliſche Nil.) — Das Wort Kâvêri heißt übrigens auch „Eiſenſand".

6. (S. 9) Sapeijatakkam „Beugung vor der Verſammlung" d. i. vor dem kritiſirenden Collegium der Gelehrten. — Das Werk, von wel-

* Wo die tamuliſchen Worte mit römiſchen Charakteren gedruckt ſind, da findet, wenn kein „ſprich" beigeſetzt ſteht, eine von der Ausſprache völlig abſehende genaue Uebertragung der Buchſtaben ſtatt. Was in der Schrift ausgezeichnet iſt, hat einen mehr oder minder lingualen Charakter. Die gutturalen, palatalen und dentalen N-Laute habe ich, da ſie ſich durch ihre Stellung vor organverwandten Conſonanten von ſelbſt charakteriſiren, unbezeichnet gelaſſen. Durch l' wird jener, der Tamulſprache eigenthümliche Laut bezeichnet, der zwiſchen r, l und dem franzöſiſchen j in je in der Mitte ſchwebt, und dabei lingualer Natur iſt, d. h. mit zum Gaumen aufwärts gekehrter Zunge geſprochen wird.

chem hier die Rede iſt, heißt Iru sameija vilakkam „Beleuchtung der zwei Secten". Ich habe es, auf Palmblättern geſchrieben, mitgebracht.

7. (S. 10) Dieſe Zwölf, die ſogenannten Âl'vâr (ſpr. Âzhvâr) — „Unterſinkende" ſc. auf dem Wege des Nirvâna — heißen: „Pôjkeijâl'vâr, Pûtattâl'vâr, Pêjâl'vâr, Tirumal'ikeijâl'vâr, Nammâl'vâr, Maturakavijâl'vâr, Kulasêkarâl'vâr, Pattarpirânâl'vâr, Sûtikkoduttanâssijâr, Tontaratippotijâl'vâr, Tiruppânâl'vâr, Tirumankeijâl'vâr". Ein Bericht über die 12 Âl'vâr ſoll in dem noch ungedruckten Kuruparamparâpirapâvam „Herrlichkeit der Guru-Folge", das zu erwerben ich Ausſicht habe, enthalten ſein.

8. (S. 10) Tivvijappirapantam „Göttliches Gedicht" (von den 12 Âl'vâr; ſiehe Anm. 7.), I, 4. (Madras-Ausgabe.)

9. (S. 10) Tivvijappirapantam, II, 2, 8.

10. (S. 10) Tivvijappirapantam, II, 2, 9.

11. (S. 10) Tamul. eigentl. Tansâvûr (ſpr. Tandjâvûr) „Stadt des Tansan".

12. (S. 11) In dem ſogenannten h. Fort ſind bloß Tempel. In dem andern wohnt der Radja, dem zuletzt auch die Herrſchaft über die bedeutenden Vorſtädte genommen wurde, weil er, um eine neue Straße zu machen, den Leuten über Nacht einige hundert Häuſer niederreißen ließ, ohne irgend welche Entſchädigung.

13. (S. 13) Ein Mehreres über Tanjore ſiehe S. 226—229.

14. (S. 14) Ueber die Geſchichte der tamuliſchen Liederüberſetzung ſiehe das Leipziger evang.-lutheriſche Miſſionsblatt 1852, S. 129—137.

15. (S. 15) Tamul. eigentl. Tarankampâdi (ſpr. Tarangampâri).

16. (S. 15) Appam eine Art plinſenähnlicher Reiskuchen, die am beſten in Pondicheri und Trankebar gebacken werden. Das Wort iſt zur Uebertragung von „Brot" im Vaterunſer gewählt worden. Ein Wort, welches Reis („das tägliche Brot" der Hindus) bedeutet, könnte dazu paſſender erſcheinen; die alten Miſſionare aber ließen ſich in ihrer Wahl des Wortes wohl von der Rückſicht auf das h. Abendmahl, wo eine ſolche Bezeichnung natürlich nicht paſſen würde, beſtimmen.

17. (S. 16) Ein berühmter ſivaitiſcher Lyriker. Siehe S. 115, Madras-Ausgabe.

18. (S. 16) Vedanaichen. Siehe S. 227.

19. (S. 17) Die meiſten Schiffe, die jetzt bei Trankebar landen, kommen von Madras, Mauritius und Colombo, um Reis zu laden.

20. (S. 18) Der eigentliche Monſum beginnt auf der Oſtküſte um Mitte October und hört gegen Mitte December auf, die Eingebornen aber rechnen die Regenzeit im weiteren Sinne (d. i. die Zeit, wo es regnen *kann*) ein ganzes halbes Jahr.

21. (S. 20) Eig. Val'akkam, Brauch, Sitte. (Etym. „Alterthum".)

22. (S. 20) Die Franziskaner hatten von alter Zeit her eine Kirche in Trankebar. 1761 kamen die ersten Jesuiten (8 bis 10) dahin, zogen aber 1765 wieder ab. (Siehe Fenger's Geschichte der Trankeb. Mission, übers. von Francke, S. 231.)

23. (S. 21) Der ganze nördliche Theil der Stadt ist von Hindus bewohnt; die beiden südlichsten Theile der von Westen nach Osten laufenden Straße sind mit europ. Häusern besetzt. Im Norden, ziemlich dicht an der Stadtmauer, liegt ein Fischerdorf; in dem südöstlichsten Winkel der Stadtmauer das Fort Dansburg, das die Engländer damals abzutragen im Sinne hatten.

24. (S. 22) Die Haare von Kinderköpfen werden als besonders wirksam erachtet; daher Kinderleichen nicht selten ausgegraben werden.

25. (S. 24) Vergl. Fenger's Geschichte der Trankebarer Mission, S. 224—230.

26. (S. 25) Uppâru „Salzfluß".

27. (S. 25) Nânalâru, Rohrfluß (?). Nântalâru würde „Feuchter Fluß" heißen.

28. (S. 26) Santirapâdi (spr. Sandirapâri) „Mond-Stadt". Hier hat der dänische Gouverneur Christensen schöne Baumanlagen gemacht.

29. (S. 26) Die gemeinschaftliche Gemahlin der fünf Pandavas.

30. (S. 27) Ueber Eijenar siehe S. 131.

31. (S. 27) Von kutam „irdenes Wassergefäß" und apishêkam „Salbung, Weihe". (Weihe mittelst des Wassergefäßes.)

32. (S. 27) Das Kusa- oder Darbha-Gras ist bekanntlich das Gras, das die Hindus bei allen ihren religiösen Ceremonien gebrauchen.

33. (S. 27) Pireiyâru (spr. Pûreijâru) „Mondsichel-Fluß".

34. (S. 27) Pûvarasu — von pû „Blüthe" und arasu „Ficus religiosa" — Hibiscus populneus L.

35. (S. 27) Eigentl. Kâttupâleijam „Wald-Vorwerk".

36. (S. 27) Ol'ukumankalam „Fließend Gut".

37. (S. 27) Ueber die Kuravar siehe S. 185.

38. (S. 28) Issilati „Feigenbaum-Fuß"? (Issil = Issi, Ficus virens L.?)

39. (S. 28) Iluppei oder Iruppei im Tamul. (Bassia longifolia L.)

40. (S. 28) Im Tamul. Muntirikei. 100 Stück der mandelartigen Nüsse kauft man für etwa 3 Pfennige.

41. (S. 28) Eine gute Tamarinde soll an 15 Rup. einbringen.

42. (S. 28) Kiri oder Kiripilley („Kiri-Kind") = Viverra Mungo.

43. (S. 28) Mêttupâleiyam. Siehe Anm. 1.

44. (S. 28) Ueber die Pallar siehe S. 185 u. 191.

45. (S. 29) Eigentl. Kâttussêri „Walddorf".

46. (S. 29) Eigentl. Tampirân „Seine Herrlichkeit" — religiöser Titel (eigentlich gewisser eheloser Saiva-Sannjasis).

47. (S. 29) Ein Vêli ungefähr 5 Acres.

48. (S. 30) Perija-mânikka-panku „Groß-Edelsteinstheil".

49. (S. 30) „Pflüger".

50. (S. 31) Wir bezahlten für das Tausend ungefähr $1^1/_2$ Rup.

51. (S. 31) Nach Mauritius gehen die Tamulen als Taglöhner und als Handelsleute. Nach einer Reihe von Jahren kehren selbst die erstern, die dort bis 17 Rup. monatlich verdienen, aber freilich auch theurer leben, oft mit 1000 Rup. zurück. — In einem der letzten Jahre sollen 98,000 Hindus (darunter 30,872 von Madras) nach Mauritius gegangen sein. — Die tamulischen Kuli's bilden eine der bedeutendsten Arbeiterklassen unter den Tropen; man findet sie jetzt nicht bloß mehr auf den asiatischen und afrikanischen, sondern auch auf den amerikanischen Inseln.

52. (S. 31) Eigentlich Putussêri (spr. Puthutchêri) „Neu-Ort".

53. (S. 33) Das folgende Gedicht Mânikkavâsakar's ist aus seinem Tiruvâsakam: einer Sammlung von Hymnen zum Preise Sivas. (Siehe S. 117 in der von Vêtagirimutaliâr besorgten und in Sintâttiripêttei zu Madras gedruckten Ausgabe vom Jahre 1844.) Die Ueberschrift lautet: Aufbruch zum h. Kriege. Weltkampf. — Was ich mit „Trommel des Worts" (Wort im Sinne von Veda) übersetzt habe, läßt sich auch mit „lärmende Trommel" geben, und statt „der Klugheit weißen Schirm" läßt sich auch „den mondförmigen weißen Schirm" übersetzen. Die Zweideutigkeit ist wohl beabsichtigt.

54. (S. 33) Die Hymnen des Samaveda von Th. Benfey, Theil 1, Prap. 3, Abth. 2, Dec. 5, Vers 9.

55. (S. 33) Siehe Benfey's Uebersetz. der Samaveda-Hymnen S. 226, Anm. 9.

56. (S. 34) Mûtar Katei „Narren-Erzählungen". Siehe die angeführte Erzählung Katâsintâmani S. 116 in der Ausgabe des Supparâjamutaliâr.

57. (S. 35) Ueber Eijenar siehe S. 131.

58. (S. 36) Am Frontispiz des Tempels sieht man Eijenar auf einem Elephanten; zu seiner Rechten eine Frau mit gelblichem Gesicht, die Pûranei, seine Gemahlin; zu seiner Linken eine Frau mit grünlichem Gesicht, die mir als Porkotijâl („Gold-Schlingpflanze")* bezeichnet wurde.

59. (S. 36) Vêmpu oder vêppu-maram = Melia Azidarachta.

60. (S. 36) Pûmpattanam „Pracht-Stadt". Ein Lobgedicht auf das Sivaheiligthum zu Caverypatanam findet sich in dem sogenannten

* Die Gold-Farbe gilt als die Farbe der Schönheit, und „Schlingpflanze" ist eine ganz gewöhnliche Metapher für „Frau".

Têvâram oder Mûvarpâtal („Drei-Gesang"), eine Sammlung von Lobliedern auf die verschiedenen Sivaheiligthümer, von den berühmten Vorkämpfern des Siva-Cultus: Sampantar, Appar und Sundarar.

61. (S. 38) Eig. Kattumaram („zusammengebundnes Holz"). Ein solches Floß besteht aus drei zusammengebundnen Stücken Holz von gleicher Stärke; das mittlere ist jedoch länger, zugespitzt und an beiden Enden ein wenig umgebogen.

62. (S. 39) s. Nampi's Akapporul Vilakkam, Akattinciijijal, 24.

63. (S. 39) Sittampalam oder Sittamparam (auch Sitamparam) „Geist-Halle". Vergl. Anm. 79. Einige schreiben Sirrampalam (spr.: Sittambalam); das würde „kleine Halle" heißen; es ist aber wohl nur fehlerhafte Schreibart.

64. (S. 39) Unter den fünf Linga-Tempeln sind der zu Kânsipuram (Conjeveram), — dem Erd-Linga gewidmet — und der zu Sittambalam — dem Aether-Linga geweihet — die berühmtesten. Ein Wasser-Linga-Tempel befindet sich zu Tiruvânciikkâvu (bei Tritschinopoly), ein Feuer-Linga-Tempel zu Tiruvanâmalei (Tiroonomalee „H. unnahbarer Berg"), ein Luft-Linga-Tempel zu Tirukâlatti (Calustry „Heil. Schwarzer Elephant" weil dort ein schwarzer Elephant den Gott Siva anbetete).

Die fünf Linga's haben Bezug auf die körperlichen Hüllen der Seele, die, aus den fünf Elementen gebildet, sich in der nachstehenden Stufenfolge verfeinern: Erde, Wasser, Feuer, Luft und Aether.

65. (S. 39) Siva tontar oder auch Nâjanmâr. Einige zählen 72. Ein Verzeichniß derselben siehe Tokeippêr Vilakkam von Vêtagirimutaliâr unter Arupattumûnrutokei. Die auf sie bezüglichen Legenden finden sich in dem Perija Purânam. (Siehe S. 161.)

66. (S. 40) Tiruvâsakam (Anm. 53), S. 53. Das Gedicht, dem die Verse entnommen sind, ist Ânandâtitam „Freuden-Ueberschwang" betitelt.

67. (S. 40) Sie führen den Titel Tirukkôveijâr und sind von Najanappamutaliâr von Pondicheri herausgegeben worden.

68. (S. 41) Sâvati (Choultry) und Sattiram sind öffentliche Ruhehäuser für einheimische Reisende; ein Sâvati ist ein kleineres Rasthaus.

69. (S. 41) Vaidjêsvaran („Herr der Aerzte")?

70. (S. 41) Beschi, ein Italiener, empfing seine Erziehung in dem Römischen Collegium, kam 1700 nach Goa und lebte später unter andern auch in Mailapur bei Madras. Unter seinen zahlreichen Werken im Tamulischen stehen Tonnûl Vilakkam (eine hochtamul. Sprachlehre) und Satur Akarâti (ein Wörterbuch in vier Abtheilungen, deren erste die verschiedenen Bedeutungen eines Worts enthält, die zweite die verschiedenen Benennungen eines Dinges angiebt, die dritte die verschiedenen Arten eines Gegenstandes specificirt, und die vierte eine Art

Reim-Lexicon bildet) oben an. Seine Anweisung für Katecheten (Vêtiar Ol'ukkam) ist selbst von den Wesleyanischen Missionaren (ich glaube, mit einigen Veränderungen) herausgegeben worden. Seine polemisch-apologetischen Schriften (z. B. Pêtakamaruttal) athmen größtentheils einen sehr bittern Geist gegen die luth. Kirche. Sein Têmpâvani, zu Ehren des Herrn, der Maria und des Joseph, in 30 Gesängen, strotzt von morgenländischem Bombast. Sein Tirukâvalûr* Kalampakam ist ein Gemisch aller möglichen Versarten.

Beschi gilt, unter dem Namen „Viramâmunivar", selbst bei den heidnischen Tamulen als einer ihrer Classiker.

71. (S. 41) Anspielung auf die von Vischnu's Fuß herabfließende Ganga.

72. (S. 41) Folgende Bemerkungen über tamulische Prosodie und Consonanz dürften manchem meiner Leser nicht uninteressant sein.

Eine Silbe, bestehend aus einem langen Buchstaben** mit oder ohne folgenden Consonanten (â, mâ; âl, mâl), oder aus einem kurzen Buchstaben mit oder ohne folgenden Consonanten (a, ma; al, mal) heißt ein nêr asei („grade Bewegung"); zwei Silben, wovon die erstere ein einfacher kurzer Buchstabe, die folgende aber ein kurzer oder langer Buchstabe ist, mit oder ohne folgenden Consonanten (patu, patâ; patum, patâm), sind ein nirei asei („Reihen-Bewegung").

Fängt nun ein Wort mit einem einfachen kurzen Buchstaben an, so wird zuerst ein nirei asei abgezählt (puli in pulimâ ist ein nirei asei; ebenso aber auch itum in itumpei); fängt es mit einem langen Buchstaben an, so kann dieser natürlich nur ein nêr asei bilden (tê in têmâ ist ein nêr asei).

Wenn, nachdem das ganze Wort auf diese Weise scandirt ist, noch ein kurzer Buchstabe übrig bleibt, so gilt er als ner asei. (So ist, in atanki, atan ein nirei- und ki ein ner asei.)

Aus der mannichfachen Verbindung dieser asei miteinander entstehen vier Hauptklassen metrischer Füße (sîr):

I. solche, die aus 1 asei bestehen.

A.	1 ner	(nâl)***
B.	1 nirei	(malar).

II. solche, die aus 2 asei bestehen.

A.	2 ner	(têmâ)
B.	1 nirei, 1 ner	(pulimâ)
C.	2 nirei	(karuvilam)
D.	1 ner, 1 nirei	(kûvilam).

* Dieß ist ein berühmter Ort der Römer. Beschi baute dort eine Kirche.

** Der Vocal, der dem Consonanten folgt, bildet mit demselben nur Einen Buchstaben. (Danach ist ks ebensowohl nur Ein Buchstabe als k; nicht aber ak.)

*** Diese Beispiele geben zugleich die Namen für die metrischen Füße her.

III. ſolche, die aus 3 asei beſtehen, deren letztes ein nêr iſt.*

A.	3 ner	(têmânkâj)
B.	1 nirei, 2 ner	(pulimânkâj)
C.	2 nirei, 1 ner	(karuvilankâj)
D.	1 ner, 1 nirei, 1 ner	(kùvilankâj).

IV. ſolche, die aus 3 asei beſtehen, deren letztes ein nirei iſt.**

A.	2 ner, 1 nirei	(têmânkani)
B.	1 nirei, 1 ner, 1 nirei	(pulimânkani)
C.	3 nirei	(karuvilankani)
D.	1 ner, 2 nirei	(kùvilankani).

Die Verbindung dieſer Füße zu beſtimmten Versmaßen unterliegt ſehr ſtrengen Geſetzen: ſo muß in gewiſſen Versmaßen das asei, das den vorſtehenden sir endet, den folgenden anfangen u. ſ. w. u. ſ. w.

Die tamuliſchen Verſe haben außerdem eine doppelte Conſonanz, die eine zu Anfang der Zeilen („etukei"), die andre in der Mitte (mônei). Zur erſtern, die unſerm Reim am nächſten kommt, gehört, daß, in den entſprechenden Zeilen, die Quantität des erſten Buchſtabens die gleiche, der zweite Buchſtabe aber (wo möglich ganz) derſelbe ſei. Die zweite, die unſrer Alliteration entſpricht, gründet ſich auf das Geſetz, daß der Buchſtabe, der eine Zeile beginnt (oder doch ein ähnlicher), wenigſtens einen der folgenden Füße anfangen muß. Hier ein Kuralvers als Beiſpiel für Proſodie und Conſonanz:

1)	Malar misei	jêkinân	mân ati	sêrntâr
	nirei nirei	ner nirei	ner nirei	ner ner
	(karuvilam)	(kùvilam)	(kùvilam)	(têmâ)
2)	Nilamisei	nitu	vâl'vâr	
	nirei nirei	ner ner	ner ner	
	(karuvilam)	(têmâ)	(têmâ).	

Die etukei liegt in Ma-la und Ni-la (ma und ni haben gleiche Quantität; la und la aber ſind identiſch). Die mônei liegt für die erſte Zeile in ma, mi, und mâ; für die zweite in ni und nî.

73. (S. 42) Eigentl. Sî (v. Çrî)-Kâl'i (ſpr. Sichâzhi).

74. (S. 42) In Schialli lebte unter andern Sampantar. Auch Muttuttândavar ſtammt von dorther. Seine Kirttanam (eine Art liturgiſcher Lobpreiſungen) auf Sabânâtar (den Gott von Sittambalam, = Siva) ſind 1845 zu Madras gedruckt worden.

75. (S. 42) Faſt bei jedem bedeutenden Tempel hat der König von Tanjore ein Abſteigequartier.

76. (S, 43) Siehe meine Bibliotheca Tamulica, 1. Bd., S. 98.

* Hier iſt bloß ein nêr zu Nr. II. hinzugefügt.
** Hier iſt bloß ein nirei zu Nr. II. hinzugefügt.

77. (S. 45) Ueber die „Viertausend-Brahminen" siehe S. 121.

78. (S. 46) Auch Vischnu hat dort, außer Mâtâ („Mutter" = Parvati) und Pillejâr (Ganesa), ein Heiligthum.

79. (S. 46) Außer der Sit-Sapei („Geisthalle") ist dort auch eine Têva-Sapei („Götterhalle" — der Ort, wo sich alle Götter zur Anbetung Sivas versammeln), eine Nirutta-Sapei („Tanzhalle" — der Ort, wo der Gott tanzte, und wo seine Verehrer noch stets zu Ehren des Gottes eine Art Tanz aufführen), eine Kanaka-Sapei („Goldne Halle") und eine Sittira-Sapei („Bild-Halle").

80. (S. 46) Eigentl. Tiruvâtavûrarpurânam = „Purânam des (Mânikkavâsâkar) von Tiruvâtavûr („Heiliger-Streit-Ort")". Eine englische Uebersetzung des sechsten Kapitels findet sich in Journal of the Ceylon Branch of the Roy. As. Soc. 1846, No. II, S. 63 u. fgg.

81. (S. 47) „Siva's Auge", die Eläocarpus-Beere. Eine Kette davon gebraucht der Sivait als eine Art Rosenkranz.

82. (S. 48) Nicht alle Sivaiten folgen dem sogenannten Seivâsâram „Saiva-Brauch" (d. i. Enthaltung von allen Fleischspeisen). Diejenigen, die ihm folgen, sind besonders die Guru's, die Mutaliâr's, die Satti's und die Vêlâlar.

83. (S. 48) Eigentl. Fleischesser. Siehe Band III, Anm. 62.

84. (S. 48) Jadjnavalkja I, 111.

85. (S. 48) Bhagavadg. Gesang 2, Vers 45 u. 46.

86. (S. 49) Bibliotheca Tamulica, sive opera praecipua Tamuliensium, edita, translata, adnotationibus glossariisque instructa a Carolo Graul. Lipsiae, 1854. Dörffling & Franke. Der erste Band, in deutscher Sprache, enthält drei Schriften zur Erläuterung des Vedantasystems (Uebersetzung und Erklärung): Kaivaljanavanîta, Panchadaçaprakarana und Âtmabôdhaprakâçika. Der zweite bringt den tamulischen Text der erstgenannten Schrift mit englischer Uebersetzung, Glossarien und sprachlichen Anmerkungen, so wie einen Abriß der tamulischen Grammatik nebst leichten Lesestücken mit Transliteration, doppelter Uebersetzung (interlinear und frei) und einer vollständigen grammatischen Analyse. In dem ersten sowohl als in dem zweiten Bande findet sich auch eine Erklärung von etwa hundert sanscritischen, auf das Vedanta-System bezüglichen Kunstausdrücken.

87. (S. 49) Bibl. Tamulica, Tomus I, p. 58.

88. (S. 50) Jadjnavalkja I, 113.

89. (S. 56) Der englische Name Calymere ist aus Kallimêtu („Euphorbia-Hügel") entstanden.

90. (S. 56) Vêtâranijam „Veda-Wald". Nicht weit davon ist ein Ort, der den Namen des Agastja trägt.

91. (S. 58) Eine Art Ober-Peon mit etwa 15 Rup. monatlichen Gehalts. Ein Taſſildar (einheimiſcher Collector) hat etwa 100 Rup. monatlich.

92. (S. 58) Kôtikkarei „Eckufer" (Kap-Ufer).

93. (S. 59) Purapporul von Eijanâritan, in dem Kapitel über Potuvijal, unter der Kilavi „Kâtuvâl'ttu".

94. (S. 60) Wir zahlten für das Stück 12 gute Groſchen, was nach Hindubegriffen nicht billig iſt. Für ein Huhn verlangten ſie hier drei gute Groſchen, während es in Trankebar nur einen koſtete.

95. (S. 64) Sämmtliche franzöſiſche Beſitzungen in Oſtindien haben nur Einen Gouverneur, — in Pondiſchery; es iſt aber ein Adminiſtrator in Kareikal, ein zweiter in Mahi, ein dritter in Chandernagor.

96. (S. 65) Beliebte Dramen ſind: Rama, Bharata, Sakuntala, Haritſchandra, die Kuraver-Frau von Kurrâlam u. ſ. w.

97. (S. 71) Gewöhnlich Kollitam, richtiger vielleicht Kollitam „Mord-Ort". Der Colerun iſt ſehr reißend; er fordert jedes Jahr ſeine Opfer an Menſchenleben.

98. (S. 72) Eigentl. Tiruveijâru „Heiliger Fünf-Fluß"?

99. (S. 76) Zwei Drittel deſſelben ſind iriſche Katholiken. Außerdem ſind dort zwei einheimiſche Regimenter.

100. (S. 80) Er iſt dem Siva als Tâyumânasvâmi („der Gott, der auch eine Mutter wurde", indem er ſich einer armen Waiſe annahm) gewidmet. Siehe das letzte Kapitel in Tirisirâmalei-Purânam.

101. (S. 86) Eigentl. Mâjûram „dem Pfau zugehörig".

102. (S. 86) Mayaveram hat, ſo weit ich es habe erkunden können, 26 Heiligthümer. Darunter ſind nur etwa vier bis fünf viſchnuitiſche. Unter den ſivaitiſchen befinden ſich ungefähr ſieben für Ganeſa, eben ſo viele für böſe Gottheiten weiblichen Geſchlechts und drei bis vier für böſe Gottheiten männlichen Geſchlechts.

103. (S. 86) Vira Sâmi Ajjeruteija Kâsijâttireissarittiram. Madras; printed at E. Gordon's press. 1835. S. 21.

104. (S. 87) Bambus zahlt gar keine Abgabe.

105. (S. 91) Der Mörtel hier iſt doppelter Art: Muſchel- und Steinkalk, und obgleich er dreimal mehr auszuhalten hat, doch dauerhafter.

106. (S. 94) Siehe Anm. 18.

107. (S. 96) Nach Stevenſon (ſchottiſchem Caplan in Bombay).

108. (S. 98) Alle in Klöſtern lebenden Sanjaſi's (ſanſc. Adhina S. „abhängige S.") nennt man „Tampirân"; ſiehe Anm. 46, den Vorſteher aber Perijatampirân „Groß-Tambirân".

109. (S. 103) Er war ein Velalen aus Tinnevelly, wo ſeine Familie noch immer den Titel Kavirâjer („Dichterfürſt") führt. Schon im fünften Lebensjahre ſchrieb er eine Hymne zum Preiſe des Kartikeya zu

Tritſchendur und bald darauf eine andere zum Lobe der Minatchi Ammen zu Madura. Er ſtand ſpäter an der Spitze eines Kloſters zu Benares. (Siehe Vorrede zu Stocke's Ueberſetzung des Nitineerivilakkam; Madras 1830.)

Das Kloſter zu „Tarumapuram" ſowohl als das zu „Tiruvâtuturei" ſind in den Händen der Velaler.

110. (S. 103) Berühmte „Matam" oder Klöſter ſind auch in Madura, Sittambalam, Conjeveram. Die zu Tiruvarur (wovon das erſte Kavi der Manu niti kanta purânam in dem Perijapurânam handelt) und zu Kaviſtala (zwiſchen Combaconum und Valangkamân?) ſtehen mehr im Rufe der Frömmigkeit als der Wiſſenſchaftlichkeit.

111. (S. 104) „Achtglied" diejenige Art religiöſer Proſtration, wobei acht Glieder in Betracht kommen: Stirn, beide Schultern, Bruſt, beide Hände und Füße.

112. (S. 113) Kural, Theil II, Decade 74, V. 7.

113. (S. 113) Die claſſiſchen Grenzbeſtimmungen in Bezug auf das Tamulenland ſind: 1) im Oſten Kuna- oder Kil'katal (Oſtmeer), 2) im Weſten Kutaku Malei (das Kurggebirge), 3) im Süden Kumari oder Kannijâkumari (Cap Comorin), und 4) im Norden Tiruppati oder Vatavênkatam (das nördliche Vênkatam, im Gegenſatz zu dem ſüdlichen bei Madura).

114. (S. 113) Im Süden die „Arumbaly* lines". (Sie beginnen etwa vier engl. Meilen nördlich vom Cap Comorin; nach einem Lauf von etwa fünf M. iſt dann die ziemlich zwei M. lange ſtark befeſtigte Oeffnung); vier M. weiter nördlich ein andrer Paß (Punahgoody faſt gegenüber); noch 75 M. nordnordweſtlich davon eine dritte Oeffnung, der Arangole**-Paß (nahe bei Shencottah). — Der durch die letztgenannte Ghatſpalte blaſende Weſtmonſum wird, an der Seeküſte, von Tritſchendur bis zur Provinz Ramnad geſpürt.

115. (S. 114) Kural, Theil II, Decade 74, V. 7.

116. (S. 115) Führt doch bekanntlich einer der Tſchola-Könige den Titel Kâttuvetti „Wald-Fäller".

117. (S. 115) Punanâtu. Der Beherrſcher des Landes ſelbſt führte den Titel Punanâtan „der Waſſerländiſche".

118. (S. 116) Kûrei (ein gewiſſes Zeug, das dort gewebt wird) und Nâtu (Land).

119. (S. 122) Siehe den folg. Band unter „Ausflug nach Sadras".

120. (S. 122) Siehe den folg. Band unter „Die Sieben Pagoden".

121. (S. 122) „Kânsipuram", auch „Kassi" (ſprich Katschi). Siehe den folgenden Band unter „Reiſe nach Conjeveram".

---

* Arumval'i „ſchwerer Weg"?

** Bei Laſſen Ariangavalk. (Ind. Alterth. 1, 55.)

122. (S. 123) Ueber Tontei-mantalam („Dienſt-Land"?). Taylor neigt zu der Annahme, daß dieſes Gebiet (das früher von weit größerm Umfang war, als der von dem jetzigen Tondaman von Puducottah beherrſchte Diſtrict) urſprünglich eine dem Tſcholakönigreiche untergeordnete Herrſchaft war. Siehe Taylor's „Oriental Historical Manuscripts", Band II, S. 66.

123. (S. 125) Auf der Weſtküſte fand ich das Sanſcritwort Bhûta für Dämon in gewöhnlichem Gebrauch; im Tamulenlande bedient man ſich in der Regel des ächttamuliſchen Pêj (Pêjkôvil, Teufels-Tempel). Wenn dieſes Wort einem Thiere, einer Pflanze oder ſonſt einem Dinge adjectiviſch vorgeſetzt wird, ſo bedeutet es „wild, ſchlecht, toll". Eine Ableitung des Wortes weiß ich nicht anzugeben.

124. (S. 129) Kotumpâvi. Dieſe Figur ſtellt offenbar den allgemeinen Sündenbock dar. — Wenn Âditya Purâna unter den Bräuchen, die nur in den drei erſten Zeitaltern Geltung hatten, „das Opfer eines Stieres, eines Menſchen, oder eines Pferdes" mit aufzählt, ſo kann man kaum anders, als annehmen, daß früher auch die ariſche Bevölkerung ſich an den Menſchenopfern hier und da betheiligte. (Siehe Lois de Manou, par A. Loiseleur Deslongchamps, S. 462.)

125. (S. 129) Siehe Eiyanâritan, Akapporul, Kânsippatalam, Pêjkkânsi.

126. (S. 129) Man unterſcheidet zwiſchen dushta dêvatâ („böſe Gottheit") und bhûta („Dämon"). Ich beſitze eine Liſte von 123 Namen der erſtern und von 40 Namen der letztern Klaſſe. Die Zahl der namhaften Bhuta's wurde mir übrigens als ſich auf 721 belaufend angegeben. Man ſagte mir außerdem von 1008 (wohl nur nach der Zahl der Sivatempel; vergl. Anm. 133) Sâttân's*. Darunter ſind: Kutti-S. (der kleine S.), Pal'ukkâ-S. (der nicht alternde S.), Malei-S. (der Berg-S.), Pi-S. (der Dreck-S.), Sappâni-S. (der lahme S.), Ninampitunki-S. (der Fett-verſchlingende S.), Pinantinri-S. (der Leichen-freſſende S.), Miruka pajankara-S. (der Thier-ſchreckende S.), Koleivili-S. (Hochgrund-S.), Amirta-S. (Ambroſia-S.) u. ſ. w.

127. (S. 131) Auch Keijanâr.

128. (S. 131) Ein Titel ſolcher Sudra-Hierophanten iſt: Marulamakkal „Kinder der geiſtigen Verwirrung".

129. (S. 131) Die lichte Form ſoll Eijanâr appan, die düſtere Eijanâr Perumâl genannt werden.

130. (S. 131) Siehe Anm. 126.

131. (S. 132) Die Sivaiten behaupten natürlich nicht bloß, daß ihre Religion aus dem Norden ſtammt, ſondern auch, daß ſie die Ur-

* Der hebräiſche Name des Teufels, etwa durch Muhamedaner eingeführt? Die Tamulen ſetzen ihn in Verbindung mit Sâttan (einem Menſchennamen).

religion ist. Die fünf Urstämme, die als aus dem Gesichte des Sadâçiva hervorgegangen dargestellt werden, nennen sie Âdi saiva (Ur-Sivaiten). Siehe Perija Purânam S. 78 (Madras-Ausgabe), und Sâti-Pêta-Nûl.

132. (S. 132) Suppiramanijan (der sanscr. Kârtikêya) hat fünf namhafte Plätze der Verehrung: 1) Tirupparankunram (Skandamali bei Madura), 2) Pal'ani (Pyney), 3) Tiruvêrakam, 4) Tirussîraleivâj (Tritschendur), 5) Sôleimalei (Alagarmali bei Madura). — Als den sechsten rechnet man: Kunrukal „die Hügel" im Allgemeinen, als deren Schutzherr er gilt.

133. (S. 133) Man giebt 1008 Siva- und 108 Vischnu-Heiligthümer an. (Ich besitze eine vollständige Liste der letztern.)

134. (S. 135) Der eine ist Putukôttei in Tinnevelly. Die Anhänger des Sakti-Dienstes linker Hand, die sich dort zu ihren nächtlichen Orgien versammeln, sollen den Namen Ettu el'uttu vêtakârar („Leute mit dem Veda der sieben Buchstaben") führen. — Der andere ist Perijapâleijam in der Nähe von Madras. „Dort — so sagt der in Anm. 103 erwähnte Reisebeschreiber — existirt Paramâtmâ in der Gestalt der Sakti, und die Leute vollbringen dort, dem Dienste der Finsterniß (Tâmasa) hingegeben, ihre Gelüste." (S. 1.)

135. (S. 135) Der Hauptort der Djainas westlich von Conjeveram scheint Tschittambur zu sein. Siehe Basler Magazin 1844, III, Abschn. 5 u. 6.

136. (S. 136) Das Pansâtsaram. Es giebt ein dreifaches Pan., ein himmlisches, ein geistiges und ein leibliches. Erstens das himmlische: Aus dem Lichte dieses Mantra's, das sich weder sprechen noch schreiben läßt, emanirt die Suttamâjei oder der reine Aether, daraus Param, das „höchste Princip", daraus Paratêkam „höchste Lieblichkeit", daraus Paramâttumâ „höchste Seele", daraus Paramasivam „höchste Seligkeit". — Zweitens das geistige: Die Symbole dieses Mantra können mindestens geschrieben werden. Sie sind â, u, m (ôm), vintu, nâtam. Sie emaniren in folgender Ordnung: Parasivam, nâtam, vintu, m, u, â. Aus diesen fünf mystischen Gewalten stammen die fünf höhern Götter: Satâsivam, Îsvaran, Iruttiran, Sivan, Vishnu, Piramâ, und die entsprechenden Sakti's. — Drittens das leibliche: Dieses läßt sich schreiben und sprechen. Es lautet: Na, ma, si, vâ, jâ („Preis sei dem Siva!"). Die ganze Weltschöpfung in ihrer elementlichen Fünftheilung entstammt demselben.

137. (S. 137) Es werden hierbei folgende Schriften genannt: Tiruvâsakam (s. Anm. 53), Têvâram (s. Anm. 60) und Tâjumânavar. (Die philosophisch-mystischen Gedichte des letztern — Tiruppâtarrirattu — sind 1851 zu Madras gedruckt worden.)

138. (S. 147) Siehe Laſſen's Indiſche Alterthumskunde, Th. I, S. 527 u. fgg.

139. (S. 149) Siehe Bd. III, Anm. — Auch D. Max Müller hat in ſeinem „Letter to Chev. Bunsen", weſentlich aus denſelben Gründen, für einen Zuſammenhang der Dravidaſprachen mit den turaniſchen ſich entſchieden erklärt. — Ich habe an der angeführten Stelle (Bd. III, S. 349, Anm. 131) vergeſſen, auf das Geſetz der Vocalharmonie hinzuweiſen, das in den tatariſchen Dialecten ſo allgemein iſt, und auch in der Dravida-Familie bis zu einem gewiſſen Grade vorkommt. Im Telugu z. B. heißt paluku ſprechen, und paliki geſprochen habend; das eine i hat offenbar das andre nach ſich gezogen. Aus paliki wird durch Anhängung von tini „Ich ſprach"; die beiden i dieſes Anhängſels verdanken ihren Urſprung ſicherlich auch dem harmoniſirenden Einfluſſe der vorhergehenden Vocale. Ein ähnlicher Einfluß zeigt ſich in dem Negat. palakanu ich ſpreche nicht; hier hat das negirende a in ka das u in lu ebenfalls in ein a verwandelt.

Die ſeitdem veröffentlichten Arbeiten Kölle's in Bezug auf afrikaniſche Sprachwiſſenſchaft ſcheinen die Thatſache, daß auch ein Theil der afrikaniſchen Sprachen auffallende Aehnlichkeiten mit dem turaniſchen Sprachgeiſt zeigt, in hohem Grade zu beſtätigen. Ueber das Woher dieſer Erſcheinung läßt ſich zur Zeit noch nichts Beſtimmtes ſagen.

140. (S. 149) Ich habe in Indien zuweilen ein großes Gewicht auf dieſe lexicaliſchen Anklänge des Tamuliſchen an die weſtariſchen Sprachen legen hören (z. B. kuru, curtus, kurz; kulir, kühl, cool; pen, femina; mâ, mas; suvei, sap, Saft; pul'uti, pulvis; tûsi, dust; man, manere; pun, Wunde; irumpu, iron; surunku, to shrink, ſchrumpfen; peru, bairan (goth.) to bear, gebären; kol, to kill; vânku, (emp)fangen, u. ſ. w. u. ſ. w.; allein hierbei iſt die bekannte philologiſche Thatſache nicht außer Acht zu laſſen, daß oft die unähnlichſten Wörter ſtammverwandt ſind, die ähnlichſten aber auch gar nichts mit einander zu thun haben.* Solche Wörter, deren Anklang an weſtariſche durch das Sanſcrit geſchichtlich vermittelt iſt, können ohnehin nicht in Betracht kommen.

141. (S. 149) Arriani Hist. Ind. VII.

142. (S. 149) Laſſen, Ind. Alterthumsk. I, S. 161.

143. (S. 150) Siehe Band III, S. 240 u. 343, Anm. 95.

144. (S. 150) Beide Namen — Paleijar und Polijar — ſind, ſo

* So klingt z. B. pôru (ſprich pôru) „das Erzeugte, das Kind" vollſtändig mit „Bör" d. i. „Erzeugter" (ein germaniſcher Göttername) zuſammen, und das um ſo mehr, als das ſchließende u in dem tamuliſchen Worte elidirbar iſt und nur Tenues am Anfange tamuliſcher Worte ſtehen können; der Grundbegriff des peru aber, von dem pôru kommt, iſt nicht „tragen" (wie in Bör), ſondern „bekommen". (Vergl. das engl. get und beget.)

gut wie Pulijar, ursprünglich mit „Puleijar“ (Bd. III, S. 330, Anm. 62) identisch. — Die Polijer sind die in Hörigkeit versunknen Urbewohner der Pulney-Berge, die Paleijer die freigebliebnen Urwäldler. Ueber beide im folgenden Bande, bei Gelegenheit der anglikanischen Mission auf den Pulney-Bergen, ein Mehreres.

145. (S. 150) Lassen, Ind. Alterth. I, 161.

146. (S. 152) Siehe S. 262.

147. (S. 152) Tenkalei und Vatakalei. Die letztern kamen aus dem Norden und behielten eine Vorliebe für ihre heiligen Bücher in der Sanscritsprache (bes. für das von Ramanuja verfaßte Çrî Bhâshja. Die erstern ziehen das Tivvijappirapantam (Anm. 8) vor; beide aber machen darauf Anspruch, Bekenner der zwei Vedas genannt zu werden. Ein im Jahre 1850 in Madras gedrucktes Werkchen „Srîmat Tennâsârijar Pirapâvam“ verficht die Würde des Südzweigs.

148. (S. 153) Siehe S. 8.

149. (S. 153) Siehe Anm. 8.

150. (S. 156) Siehe S. 39.

151. (S. 159) Nach Manu im achten Lebensjahre, von der Empfängniß an gerechnet, oder, bei großem Eifer nach dem Studium der Vedas, im fünften Lebensjahre; nach Einigen auch beliebig, je nach der Sitte der Familie (Jadjnavalkja 1, 14). — Die heilige Schnur selbst besteht zwar aus 21 Fäden, diese aber sind in drei Strehnen geordnet. (Vergl. Manu 2, 44.)

152. (S. 160) Diese neun Körner sind: Nellu (Reis), payaru (eine Hülsenfrucht), uluntu (phascolus radiatus L.), kêl'varaku (cynosurus coracam), kampu (holcus spicatus L.), kârâmani (dolichos Catiang L.), tuvarei (cytisus L.), tinei (panicum italicum L.), kollu (Glycine tomentosa L.? oder Gram, eine Art Linsen?).

153. (S. 160) Vâl'ei, wohl zusammenhängend mit vâl' „gesegnet sein“.

154. (S. 161) Siehe Anm. 65.

155. (S. 162) Das Tâli — ein Ornament am Halse der Frau — vertritt die Stelle des Traurings. Es giebt viele Arten desselben, z. B.: pon- (von Gold), pottu- (cirkelförmig), nâkku- (zungenförmig), râma- (mit einer Râmafigur darauf), kuntu- oder mani- (mit einer kleinen Kugel daran), tattu- (plattförmig), sanku- (eine Muschel, besonders in Tinnevelly gebräuchlich), siru oder utkal'uttu- (ein kleines Tali, am Halse befestigt, nicht auf die Brust herabhängend), irattei- (Doppel-T.), kajirru- (Schnur-T.), mara- (von Holz*), siluvei-tâli (Kreuz-T., von Christen getragen).

* In alter Zeit hing der Richter der Frau eines Schuldners, der das Gold-Tali gepfändet worden, eines von Holz um.

156. (S. 167) Tamil' iſt dem Tamulen ſynonym mit inimei („Süßigkeit").

157. (S. 167) Sâti pêtaka nûl („Werk über die Kaſtenunterſchiede") weiſt den Sudras offenbar Ackerbau, Viehzucht und Handel an, — und fügt dann noch als Viertes „Handwerke zum Nutzen der drei ariſchen Kaſten" hinzu.

158. (S. 168) „Er, das Haupt der Ur-Vanikar's, empfängt des Pflügers Gewinn, zieht geräuſchvolle Kühheerden auf, theilt fehlerloſe Waaren aus, lernt die Vedas durch und durch, geht dem Feuer(-Opfer) nach, und giebt Spenden, die er nicht für ſich bewahrt." Purapporul von Eijanâritan, Vâkeippatalam, Vânikavâkei. Sollte nicht das „Ur" (âdi) auf ſolche anſpielen, die ſich im Laufe der Zeit gemiſcht haben?

159. (S. 168) Die Sudras heißen auch Manmakkal „Kinder des Bodens".

160. (S. 168) Als z. B. Sôl'apurattu setti, Sittakâtu setti, Âtûr setti.

161. (S. 168) Nâttukôttei-setti. Sie verehren beſonders den Kriegsgott. Bei ihnen iſt das Tolleikkâtu („Loch-Ohr") bräuchlich; d. h. ſie durchbohren das Ohr und zerren es ſo lang als möglich. Die Frauen tragen das Sankutâli (Anm. 155), die Männer, bei feſtlichen Gelegenheiten, das Katukkan (Ohrring).

162. (S. 171) Die Vanikar zu Tanjore, zu welchen viele Römer gehören, ſind theils Perun tâli katti vellân setti („vellân-setti's, die das große tâli umbinden"), theils Sanku siru tâli (Anm. 155.) katti v. s. Unter ihnen herrſcht convivium, aber nicht connubium. Es ſind eigentlich Handelsleute der ackerbauenden Klaſſe (Vêlâlar).

163. (S. 171) „Die Beſchützung des Landes kommt den Kriegern zu. — Beiden, den Theologen und den Kriegern, gehört das Geſchäft der Geſandtſchaft. — Wenn aber ein ausgezeichneter Name vorhanden iſt, ſo iſt Beides zur Uebernahme geeignet auch für die beiden Andern; d. i. Vaisja's und Sudra's" (Akapporul von Nampi, I, 74—76). Den Vêlâlar'n insbeſondere wird die Fähigkeit, Geſandte (Miniſter und Gelehrte) zu werden, zugeſprochen.

164. (S. 171) Kankâkulam.

165. (S. 171) Kârâlar (kâr Dunkel, Wolke, Regen, Pflügezeit, und âlan Handthierer) = Pflug-Handthierer.

166. (S. 172) Kinder, gewiſſermaßen des Königs. Pillei ſcheint geradezu in der Bedeutung von Königsſohn vorzukommen. (Siehe Purapporul von Eijanâritan, II, 7, 8, 9, 11.) Vergl. kurisil „männliches Kind, König, Edelmann".

167. (S. 174) Kôtteiparru (oder pattu?) - Vêlâlar.

168. (S. 175) Tol'uva Vêlâlar. Früher sollen sie Mâlei Vannâr („Abend-Wäscher"?) geheißen haben. Sie sind theils Sivaiten, theils Vischnuiten.

169. (S. 175) Akamuteijân („Hausbesitzer"). Oder vielleicht Akampatijan? (Jemand, der im Innern des Palastes oder der Pagode zu thun hat).

170. (S. 175) Kârkâtta V. („Regenwartende V.").

171. (S. 145) Iteiyar „Mittlere" (zw. Ackerbauern u. Kaufleuten).

172. (S. 145) Taruma-kilei.

173. (S. 177) Siehe Akapporul von Nampi I, 22.

174. (S. 177) Siehe Anmerk. 169. „Ulvêleikârar" („Innen-Beschäftigte").

175. (S. 177) Kôtpattu (?) A.

176. (S. 177) Râsapôsa (?) A. Es giebt auch Pillûr- und Karumpûr-A.

177. (S. 178) Akapporul. Ich gedenke nächstens eine Uebersetzung des Akapporul von Nampi, das ein bedeutendes Licht auf die häuslichen Verhältnisse der Hindus wirft, in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Ges. zu geben.

178. (S. 179) Vergl. was im folg. Bande bei Gelegenheit der Missionen der anglik. Propaganda über die Valeijer bei Erungalore gesagt ist.

179. (S. 179). Nâttu-Kallar. Sie zerfallen in viele Abtheilungen, als: Vellûr-K., Ârûr-K., Nâttân-K. ꝛc.

180. (S. 180) Siehe das Purapporul von Eijanâritan, Venriperuntinei, unter Êrukolvenri („Sieg im Stierfang").

181. (S. 181) Vergl. Band III, S. 332, Anm. 77, 1.

182. (S. 181) Vergl. Band III, S. 347, Anm. 123.

183. (S. 182) Siehe Purapporul von Eijanâritan, Vetsippatalam, Tutinilei.

184. (S. 182) Konteiyan kûttattu maravar. Sie zerfallen in mehrere Kilei oder „Zweige" („der Großmutter-Zweig, der Mutter-Zweig, der älteste Bruder-Zweig" u. s. w.), die sich nicht unter einander verheirathen.

185. (S. 182) Die Atappa (oder Atcippa)-kârar heißen auch Kal'uku malei santânakârar „die Abkömmlinge von Kal'uku malei" („Adlersberg"). Dort nämlich (im Gebiete des Zemindars von Ettijâpuram, in Tinnevelly) soll ihr Âtikôvil („Urtempel") sein.

186. (S. 182) Ein Mehreres siehe Maravar sâti sarittiram. Das tamulische Manuscript, das ich bloß excerpirt habe, befindet sich in der College-Bibliothek zu Madras. (Marava Sathi Vernanam." Translated with introd. observ. by W. Taylor, Madras Journal of Lit. and Sc. Vol. IV, 1836.)

187. (S. 183) Sânân (= Sândrâr, eine ähnliche Kaste an der Nordküste Ceylons?). Siehe „The Tinnevelly Shanars: a sketch of their religion and their moral condition and characteristic as a caste etc. By the Rev. R. Caldwell, Missionary, at Ideyengudi, Tinnevelly. Madras, 1850.)

188. (S. 184) Z. B. in Salem. Siehe den folg. Band.

189. (S. 185) Er nennt sich gern Valankamattân („Rechte-Hand-Kastenmann") vorzugsweise.

190. (S. 185) Vêlân, von demselben Worte, aus welchem Vêlâlan gebildet ist, vêl nämlich („Arbeit").

191. (S. 185) Kuravar, von kunru Berg. Die Grundbesitzer auf den Pulney-Bergen finde ich Cwaravars genannt (Mad. Quart. Miss. Journal 1852, 370); dieß ist offenbar derselbe Name. — Man redet von Murankatti-K. („Sieb machenden K."), von kûtei mutei-K. („Korb und Schirm machenden K."), von Pâmpâtti-K. („Schlangen spielen lassenden K.") u. s. w. u. s. w.

192. (S. 187) Sie essen nicht, wie die übrigen Kuravar, Schweinsfleisch.

193. (S. 187) Patinettâm-perukku „die 18te Fluth", d. i. die Fluth am 18ten Tage.

194. (S. 188) Ottan.

195. (S. 188) Vannân.

196. (S. 188) Ampattan.

197. (S. 189) Pareijar von Parei „Trommel". Man hat das Wort wohl auch als eine verderbte Form von „Puharri" oder „Puharriyah" angesehen; die umgekehrte Annahme möchte bei weitem mehr Wahrscheinlichkeit haben.

198. (S. 190) Andere sind: Tipparei „Feuer-Pariah" (der, bei einem gewissen Feste, den Topf mit dem Feuer trägt?); Ampupparei „Pfeil-Pariah" (Jäger?); Murasapparei (murasam ist eine Art Trommel) u. s. w.

199. (S. 193) Wenn ich hier und im Folgenden von Buddhisten rede, so will ich es in dem allgemeinen Sinne genommen wissen, in welchem es die Djaina's (Samanar, Arukar im Tamul.) mitbefaßt. Die tamulischen Gelehrten behaupten, daß von den Buddhisten im engern Sinne gar keine tamulischen Schriftwerke existiren. (?) Folgende Werke hauptsächlich gelten ihnen, außer den im Text genannten, als djainaitisch: 1) das Akattiam (das älteste grammat. Werk, das dem Agastya zugeschrieben wird), 2) das Tolkâppiam (das zweitälteste gramm. Werk), 3) Nâlati (ein gnomisches Gedicht, der Vorläufer des Kural), 4) Nampi's Akapporul Vilâkkam (Lehre von den erotischen Sujets), 5) Sintâmani (Geschichte des Sivakan, eines Djaina-Fürsten). Die drei letzten Werke

tragen ihren nicht-brahmanischen Ursprung an der Stirn. — Daß Djaina's insbesondere als Verfasser der classischen philologischen Schriften gelten, scheint aus einem alten Sprichwort hervorzugehen: „Was Philologie anlangt — die Philologie der Samaner! was Glauben (patti, von dem sanscr. bhakti) anlangt — der Glaube der Saivas! was Erlösung (mutti, von dem sanscr. mukti) anlangt — die Erlösung der Vaischnavas!"

200. (S. 193) Der Verfasser nennt sich Pavananti, Sohn des Sanmatimuni von Sanakei (Sanakapuram), — und seinen Patron den „löwenhaften" Kankan (ebenfalls Buddhist), Fürsten eines Districts zwischen Madura und Ramnad.

201. (S. 193) Das Werk selbst heißt Tivâkaram. Man hält den Sêntan nicht sowohl für den Verfasser, als für den Patron. Aeltere Manuscripte sollen, statt mit dem Namen Sivan, mit dem Namen Arukan beginnen: dieß einer der innern Hauptgründe, daß das Werk von einem Djaina herrührt.

202. (S. 202) Mantala purushan, ein Djainakönig. Sein Werk (Sûtâmani nikantu) ist später, als das Tivâkaram.

203. (S. 193) Die neuern lexicographischen Werke von Bedeutung sind, der Zeitfolge nach, von Beschi, Fabricius und Rottler. Das allerneueste Werk der Art ist: A Manual Dictionary of the Tamil language, publ. by the Jaffna Book Society 1842. Es ist ganz in tamulischer Sprache geschrieben und daher nur für denjenigen von Nutzen, der bereits eine tüchtige Kenntniß des Tamulischen erlangt hat.

204. (S. 197) Ich meine die Musterverse für Kriegspoesieen in dem oftgenannten Purapporul des Eijanâritan.

205. (S. 198) Nalassakkiravarttikatei.

206. (S. 203) Siehe Purapporul des Eijanâritan, Potuvijarpatalam, Mûtânantam.

207. (S. 216) Der tamulischen Weisen (Irâkam), deren Wahl von Ort, Zeit, Dichtungsart und Stimmung abhängt, sind 32. Sie bilden 8 Gruppen, jede zu vier; die erste von diesen je vier wird als Mann, die andern werden als dessen Frauen bezeichnet. Jeder dieser 8 Gruppen steht eine Gottheit vor, und je zwei derselben eignen einer der vier Kasten.

208. (S. 216) Z. B. im Kural und im Nâlati (siehe Anm. 199).

209. (S. 218) Kumpakônam „Wasserkrugs-Krümmung". In Combaconum soll es ein Heiligthum des Kumpêsan (Herr des Wasserkrugs") geben, wo, statt eines Götzenbildes, ein mit Erde gefülltes Wassergefäß verehrt wird.

210. (S. 219) Das betreffende Fest heißt Mâmakam. Es wird alle 12 Jahre im Februar zur Zeit des Vollmonds gefeiert. (Dem Ursprunge nach ganz dasselbe, wie das früher zu Tirunawai am Ausfluß des Ponani begangene Nationalfest. Siehe Band III, S. 257.)

211. (S. 220) Combaconum hat etwa zwölf große und ebensoviel kleine Pagoden. Die Hauptpagode ist dem Sârnkapâni („der den Bogen Çârnga in seiner Hand hält" i. e. Vischnu) gewidmet.

212. (S. 223) Asclepias acida. Nach Dr. Royle wird diese in den alten religiösen Ceremonien der Hindus so wichtige Pflanze in dem Gangesthale nirgends gefunden, wohl aber in der Bombay-Präsidentschaft in Central-Indien bis zur Coromandelküste, desgleichen im Pandjab und in der indischen Wüste.

213. (S. 232) Palli, nicht zu verwechseln mit Pallan. (Seite 185.)

214. (S. 232) Eigentl. Pâlcijakkârar, d. i. Leute, die einem Pâlcijam (urspr. „Lager", dann „District eines Feudal-Häuptlings") vorstehen.

215. (S. 232) Utcijar-têvan-sîrmei. „Es ist in seinem Lande ein beinahe unzugänglicher Berg, Pushpakamalei („Blumenberg") genannt, welcher seine (des Königs) Retirade ist, wenn er von einem Feinde angegriffen wird. Er soll nur einen einzigen Zugang haben, welcher mit Kanonen besetzt ist, daher ihn noch kein Feind erobert hat; wie denn beständig für ein bis zwei Jahre Vorrath von Lebensmitteln oben in Bereitschaft gehalten wird." Hallesche Missionsnachr. 1775, S. 1643.

216. (S. 232) 1) „In Madras bei den Engländern; 2) bei dem Hof des regierenden Nabobs; 3) bei dessen ältestem Sohne oder in Tritschinopoli; 4) bei dem Dabhir, welcher die Bestellung der Felder in dem Tanjore'schen Lande zu besorgen hat; 5) bei dem Atschna-Pandiden, der von dem Nabob als Gouverneur in Arcot gesetzt ist, und welcher alles Land vom Collaram-Fluß bis an den Kanawai (oder den Paß in den Gebirgen, durch welchen die Marattier einzudringen pflegen) unter sich hat; 6) bei dem Haider-Alli-Chan." Hallesche Missionsnachr. 1775, S. 1644.

217. (S. 235) Putukkôttei („Neu-Burg"), nicht zu verwechseln mit dem der Küste nahellegenden Pattukkôttei („Seiden*-Burg"), das, weil ihm eine Art Backwater zugute kommt, noch immer in lebhafter Verbindung mit Ceylon steht. In der Gegend von Pattukôttei (und nicht von Putukkôttei, wie Lassen, Ind. Alterth. I, S. 159, annimmt) dürften demnach die *Βαττοι* zu suchen sein; sie waren wahrscheinlich nichts anderes als die dortigen Handthierer mit Pattu „Seide".

218. (S. 245) Ueber seine eigenthümliche Accommodationstheorie siehe „Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien, von Müllbauer", S. 186 fgg. Sie wird von Müllbauer offenbar zu günstig beurtheilt.

219. (S. 246) Im Norden: Sôlei malei (dort ein Tempel des Suntararâsan), Siru malei, Natta malei; im Westen: Nâka malei,

* In dortiger Gegend wird viel Seide gebaut und gewebt (namentlich in Manargudi).

Pasu malei (mit einer Perumâl-Pagode); im Süden drei große Seen; im Osten die römische Kirche, und die der Amerikaner.

220. (S. 247) Vier große Kôpuram (Pagode) und fünf kleine.

221. (S. 247) Die sogen. Sankattâr.

222. (S. 248) Dieses Gedicht (siehe Anm. 67) ist offenbar viel jüngern Ursprungs.

223. (S. 248) So in der Lebensbeschreibung des Tiruvalluver als Anhang zur Ausgabe des Kural von Vêtakirimutaliâr. Etwas anders nach Taylor, Orient. Hist. Manusc., Vol. I., Page 178.

224. (S. 248) Siehe Tiruvalluvamâlei („Kranz des T.") in der Anm. 223 erwähnten Ausgabe des Kural.

225. (S. 250) Die Spitze, in welche Ramnad ausläuft, heißt Râmanâta-kôti „das Cap von Ramnad". In dem ptolem. κῶρυ ακρὸν steckt sicherlich das tamul. kôti (spr. kôri) „Cap", — ein Name, der noch vielen andern Punkten auf jener Küste zukommt. (Vergl. Anm. 92. — Lassen, Ind. Alterthumsk. I, 159. Anm.) Es giebt auch ein Tanuskôti („Bogen-Cap") (wenn ich nicht irre, an der Ceylon zugekehrten Spitze von Rameśseram). Siehe Anm. 227. — Die καρεοι der Alten sind offenbar nichts anderes als die „Meeranwohner" von karei, Ufer (kareijan, ein Meeranwohner, Fischer). Noch sind viele Orte in dortiger Gegend, die auf karei endigen (Kôtikarei bei Point Calimeere; Âttankarei am Ausfluß des Maduraflusses; Kil'karei bei Ramnad)*.

226. (S. 252) Sêtupati. Siehe A chronicle of the Acts of the Sethupati's etc. in Taylor's Or. Hist. Manusc. Appendix, 49 fgg.

227. (S. 253) Dann gehen sie (an Ort und Stelle empfangenen Mittheilungen zufolge) nach Navapâshânam („Neun-Stein"; dort sollen nämlich neun Steine, von Rama in der See aufgerichtet, sein), dann nach Tanuskôti, dann nach Tirupullâni (7 engl. M. südlich von Ramnad, mit einem Vischnu-Tempel), dann nach Tiruputtirakôsamankei (8 M. südwärts von Ramnad, mit einem Siva-Tempel) und zuletzt nach Râsarâsêsvari amman, Tempel im Palaste des „Brückenhüters". (Die Halle neben dem letztern Tempel heißt Râma linga vilâsam (Ramalinga-Halle).

228. (S. 257) Purapp., Karantei, 4, 11, 9.

229. (S. 256) Siehe Taylor's Orient. Hist. Manusc. II, 27.

230. (S. 254) Purapp., Karantei, 14. Dort ist von „Maraveru" die Rede.

231. (S. 261) Folgenden Gottheiten sind die Hauptschreine ge-

* Careas erscheinen in den römischen Missionsberichten aus dem 16. Jahrh. neben Paravas u. s. w. (Geschichte der kathol. Miss. in Ostindien von M. Müllbauer, 1852, S. 187).

widmet: Râmanâtan, Sapâpati (Siva), Visvanâtan, Peiravan, Sêtumâtavar, Anumân, Amman, Visvesvaran, Visâlâtsi.

232. (S. 261) Paritsei Pattamâr „Aufsichts-Priester".

233. (S. 268) In Colombo sind folgende Kirchen und Capellen: 1 schottisch-presbyterianische; 1 holländisch-reformirte; 2 englische Kirchen für Europäer und 2 für Eingeborne (Portugiesen, Singhalesen und Tamulen); 2 wesleyanische Capellen (eine davon für Europäer); 2 baptistische Capellen (eine davon für Europäer); 8—10 römische Kirchen.

234. (S. 272) Siehe meine Uebersetzung derselben in der Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Gesellschaft, Band 8, Heft 4.

235. (S. 273) Der dortige Pächter zahlte jährlich 2 Pfd. 2 Sch.

236. (S. 277) Im Singhalesischen — das Elu, die alte Form desselben eingeschlossen — finden sich sehr viele Tamulwörter, als: il* Erde (eigentl. wohl „Ort"), eliya Licht (tamul. oli), widulja Blitz (tamul. iti), valiye Schwanz (tamul. vâl), kaelaena Wald (tamul. kâtu), gala Stein (tamul. kal), padija Stufe (tamul. pati), immaja Leiter (tamul. êni), perawâja Trommelschläger (tamul. pareijan), kurulla Vogel (tamul. kuruvi), poraja Gefecht (tamul. pôr), pinna Thau (tamul. pani), pata Seide (tamul. pattu), nangi die junge Schwester (tamul. tankassi), akkâ die ältere Schwester (tamul. akkâl), appâ der Vater (tamul. appan) u. s. w. u. s. w. Viele dieser Worte dürften freilich auf geschichtlichem Wege in die singhalesische Sprache eingeschleppt worden sein; es sollte mich aber wundern, wenn das auch in Bezug auf solche Worte wie il, nangi, akkâ u. s. w. der Fall wäre. — Nur eine genauere Untersuchung der singhalesischen Grammatik kann in dieser Beziehung zur vollen Entscheidung führen.

237. (S. 278). Der brahmanische Kriegsgott ist überhaupt der Gott des Berglandes. (Siehe Anm. 132.)

238. (S. 279) Die Buddhisten in Nepal freilich sprechen auch von einem Âdi Buddha „Ur-Buddha" (vergl. Stuhr, Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients, II, 171., und Lassen, Ind. Alterthumskunde, II, 1084 und 1176.), und auch die alten classischen Wörterbücher führen als einen der gangbaren Namen Buddhas Âdidêva „Urgott" auf; ja in dem Commentar zu Sivanjânasittiâr (siehe meine Uebersetzung in der Zeitschrift der D. M. Ges. Bd. 8, Heft 4, S. 727) kommt auch der Name Âdibuddha gradezu vor. Ob man aber mit diesen Bezeichnungen allenthalben den Begriff eines höchsten göttlichen Wesens, von welchem die Schöpfung der Welt ausgegangen, oder hier und da auch nur den Gedanken, daß Sakja Muni nicht der erste Buddha gewesen, damit verbunden wissen wolle, bedarf erst noch eines näheren

* Dies ist nur noch im Hochtamulischen, ist der Bedeutung von „Ort, Haus" ꝛc., gebräuchlich; im gewöhnl. Tamul. existirt es bloß als Partik. zur Bildung des abl. localis.

Nachweises. Der Commentator des Sivanjânasittijâr scheint den Ausdruck zunächst bloß auf frühere Transmigrationen Buddhas zu beziehen (s. am ang. Orte). Es läßt sich übrigens leicht genug verstehen, daß der Buddhaismus, wo er in engerer Verbindung mit dem brahmanischen Hinduthume blieb, seinem System eine Art theistischer Spitze anzusetzen oder vielmehr anzuleimen sich veranlaßt fühlte. Ein heiliger Ernst ist es ihm vielleicht nirgends damit gewesen.

239. (S. 279) Sie soll von einem excommunicirten Priester angestiftet worden sein.

240. (S. 280) Siehe S. 729 in dem unter 234 angeführten Hefte der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft.

241. (S. 280) S. 736 in dem unter 234 angeführten Hefte der Zeitschr. der D. M. Ges.

242. (S. 242) Die übrigen Orte sind Negombo, Nillegalle, Kandy, Kornegalle, Seebua, Galkisse, Angulamy, Morotto, Pantura, Caltura, Galle, Amblangodde, Belligam, Matura, Dondra und Goddapitiya.

243. (S. 285) Siehe den folg. Band.

244. (S. 287) Siehe Jahrbücher der Verbr. des Glaubens 1853.

245. (S. 287) Ein Mehreres über die römischen Ausstellungen an dem protestantischen Missionswesen gedenke ich in den „Missionsnachrichten der ostindischen Missionsanstalt zu Halle" (vergl. Jahrgang VII, Heft I) so wie in der Kirchlichen Zeitschrift von Kliefoth und Mejer zu geben.

246. (S. 288) Seit 1841. Sie zählt nicht über 9 Glieder (darunter ein anglikanischer, ein presbyterianischer, und ein römischer Geistlicher oder Laie.)

247. (S. 290) Report of the Wellicadde Gaol, Colombo, Ceylon, by A. G. Green. Colombo 1850.

248. (S. 296) Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellsch. Bd. 8, Heft 4, S. 727.

249. (S. 306) Tabelle über die Zu- und Abzüge tamulischer Kuli's in den Ceyloner Häfen, von 1841—1848.

Jahr	Angekommen			Abgereist		
	Männer	Frauen	Kinder	Männer	Frauen	Kinder
1841	4,523	363	164	4,243	274	117
1842	9,025	279	166	10,691	345	228
1843	6,298	162	248	18,977	694	482
1844	74,840	1,181	724	38,337	825	535
1845	72,526	698	177	24,623	145	36
1846	41,862	330	125	13,833	48	23
1847	44,085	1,638	417	5,897	79	33
1848	12,308	504	229	12,749	229	65

Man nimmt an, daß die Kuli's von 1841—1846 385,000 bis 400,000 Pfd. St. mit in ihr Vaterland zurücknahmen; der Werth des Reises, der während derselben Zeit hauptsächlich von der Malabar- und Coromandel-Küste nach Ceylon eingeführt wurde, wird auf 2,116,189 Pfd. St. abgeschätzt. Man glaubt übrigens, daß von 1841—1848 nicht weniger als 70,000 Kuli's in Ceylon starben.

250. (S. 308) Siehe Ritter, Ostasien. Band IV. Zweite Abth. S. 255.

251. (S. 313) Siehe den folgenden Band.

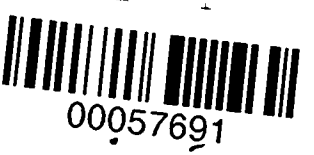
252. (S. 317) Beobachtungen vom Jahre 1849 zufolge fielen von 187 „regenlosen" Tagen 70 in den Januar, Februar und März, während 132 Tage „mit Sonnenschein und Regenschauern" über den Rest des Jahres ziemlich gleichmäßig vertheilt waren. Von 28 Tagen „mit heftigem Regen" kamen 18 auf Juni, Juli und August, während von 18 Tagen „beständigen Regens" 11 in dieselbe Periode fielen.

Zusätze.

Zu S. 123, Zl. 2 von unten: „Die Zählung vom Jahre 1839 ergab als Gesammtbevölkerung der Madras-Statthalterschaft, in welcher die Tamulen etwa die Hälfte der Einwohner ausmachen, an 14 Millionen; die vom Jahre 1851 aber, die mir seitdem zu Gesicht gekommen, weist 22 Millionen auf. Danach dürfte die gegenwärtige Gesammtzahl der Tamulen sich leicht auf 11 Millionen belaufen."

Zu S. 245, Zl. 8 von unten: „Hough (Christianity in India, III, 238.) spricht von einem „fünften", andre von einem „vierten" (an der Stelle des Atharva-Veda?). Vergl. Geschichte der kathol. Miss. in Ostindien, von Müllbauer, S. 177.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.


00057691

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 02 April, 2016